

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

1806

Nr. 27 bis 53.

---

Vierter Band.

---

Herausgegeben

von

Joh. Friedr. Neefe.

BIBLIOTHECA  
ACADEMICAE  
DORPAT.

Mitau, 1806.

Bei Joh. Friedr. Steffenhagen und Sohn,

Königliche Hofbibliothek

1800

1800

1800

Mit Bewilligung der Kaiserlichen Censur-Committee zu Dorpat.

2t.

1800

1802

19823708



---

## Übersicht des Inhalts.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

---

### I. Abhandlungen. Vermischte größere Aufsätze.

Physikalische Erklärung der sogenannten Luftspiegelung. 33. 65. u. 97.

Eine merkwürdige Ambassade nach Sina. 42.

Einleitung zur Erklärung von Boßens Louise. 51.

Dvids achtzehnte Heroide. 129. u. 168.

Verfolgung des Averroes. 181.

Über die Bäder der Alten. 212. u. 247.

Moschos zweytes Idyll. 273. u. 339.

Über die Benennung einer Nichtsphilosophie, mit welcher das neueste System der Philosophie von einigen belegt wird. 381. u. 405.

## II. Literatur.

- Drümpelmanns medicinisch - praktisches Handbuch. 17.  
Kurze Beschreibung der 4ten Hezelischen Erd - Stampf-  
maschine. 49.  
Krüger v. Kriegsheim's Forstwissenschaftliche Bemerkungen. 81.  
Anakreon von Broke. 113.  
Das Fest der Fischer, von Hentsch. 161.  
Afforistische Aufsätze, von Vogel. 161.  
Behmer über das Wachsen und Fortschreiten der Kultur bey dem russischen Volke. 177. u. 193.  
Nordischer Almanach, von Albers. 209.  
Nordisches Archiv, von Kaffka. 1806, 18 u. 28 Bändchen. 225. u. 305.  
Gedichte der Frau Elisa von der Recke, herausgegeben von Tiedge. 242.  
Novitäten von Vogel. 257.  
La neredstiga Indrika Dseefmas. 289.  
Nonna, oder die heilige Weihe. Schauspiel. 337.  
Friebe's Oekonomisch - technische Flora. 373. u. 389.

## III. Miscellen. Vermischte Notizen.

### Kurze Nachrichten.

- Bruchstücke aus auswärtigen Zeitschriften, mit Anmerkungen des Sammlers. 27. — Preisvertheilungen in Göttingen. 30. — Von Mechel tableau gé-

néral des plus hautes montagnes du globe. 30. —  
 Nachricht von Mungo Parks Reise. 31. — Nelsons  
 Biographie. 31. — Fragmente aus einer Reise  
 durch Kurland, von Schlippenbach. 58. 75. 136. 145.  
 188. 198. 235. 260. 298. 321. 353. 394. 412. und 427.  
 — Literarische Naturmerkwürdigkeit. 64. — Ge-  
 schichte der fünf Reisen auf die Spitze des Mont-Blanc.  
 85. u. 107. — Auch eine Beantwortung der Frage  
 im Freymüthigen: Aus welcher Zeit stammt die Re-  
 densart: Er kann einen guten Stiefel vertragen?  
 92. — Übereinstimmung von Svedenborgs Gedan-  
 ken über den menschlichen Schädel mit der Meinung  
 des Dr. Gall. 122. — Nachricht von Redowsky's  
 Reise in dem Nordosten von Asien. 123. — Eine  
 englische Übersetzung des samsceredanischen Gedichts  
 Ramajunu. 124. — Beförderung der Übersetzun-  
 gen alter samsceredanischer Schriften. 124. — Ca-  
 nova geräth bey der Arbeit an seinem Palamedes in  
 Lebensgefahr. 125. — Schillers Denkmal in Rom.  
 125. — Nachricht von Dr. Buchanans Reise. 143.  
 — Nachricht aus Mitau, von Herrn. Haüy's Me-  
 thode, Blinde zu unterrichten. 154. — Die Mode  
 und die Moden. 174. — Luthers Betschaft. 217.  
 — Vorschlag, den Gebrauch der sogenannten Bergel  
 abzuschaffen. 218. — Die Strumpf-Fabrik auf dem  
 Gute Ilgen in Kurland. 252. — Auch die Theu-  
 rung stiftet Gutes. 267. — Aphorismen. 269. —  
 Vaccine in England. 284. — Eine Karte von

Frankreich mit Haaren gestickt. 285. — Die Sanitätsinspektion zu Kopenhagen erhält aus Amerika den Stoff des gelben Fiebers in einer Flasche. 285. — Forum britannicum in London. 285. — Ein Prachtwerk des Baronet Hoare über den Kreuzzug nach Wales 1188. 286. — Der Kaffeemesser. 286. — Der sympathetische Speisetisch. 287. — Mittel gegen das gelbe Fieber. 287. — Bibliothek des Prediger Leistikow. 287. — Männliche Frauen. 293. — Anfragen. 302. Ehrenbezeugung. 304. — Werners Luther. 316. — Über das neue lettische Gesangbuch. 332. — Falsche Abstraktionen eines Weiberfeindes. 336. — Anbau des Mahagony-Baumes. 344. — Berichtigung (einen Aufsatz im Nordischen Archiv betreffend). 386. — Bruchstück aus einem Reisejournal. 421. — Horazens 38ste Ode des 1sten Buchs. 426. —

#### IV. Biographische Nachrichten. Charakteristik und Anekdoten von Personen.

Kaiserliche Belohnung des Herrn Amtsraths Waegner. 48.

Schreiben an den Redakteur über eine im Nordischen Archiv befindliche, Herrn Albers betreffende, Nachricht. 78.

John Kelsey. 152.

## V. Theater, Musik und Deklamation.

- Theater in Mitau (Beschluß). 1.  
Nachricht von der Violinspielerin Gerbini. 115.  
Debüt der Demoiselle Böschel in Riga. 120.  
Theaternachricht aus Mitau (die Koppesche Gesellschaft betreffend). 206.  
Theaternachricht aus Riga. 221.  
Nachrichten aus Riga (die Herren Ellmenreich und Hunnius betreffend). 270. 318. u. 362.  
Eklamatorium über ein Deklamatorium (des Herrn Elzner). 280.  
Theaternachricht aus Mitau (Hrn. Hunnius Darstellungen betreffend). 301.  
Über Hrn. Elzner, den Gelehrten aus Sachsen — in Riga. 347.  
Theaterkritik aus Riga. 364.  
Abfertigung. 437.

## VI. Gedichte.

- Einwurf. 32. — An Minna. 32. — Der Hühnerhof. 62. — An die Lehrer der Nichtsphilosophie. 94. — An Elisen. 95. — Die geschminzte Schöne. 96. — An den unaufhörlich reisenden K. 96. — An Storag. 112. — Gott (nach dem Ruffischen). 126. — Das Diplom. 144. — Der natürliche Grund. 160. — Der Dichter Bay. 160. —

Liebe und Gegenliebe. 222. — Gelehrter Wörter-  
streit. 223. — Esprit de corps. 224. — Der  
Herr im Hause. 224. — Aries, der Sturmbalken-  
kopf. 224. Der Herbsttag. 240. — Maria. 241.  
— Glückliche Vereinigung der Umstände. 272. —  
Letzter Wille eines Neidhards. 272. — Der Fischer-  
poet. 304. — Der Operettendichter. 304. — Die  
Nase. 404. — Altersfreude. 420.

#### VII. Anekdoten.

Der Arzt Renaudot benutzt Zeitungen bey Heilung  
seiner Kranken. 160. — Baucanson und Voltaire.  
288. — Ein Hofmann will Rousseau ein Kompliment  
machen. 288. — Naiver Lobspruch. 288. — Mar-  
quis d'Argenson in der Schlacht bey Raucour. 288. —  
Eine junge Amerikanerin vertheidigt selbst ihre Sache  
vor Gericht. 402.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 27. Mitau, den 2. July 1806.

---

## Theater in Mitau.

(Beschluss des in No. 25 abgebrochenen Aufsatzes.)

Den 13. Juny: Die Organe des Gehirns zum zweytenmal; und hierauf: Philipp und Nanette, Oper in einem Aufzuge, nach Monvel mit Musik von d'Alleyrac, bearbeitet von Herflots. Dieß unterhaltende Singspiel wurde vorzüglich gut gegeben. Madem. Brück'l, als Nanette, Madame Uckermann, als Haushälterin, und Hr. Arnold, als Gewürzkrämer Silberstein, zeichneten sich besonders aus und erhielten ungetheilten Beyfall.

Den 14. Juny wurde das Donauweibchen wiederholt. Das Haus war noch weit stärker besetzt, als bey der ersten Vorstellung. — Es ergeht der Kritik, wie gewissen Menschen aus gewissen Klassen: Nichts ist ihr so hoch, dem sie sich nicht gleichstellen, worüber sie sich nicht erheben sollte; von allem aber, was unter ihr ist, nimmt sie wenig Notiz. Mit dem Donauweibchen sollte sie,

unserß Bedünkens, umgehen, wie mit Jhresgleichen. Denn wäre dieß unter aller Kritik, so könnte es doch unmöglich so viel Aufsehen machen, als es gemacht hat. Das holde Weibchen nimmt überdieß so viel Rück- und Hinsicht, daß es nur drey Tage im Jahr von seinem Geliebten, dem Publikum, in Liebe genossen seyn will. Die Musik ist, wie der Text, gemein, und will dieß seyn, aber darum nicht absolut schlecht. Die Arie No. 3, mit dem schönen, trefflich exekutirten, Flötenakkompagnement, die Romance No. 8, das Duett No. 13 und der Kanon sind die gelungensten Parthien und wurden gut ausgeführt. Madem. Brück's spielte die Hulda äußerst brav und sang vortreflich. Herr Werther hingegen schien uns in der Rolle des Karifari, gegen seine sonstige Art, eine gewisse Unbeholfenheit zu zeigen. In Kleidung und Dekoration hat Hr. Meyrer nichts abgehen lassen: alles ist sehr schön; nur die Wellen der Douau bewegen sich gar zu symmetrisch und die Verwandlungen gehen nicht rasch genug, zuweilen ganz lahm. Es ließe sich behaupten, daß sie zu natürlich — und also nichts weniger als natürlich, im eigentlichen Sinne, waren. Der große Haufe, der überall Wunder liebt, wird sie auch auf dem Theater dafür erkennen, wenn ihre Zubereitung nicht vor seinen Augen geschieht. Er wird nur dann von ihnen ergriffen, wenn sie dem überraschten Sinn sogleich keine natürliche Erklärung zulassen.

Den 15. Juny: Rudolph von Crefi. Wir haben das Nöthige über diese schöne Oper bereits bey Gelegenheit der vorigjährigen Aufführung gesagt. Spiel und Gesang waren heute so schön als damals, und mit Madem. Brück'l hatten wir Ursache noch mehr zufrieden zu seyn. Eine Schauspielerin, die sich in Beinkleiderrollen zu gefallen scheint, — Madame Herrmann — hätte man in diesem Singspiele lieber noch als in manchen andern Stücken entbehrt, da ihr, bey mehreren Erfordernissen, eine Singstimme ganz zu mangeln scheint.

Den 16. Juny: Medea. Ein musikalisches Drama; die Worte von Gotter, die Musik von Benda. — Es ist hier nicht der Ort über die Natur oder Unnatur dieser Gattung weitläufig zu seyn. Allgemeines Glück hat das Melodrama nie gemacht. Doch ist vox populi nicht immer vox dei. Natürlich scheint es, daß im Ehestandsleben der Musik und Poesie auch eine Epoche der Gleichgültigkeit, eine Spannung eintreten mußte, wo die beyden Ehehälften einander zu verstehen gaben, daß, nöthigenfalls, die eine auch ohne die andere leben könne. Wenigstens ist dieß Ref.'s Vorstellung vom Melodrama; — eben nicht die erfreulichste. Rätzlich möchte es demnach seyn, die Ökonomie des Ganzen so anzulegen, daß am Ende eine Annäherung, eine Ausöhnung erfolgte. Das Recitativo würde den Übergang machen, und die

Wirkung würde, nach unserm Erachten, neu und nicht unangenehm seyn. Tonsetzer von feinem Sinn, wie Mozart und d'Alleyrac, haben diese Gattung schon wirklich benutzt; doch nur im Einzelnen. Man scheint gefühlt zu haben, daß der Begriff des Verzerrens und gewaltsamen Zerreißens vom Melodrama nicht wohl zu trennen sey, und hat daher immer solche Subjekte gewählt, die diesem Begriff entsprachen, wie eben Ariadne auf Naxos, Medea u. s. w. So viel ist gewiß, daß ein vollkommenes theatralisches Spiel in dieser Gattung als ein Meisterstück eines Schauspielers anzusehen ist. Madame D h m a n n, als Medea, zeigte sich in der That heute als Meisterin in ihrer Kunst. Wo sich ihre Einbildungskraft die Schreckenthaten malt, die sie in der Folge ausführt, spielte sie mit so viel Wahrheit, daß mehrere Zuschauer sich nach jener Seite hinwandten, wo sie die Greuel-scene schon zu erblicken glaubten. Nie überschritt der Ausdruck der Leidenschaft die Grenzen des Schönen, wenigstens nie für das Auge. Schien für das Ohr manches zu grell, so war es wohl nur, weil dasselbe, statt der Rede, lieber Gesang verlangt hätte. Man kann sagen, daß Madame D h m a n n für hohe tragische Rollen eigentlich kein Sprachorgan hat; aber Ref. kann sich nicht enthalten, gerade hier ihrem Sprachorgan volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Was hilft alle Kunst des Schauspielers, wenn er dem Zuschauer

nicht immer und überall verständlich ist? Deutlichkeit der Aussprache ist Madame D h m a n n, so wie Madame M e y r e r, besonders, und — die Wahrheit zu gestehen — unter allen Mitgliedern der Gesellschaft fast allein eigen; — von ihren vielen Vorzügen gewiß nicht der letzte.

Hierauf folgte: Das Geheimniß, mit Musik von Solie. Es hätte noch komischer gemacht werden können. Nach unsrer Meynung sollte man sich bey dem Komischen nicht so ängstlich vor Übertreibung hüten; denn die Übertreibung selbst wird lächerlich, wenn sie nur nicht ins Gemeine fällt. Es würde sich, besser ausnehmen, wenn Thomas den Brief buchstabirte, als wenn er ihn liest; besser, wenn Thomas vom Rath aus dem Zimmer gleichsam hinausgestäubert wird, als wenn er folgсам hinausstrabt. Mehrere dergleichen, einzeln unbedeutend scheinende, Züge geben doch dem ganzen Gemälde einen lebhafteren Ton. Die Arie: „Ein bewährtes Sprichwort heißt: Selig sind die arm an Geist etc.“ fiel dießmal nicht sehr auf, da voriges Jahr die Wiederholung verlangt wurde. Das Lied: „Weiber, euch setzet die Zeit ein Ziel“ — die schönste Parthie der eben nicht genialischen Musik — wurde durch das geschmackvolle Flötenspiel des Hrn. Piezker ungemein gehoben.

Am 17. Juny abermals das Donauweibchen. Diese zweyte Wiederholung fand, bey der Ankündigung, lauten Widerstand und — was da-

bey das Wunderbarste war — bey der Aufführung ein eben so starkes Publikum als immer.

Den 18. Juny: Don Karlos, von Schiller. Wem ist dieß Meisterwerk unbekannt? — In seiner ursprünglichen Gestalt eignet es sich nicht für das Theater; und selbst bey der Abkürzung, nach welcher es hier gegeben ward, währte es über 5 volle Stunden. Das Schauspiel ging eine Stunde früher an als gewöhnlich (um 5 Uhr) und war um halb eilf erst geendigt. Bey der Abkürzung war also selbst der Hauptzweck davon nicht ganz erreicht. Ref. ist aber auch der Meinung, daß Schiller bey dieser Beschneidung die edelsten Theile seines Don Karlos verletzt finden würde. — Es ist überhaupt ein schwieriges Unternehmen, ein Meisterwerk, an welchem nichts ohne Zweck und ohne wesentliche Beziehung ist, dem Ganzen unbeschadet zu epitomiren. Vorzüglich mußte hier die Wahl der Stellen schwer fallen, die der Schauspielstunde geopfert wurden. Über welche diese auch das Anathema aussprechen möchte — die Schönheit jeder rührt und fleht um Gnade. Aber eine sorgfältige Prüfung mit Geschmack und Einsicht verbunden wird auch die verstümmelten Glieder — wenigstens zu einem täuschenden Ganzen vereinigen. Das letztere schien uns hier nicht ganz der Fall. Gleich im ersten Akt, welcher übrigens schon im Original der kürzeste ist, blieb manches weg, was zur bessern Motivirung des folgenden nicht fehlen durfte;

manche weniger sagende Stelle hatte der bedeutenderen weichen müssen. Ein Beyspiel nur. Die ergreifende, in das Behikel einer Anekdote gehüllte, Erzählung Posa's von der unglücklichen Katastrophe der früheren gesetzlichen Liebe des Prinzen zu seiner Mutter — die eigentlich den Stoff des Ganzen bildet — hätte schon um deshalb, und weil sie eine der schönsten Schilderungen ausmacht, dem Zuhörer nicht entzogen werden dürfen. Doch es würde uns zu weit führen, das Dargestellte kritisch zu beleuchten. Der Zweck dieser Blätter erlaubt uns ohnehin nur einige Worte für die Darstellung selbst. Von dieser kann man im Ganzen nicht behaupten, daß sie völlig gelungen ausgefallen wäre; einen Theil der Schuld davon trägt wohl die Länge des Stückes, die den Schauspieler ermüdet. Das zeigte besonders der letzte Akt. Jedoch war in diesem die Abschiedsscene Posa's und sein Tod, so wie die Scene, in welcher Karlos, an der Leiche seines Freundes, dem Könige seine große That enthüllt, mit das Gelungenste von der ganzen Vorstellung. Auch gehört dahin der ganze Auftritt, in welchem Posa in das Zimmer der Fürstin Eboli dringt und seinen Freund gefangen nimmt. Die Eboli, Madame Laube, war mehr, als wir anfangs hofen, auf ihrem Platz, und verfehlte wenigstens durch ihr Spiel den Eindruck nicht, den jenes erheischt; nur ein wenig Grazie fehlte dem Ausdruck ihrer Leidenschaft. Madame D h m a n n, als

Königin, zeigte mehr Würde als sie dießmal sollte, und schien an manchen Stellen wohl zu kalt. Herr Lange, als König Philipp, und Herr D h m a n n, als Herzog Alba, waren, nach unserm Bedenken, aus ihrem Fach. Schon das Äußere und die ganze übrige Figur beyder widersprach dem Charakter ihrer Rollen. Der letztere war in seiner ganzen Haltung einem Stallmeister ähulicher als einer fürstlichen Person — und der erstere, übrigens viel zu jung für die Rolle, erweckte weder Grauen noch Ehrfurcht. Niemand erblickte wohl in ihm den Mann, vor dem einst eine halbe Welt zitterte. — Kein Wunder, wenn daher auch Posa sich in der Hauptscene so weit vergaß, daß er mit drohenden Gebärden und mehrmals aufgehobener Hand zum Könige sprach. So brav Hr. Porsch übrigens den Posa spielte, so fehlte er doch gerade in dieser Scene. Die Unerfrohenheit und Kühnheit des weltbürgerlich gesinnten Posa durfte vor seinem König sich nicht aus den Schranken der Decenz und des Anstandes wagen. Die öftere drohende Bewegung mit der Hand — eine Gewohnheit, die Hr. Porsch an sich hat — war daher nicht passend. Ref. hielt diese Bemerkung nicht zurück, weil sie — einen geweihten Künstler, der nie Gewohnheiten haben darf, trifft. Bey einem Schauspieler von gewöhnlichem Schlage hätte er sie unterdrückt. — Eine unpassende Besetzung zeigte auch die Rolle des Großinquisitors, für die Hr. La Noche nicht

gemacht schien. — Stücke dieser Art glücken selten, und hier, wie Ref. bemerkt zu haben glaubt, weniger. Wem die Schuld davon gebühre, magst er sich nicht an, zu entscheiden.

Den 19. Juny: Romeo und Julie. Operette von Gotter, die Musik von Benda. Ein altes bekanntes Stück; doch hat es so viel Schönheit und Natur, daß es, wie diese, immer neu und reizend bleibt. Ref. wurde beynah durch keine der übrigen Vorstellungen so ganz befriedigt, als durch diese. Vollkommenheit beruht ja überall nicht auf der Größe des Unternehmens, sondern auf der glücklichen Ausführung. Singspiele der Art werden auf deutschen Bühnen immer eher gelingen, als französische. Tief denken und tief fühlen ist dem Deutschen eigen. Die französische Leichtigkeit bleibt von ihm unerreicht. Alle Rollen waren gut besetzt, nur fehlte es, wie immer, an einer eigentlichen, durchgreifenden Bassstimme; ein Bedürfnis, dem Hr. Ellmenreich in dem Trauerchor diesmal vortreflich abhalf. Madem. Brück'l, als Julie, sang und spielte äußerst brav. Es im Einzelnen nachzuweisen wäre ein undankbares Geschäft. Der Schluß von der Wirkung auf die Ursache wird in diesem Falle von keinem Sceptiker in Anspruch genommen werden. Philomelens Klageöne ließ uns Madem. Brück'l vernehmen, in welchem Shakespear's Geist leise vorüberschwebte. — Mit welcher Empfindung sie gleich das erste

Recitativ vortrug! „Auch sie verstummt, die Sängerin der Nacht. Des Kammers kühle Flügel decken die ganze Schöpfung. Nur mein Auge wacht!“ Lebendige Gefühle, in den zarten Leib der Töne gehüllt, schienen ihren Lippen zu entschweben. So bewies sie auch in der Arie und dem Recitativ zu Ende des zweiten Akts, daß sie mehr als Sängerin — daß sie Künstlerin ist. Das Nachlesen des Textes gewährt den Vortheil, daß man einen tieferen Blick in die musikalische Behandlung werfen und die Kunst des Komponisten leichter durchschauen kann. Es ließ Ref. auch öfters die Bemerkung machen, daß Madem. Brück' l die Wortfolge und einzelne Ausdrücke nicht selten sehr glücklich verändert, bey Wiederholungen die bedeutendsten Worte heraushebt und dem musikalischen Akcent sehr sinnig anzupassen weiß. Dieß Lob gebührt Hrn. Arnold ebenfalls. Unter andern im Texte No. 13: „Beste, du lebst! — Bester ich lebe!“ Wie viel besser und natürlicher: Julie, du lebst! — Romeo, ich lebe! In solchen und ähnlichen Fällen, wo der Sänger freyern Spielraum hat, wird es klar, ob er lebendigen Kunstsinne besitzt, oder die Töne nur von sich giebt, wie ein todtes Instrument. — Benda beobachtet noch, was von Neuern, sogar von Mozart, oft vernachlässigt wird, und worin Glück Meister ist: er führt die Charaktere auch in der Musik durch; für Laura eine andre Musik als für Julie u. s. w.

Unzeitig und unnöthig möchte es scheinen, Benda's und Gotter's Verdienst hier würdigen zu wollen. Allein es ist des Vollkommenen so wenig unter dem Monde (absolute Vollkommenheit wird ohnehin auch in der Kunst nicht erreicht), daß man mit Vergnügen dabey verweilt.

Hierauf folgte: Die Beichte. Ein Lustspiel in gereimten Versen, von Kotzebue. Der Name des Verfassers bürgt schon dafür, daß es kein schlechtes Machwerk sey; jeder aber, der es kennt, wird gestehen müssen — vorausgesetzt, daß er überhaupt von dergleichen zu urtheilen weiß — daß es eins der gelungensten deutschen Lustspiele sey. So beyfallswerth übrigens das Spiel der beyden Hauptpersonen war, aus welchen das Stück besteht; so läßt sich doch dabey mit Grund erinnern, Madame D h m a n n habe, vielleicht besonders zu Anfange, sich in dem Charakter ihrer Rolle ein wenig vergriffen, indem sie die beleidigte Gattin nicht einmal durchschimmern und hernach mehr Leichtsinns als schalkhaften Muthwillen blicken ließ. Schade war es bey Hrn. P o r s c h, daß er manches bey seiner, oft zu schnellen Rede, verschluckte, wodurch viele Goldkörnchen des Kotzebueschen Witzes verloren gingen. Der Beyfall war stürmend, und sowohl Hr. Porsch als Madame D h m a n n wurden, nach Beendigung des Stück's, herausgerufen.

Den 20. Juny: Der Wasserträger, Oper mit Cherubini's Musik. Hier darf nur Hrn. D h

manns Name genannt werden, um anzudeuten, daß die Hauptrolle (der Wasserträger) vortrefflich gespielt wurde. Madem. Brück'l, die, als Konstance, im Stück wenig zu sagen hat, legte, unerachtet der ergangenen Erinnerungen, wiederum die Bravourarie aus der Kamille ein. Sie sang dieselbe so ausnehmend brav, daß es Ref. ordentlich leid thut, abermals gegen diesen argen Verstoß wider den guten Geschmack protestiren zu müssen.

Den 21. Juny: Рекрутскій наборъ. Die Rekrutenaushebung. Ein russisches Nationalschauspiel in drey Aufzügen, (ins Undeutsche) übersetzt von de la Croix. Dieser zweyte Versuch eines russischen Theaterdichters (Nikolai Zlin) der durch seine erste theatralische Ausstellung, Liese oder der Triumph der Dankbarkeit betitelt, unter seiner Nation eine Art von Celebrität erlangte, wird, bey dem heutigen verfeinerten Geschmack, auf deutschen Bühnen schwerlich einiges Glück machen. Der Stoff ist zu unerheblich für eine dramatische Behandlung, und diese selbst ist nichts weniger als unterhaltend. Fünf Rubel schürzen den ganzen Knoten des Stück's — und beynahе möchte man diese aufs Theater werfen, um der folgenden Langenweile überhoben zu seyn. Über die Ausführung daher kein Wort, eben so wenig als über die Version, mit welcher es keine Kritik auf der Welt zu thun haben kann. — Zum Beschluß ward die Beichte mit dem größten Ap-

plaus wiederholt. Wie konnte wohl dieses Stück die Nachbarschaft von jenem ertragen?

Den 22. Juny: *Arur*, die bekannte Oper mit der Musik von Salieri. Herr Meyrer scheint bey den Opernvorstellungen die Gesetze einer guten Bewirthung zu befolgen. Den schönsten Genuß verspart er bis ans Ende. Das müssen ihm alle diejenigen Dank wissen, die da ausharren bis ans Ende. — In dem Augenblick, wo man genießt, reflektirt man nicht, weiß folglich hinterher auch weniger zu raisonniren. Daher sey unsre Anzeige vom Guten kurz. Das Publikum wurde gleich anfangs durch das Duett des Tarar und der Astasia (Hr. Arnold und Madem. Brück'l) entzückt. Auch im Übrigen fiel die heutige Vorstellung sowohl in Hinsicht des Spiels als des Theaterschmucks größtentheils so aus, daß ihr die dankbare Zufriedenheit des Publikums nicht entgehen konnte.

Den 23. Juny: *Palmer*, ein Singspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen des Lebrün, mit Musik von Bruni. Bloß weil dieser Komponist noch nicht Vielschreiber genug ist, scheint er auch noch nicht groß und berühmt zu seyn. Die Geschichte des Stücks hat Zusammenhang und einiges Interesse. Sie erinnert an die bekannte Operette *Mina* oder *Bahn sinn aus Liebe*. Der *Bahn sinn* ist wohl nirgends weniger auf seinem Platz als auf dem Theater. Ein so unschickliches Objekt für die dramatische Poesie wird daher nicht

leicht einen angenehmen Effekt bewirken. Je schwieriger es ist, im Ausdruck desselben die Grenzen nicht zu überschreiten, und jemehr Schauspieler in dergleichen Fällen ehr zu viel als zu wenig zu thun pflegen, um so mehr Lob verdient Madem. Brück'l, durch studirte Moderation den widrigen Eindruck größtentheils geschwächt zu haben, den man befürchten durfte. Die 5te Arie im ersten Akt drückt geschickt den verstörten Zustand Almaliens aus, und gab Madem. Brück'l Gelegenheit, sich als Sängerin und Schauspielerin in ihrer Größe zu zeigen. Welche von diesen Größen die größere sey, ließe sich vielleicht fragen. Ref. meynt, daß manche Wirkung der Sängerin zugeschrieben wird, die der Schauspielerin zuzuschreiben wäre. Das Künstlerleben hat, wie das gemeine, eine jugendliche Epoche, wo man in Allem zu viel thut, wo man das, wovon die Seele erfüllt ist, nicht überschwenglich, nicht allgewaltig genug ausdrücken zu können glaubt. Das wird nun jeden Einsichtsvollen nicht befremden; er wird es natürlich finden, und wo das Gegentheil statt findet, es für kein gutes Zeichen halten. Den Gesang anlangend, hat Madem. Brück'l, besonders in den Rollen, die sie in späterer Zeit einstudirte, diese Auswüchse weggeschnitten, und so wird auch ihr Spiel immer mehr an einfacher, ruhiger Haltung und Gestaltung gewinnen. Wie im Lehmann ein Paar Gläser Wein mehr ausgegossen, hinterrücks, rechts und links, so und anders, die Scene komischer machen: so bringen in Rollen, wie die der Almalie, ein Paar Seufzer weniger, aber am rechten Moment angebracht, eine tragischere Wirkung hervor. Doch wo das Meiste glänzt, können so kleine Bemerkungen leicht für kleinliche Pedanterey genommen werden. Das Chor der Kandleute, wobey die Kar-

rikatur eines lustigen Dudelsackpfeifers (Hr. Wirsing) gut figurirte, das Recitativ und die Arie zu Anfang des zweyten Akts (gesungen von Hrn. Arnold, als Palmer) erhielten den Beyfall des Publikums. Das Duett, welches Madame Ackermann und Madem. Brück'l (jene als Frau von Rosenau) vortrugen, charakterisirte die beyden auch in Hinsicht des Gesanges als ruhigere Mutter und bewegtere Tochter. Das folgende Quartett, besonders der Schluß desselben, machte auf Ref. den größten Eindruck. An Madame Taube (Jungfer Handels) Stelle hätte man, in Absicht des Gesanges, wohl Madem. Rutkowsk'a gewünscht — wenn sie das Kammerjungferalter auch noch nicht völlig erreicht haben sollte. Bey einem Singspiele macht man doch lieber ein Auge zu — als beyde Ohren.

Den 24. Juny, zum Beschluß der dießjährigen Vorstellungen: Gleiches mit Gleichem, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, nach dem Italienischen, von Vogel. Die magere Bearbeitung eines sehr reichen Stoffes, der sich zu vielen sinnigeren Qui-pro-quos hätte nutzen lassen. Herr Vogel, der seit einiger Zeit den Federici plündert, scheint diesen auch hier nur ausgeschriben und hin und wieder bloß modificirt zu haben. So, wie es ist, reicht es außs erstemal zur Unterhaltung hin; möchte jedoch — was bey einem guten Stücke gerade der umgekehrte Fall ist — bey jeder Wiederholung von seinem geringen Interesse verlieren. Es ließe sich mehr darüber sagen; allein es gehört nicht hierher. Die Darstellung war übrigens ohne Widerrede eine der besten von diesem Jahre. Herr Dittmarsch, Hr. Porsch, Hr. Ackermann, Madame Meyrer und Madame Ohmann waren die Hauptfiguren im Gemälde und gaben dem Gan-

zen Leben und Haltung. — Und so mag es denn mit vollem Rechte heißen: Ende gut, Alles gut.

Als schon der Vorhang gefallen war, mußte Hr. Meyrer, der vorher einen gedruckten Abschied in Versen an alle Anwesende im Schauspielhause hatte vertheilen lassen, auf einstimmigen Zuruf des Publikums, heraustreten, und nahm von diesem, sichtbar gerührt, den lautesten Beweis des Wohlwollens und der Zufriedenheit entgegen.

Außer diesen Vorstellungen der Rigaschen Gesellschaft gab uns den 21. Juny Vormittags Hr. Ellmenreich im Schauspielhause den Kapellmeister, ein komisches Intermezzo in einem Aufzuge. Neben seinem vortrefflichen Gesang und seinem Spiel bewunderten wir auch die Geschicklichkeit des Rigaschen Orchesters. Vielleicht würde die Darstellung an Lebendigkeit gewonnen haben, wenn Hr. E. italienisch gesungen und die nöthigen Instrumentisten, wenn auch nur als Figuranten, auf's Theater selbst placirt hätte. Vor diesem Stücke sang Hr. E. eine italienische Bazarie von seiner Komposition, bey welcher man den ungeheuren Umfang und die Geschmeidigkeit seiner Stimme zu bewundern Gelegenheit hatte; ferner auch eine deutsche Romance, die Schiffahrt, mit einem doppelten Echo und Akkompagnement der spanischen Guitarre. Das Echo, von ganz entfernt gestellten Blasinstrumenten exekutirt, machte sich ausnehmend schön.

---

### D r u c k f e h l e r :

In No. 26 ist S. 403. Z. 5. v. u. statt so sie; ebendas. Z. 2. v. u. statt sie so, und S. 413. Z. 4. v. u. statt endet be-  
schließt zu lesen.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

No. 28. Mitau, den 9. July 1806.

## L i t e r a t u r.

Gemeinnütziges medizinisch = praktisches Handbuch für die gebildeten Stände der Landbewohner Lief = Ebst = und Kurlands (,) zum Gebrauch ihrer Unterthanen (,) von E. W. Drümpelmann. Erster Theil, von den innerlichen Krankheiten. Riga 1806, gedruckt bey J. C. D. Müller. XV. u. 195 C. 8.

Die traurige Lage, in welche der Landmann sich so oft bey Krankheiten versetzt sieht, die durch vernünftigen Rath und schnelle Hülfe in ihrem Entstehen noch unterdrückt, in ihrer Höhe oft geheilt, und bey denen, im Zustande ihrer Unheilbarkeit, die Leiden des Kranken wenigstens gelindert werden könnten: diese trostlose Lage des Landmanns ließ das Bedürfniß eines Handbuchs nur zu sehr fühlen; lehrte jedoch auch den Werth eines solchen, aus dem der Nichtarzt gehörigen Unterricht über die Entstehung, Erkenntniß und Heilung der Krankheiten schöpfen könnte, eben so sehr schätzen. Ein

Handbuch aber, das alle Forderungen, die man nothwendig an dasselbe thun muß, in allen Stücken erfüllt, bleibt immer noch Bedürfniß; d. h. wir besitzen, ohnerachtet der großen Menge solcher Anweisungen für den Landmann, bis jetzt noch keins, welches diesem Zwecke ganz entspricht. Es ist in der That nicht so leicht als man glaubt, sich dem Nichtarzte, sey er auch noch so gebildet, in medicinischer Hinsicht recht verständlich zu machen. Das flüchtige Herzählen einiger Ursachen und Symptome der Krankheiten, so wie dieser und jener Heilmittel, ist nicht das Einzige, was ein solcher Schriftsteller zu beobachten hat. Die Symptome mehrerer Krankheiten haben ja so viel Ähnlichkeit mit einander, daß nicht wenig Erfahrung dazu gehört, die eine von der anderen zu unterscheiden. Auch erfordern die Umstände nicht immer ein und dasselbe Mittel. Bey der Beschreibung einer jeden Krankheit muß man nie vergessen, daß man für Leute schreibt, die keine medicinische Kenntniß haben, die man erst belehren, unterrichten soll und will. Man muß daher nicht, wie das gewöhnlich geschieht, zu viel Kenntnisse bey seinen Lesern schon voraussetzen, und Dinge übergehen, die dem Arzte freylich unbedeutend scheinen, es für den Layen aber nicht sind. — Ein Schriftsteller, der über Volkskrankheiten schreibt, muß nicht nur gehörige Kenntniß von allen unter dem Volke herrschenden Krankheiten haben, er muß auch die Vorurtheile dieses

Volkes kennen, sie aufdecken und Mittel vorschlagen, durch die sie ihm benommen werden könnten. Er muß bey Anführung der Ursachen besonders auf diejenigen Rücksicht nehmen, die am häufigsten diese oder jene Krankheit nach sich zu ziehen pflegen, und durch deren Vermeidung ähnlichen Krankheiten vorgebeugt werden könnte. Er muß auch diejenigen Krankheiten anführen, deren schnelle Unterdrückung und Heilung, der Gesundheit offenbar schaden. Er muß endlich einfache und leichte Mittel vorschlagen, die jedoch auch der Absicht, Krankheiten vorzubeugen, zu heben und Gesundheit wieder herzustellen, völlig entsprechen.

Ein Werk, das alle diese Forderungen erfüllt, ist, wie gesagt, nicht so leicht geschrieben. Der Verfasser desselben müßte durchaus Meister seiner Kunst, müßte mit den Fortschritten seiner Wissenschaft vertraut seyn und aus reifer, langer Erfahrung reden. Er müßte die Sprache, in der er schreibt, ganz in seiner Gewalt haben, und sich eines Vortrags bedienen, der deutlich, bestimmt und nicht dieser oder jener willkührlichen Auslegung fähig wäre.

Wey der besten Absicht, die der Verfasser des vorliegenden Handbuchs immerhin haben mochte, zweifelt Rec. doch recht sehr daran, ob es alle den Forderungen entsprechen würde, die man an dasselbe, als an ein populär seynwollendes medici-

nisches Handbuch, thun kann und muß; indem der Verfasser desselben nur zu oft zeigt, daß er selbst nicht immer die richtigsten Begriffe von dem, was er lehren und worüber er unterrichten will, hatte; seine Schreibart auch so inkorrekt und oft unverständlich ist, daß die gebildeten Stände der auf dem Titel genannten Provinzen, es unmöglich für ein Kompliment annehmen können, wenn er ihnen ein Buch in solch einem Undeutsch widmet. — Die Wahrheit des Behaupteten will Rec. beweisen, und jedesmal die eignen Worte des Verfassers anführen. — S. 1. konstruirt er das Fieber folgendermaßen: „Unter einem Fieber versteht man diejenige Krankheit, welche insgemein den ganzen Körper einnimmt, und gewöhnlich mit Trägheit, Schwere der Glieder, abwechselndem Schauer und Hitze anfängt (?). In der ersten Entstehung der Krankheit läßt sich sogleich keine Definition festsetzen, von welcher Art das Fieber ist. Nur die darauf folgenden, die die vorigen begleiten, sich verschiedentlich äußern, und in einer mehr oder minderen Hefigkeit fortbauern, bestimmen die Gattung desselben.“ — Abgerechnet, daß das zuletzt gesagte wenigstens unverständlich ist, so bemerkt man doch auch bey einem Fieber noch überdem Abweichungen des Pulses von seiner gesunden Beschaffenheit. — Beym bößartigen Fleckfieber, das doch eigentlich nur ein typhus im hohen Grade ist, bey dem die Petechien nur insofern eine gefährliche

Erscheinung werden, wenn sie mit einer großen Schwäche der festen Theile, und nicht gesunder Beschaffenheit der Säfte, verbunden sind, wo die Kräfte unterhalten werden müssen, und der Verfasser selbst in- und äußerliche Reizmittel vorschlägt, ist es denn doch nicht passend, wenn er S. 13. den Rath giebt, „die Eiterung, die man durch an die Schienbeine gelegte spanische Fliegenpflaster hervorgebracht hat, so lange als möglich im Flusse zu erhalten.“ — Vom Friesel sagt er S. 28. „Unter die gewöhnlichen Krankheiten, die fast jedem Menschen zustossen und unvermeidlich zu seyn scheinen, gehört auch das Friesel, das, so wie die Masern und Pocken, zu gewissen Jahreszeiten grassirt, und woran viele Menschen zugleich erkranken.“ — Er betrachtet, wie man weiterhin sieht, den Frieselausschlag als eine ganz eigne Form des Uebelbefindens. Dieser Ausschlag ist aber zufällig, erscheint bey sehr verschiedenen Krankheitsformen und in Verbindung verschiedener Symptome, wie denn auch die Behandlung so sehr verschieden ist, je nachdem der Frieselausschlag sich mit dieser oder jener Form des Uebelbefindens verbindet; daher es denn auch keine eigne besondere Kurart giebt, diese sich im Gegentheil nur nach der Hauptkrankheit richtet. So erscheinen Frieselausschläge bey faulen, galligten und gastrischen Fiebern, so wie bey Nerven- und auszehrenden Fiebern und bey Wöch-nerinnen. Sie mischen sich auch mit andern Haut-

Krankheiten, z. B. dem Scharlach. — Wenn es sich indessen auch nicht läugnen läßt, daß bey diesem Ausschlage einige besondere Zufälle bemerkt werden, so richten sich diese doch nur zu sehr nach der Beschaffenheit der jedesmaligen Hauptkrankheit. — Reinlichkeit ist auch hier zu beobachten nöthig, daher hätte der Verfasser S. 29. es nicht der Willkühr der Leute, die schon ohnehin zur Unsauberkeit geneigt sind, überlassen müssen, „daß Bette entweder gar nicht zu machen, und frische Hemde, zumal wenn sie kalt sind, anzuziehen,“ sondern er hätte ihnen durchaus den Wechsel der Wäsche, nur unter gehöriger Vorsicht, empfehlen sollen. — Die Paraphrenitis der Alten, oder die Entzündung des Zwerchfells, hat auch andere Zeichen als die der Verfasser S. 35. anführt. — Die Diabetes ist auch eine durchaus andere Krankheit als die, von der der Verfasser S. 139. redet. — Den Harnfluß oder den unwillkührlichen Abgang des Urins nennt er Diabetis (Diabetes) und erwähnt im ganzen Abschnitt von der Diabetes nur des Zufalls, der sich bey Kindern und bey alten Leuten zu ereignen pflegt, wenn bey erstern der Urin im Schlafe, und bey letztern, als Folge der Erschlaffung und Schwäche der Schließmuskeln der Blase, abgeht, oder ein solcher Zufall durch Erkältung und bey Wöchnerinnen entsteht. — Beym Faulfieber soll S. 7. eine Fäulniß im Blute zum Grunde liegen, so wie bey dem Skorbut S. 80: eine

faule Beschaffenheit der Säfte; doch wird S. 83. gesagt: „Die Natur hat uns zur Heilung dieser Krankheit die besten Hülfsmittel geschenkt, welche tauglich sind die zähen und dicken Säfte zu verdünnen, die Schärfe des Scharbocks zu mildern, und den festen Theilen ihre Stärke ic. zu ertheilen.“ — Der Verfasser nimmt also faule Säfte an, und zu gleicher Zeit dicke und zähe. — Beym Skorbut giebt es aber, eben so wenig als beym Faulfieber, wahre Fäulniß des Bluts, noch auch eine eigne skorbutische Schärfe. — Bey der venerischen Krankheit läßt der Verfasser seine Kranken vorher durch Abführungen und magere Diät schwächen, dann erst (S. 96.) „die Schmierkur zur Hand nehmen,“ und nach Endigung der Kur noch ein paarmal laxiren. — Passend ist der Rath des Verfassers doch auch wohl nicht, wenn er (S. 6.) im Faulfieber, die Kur mit einem Aderlaß anzufangen anrath, und Cremor tartari mit Salpeter, als ein vorzügliches Mittel empfiehlt. — Er läßt zwar auf die besondern Umstände Rücksicht nehmen, die das Aderlassen etwa verbieten könnten; diese wird aber der Nichtarzt schwerlich so leicht erkennen; und dann ändert sich die Scene gewöhnlich auch bald: der Anfangs volle, harte Puls wird klein und geschwinde, die Kräfte sinken, und der Kranke ist um so mehr in Gefahr, wenn man die Ader geöffnet und ihn mit Salpeter behandelt hat.

So vergiftet der Verf. auch größtentheils, daß

er für Nichtärzte schreibt, giebt manchen Rath, der nicht ganz passend ist, schlägt mitunter theure Mittel vor, übergeht manche Krankheiten, die bey den Bauern doch auch vorkommen. Bey den Masern läßt er (S. 32.) nur auf den Husten Rücksicht nehmen, und nicht auf das Fieber, eben so bey dem Rheumatismus mit Fieber (S. 26); da das Fieber doch oft sibenischer Art ist. — Die Übelkeiten und die Neigung zum Brechen, erfordern bey der Selbstsucht (S. 104.) auch nicht jedesmal Brechmittel, sie können im Gegentheil schaden. — Das Zahnfleisch mit Citronensäure zu bestreichen ist bey kleinen Kindern, die noch an der Brust sind, auch nicht rathsam (S. 172). Eben so wenig müßte man diesen (S. 173.) mit Cremor tartari bereitete Molken geben, die, wenn sie nicht sehr vorsichtig bereitet werden, zu sauer sind. — Dem Durchfall der Schwangern rath der Verf. selbst bey Zeiten abzuhelfen, und empfiehlt doch (S. 143.) geradezu noch abführende Mittel. Wie lange sollen aber die Nichtärzte, die so schon gern abführende Mittel geben, mit dem Gebrauche derselben fortfahren, und wenn die anhaltenden reichen? — Chinarinde ist doch gewiß kein wohlfeiles Mittel, das er (S. 145.) mit Pomeranzenschalen = Pulver täglich, einige Monate hindurch, gebraucht wissen will. — Um wiederum recht wohlfeile Mittel vorzuschlagen, läßt er (S. 86.) gestoßenes Fensterglas in die Geschwüre streuen, und den Dampf von erhitztem Kuhmist

(S. 153.) an gewisse Theile gehen, um den Abgang der Nachgeburt zu befördern. — Der Gallenkrankheiten, der Rose, des Scharlachfiebers &c. erwähnt der Verf. nicht mit einem Worte, — Krankheiten, die bey den Bauern doch auch vorkommen.

Rec. müßte die Grenzen dieser Blätter überschreiten, wenn er auch die andern Mängel dieses Handbuchs rügen wollte. Folgende wenige Beispiele mögen nur noch den Leser mit dem Styl des Verfassers vertraut machen. — S. 6. „Durch diese Ausleerungen verhindert man, daß Entzündungen und Verstopfungen verhütet werden.“ — S. 19. „Sitzt ein katarrhalischer Zufall auf dem Schlunde.“ Materieller kann man sich wahrlich nicht ausdrücken. — S. 27. „Sollten die Schmerzen nicht nachlassen &c., so müßte den schmerzhaften Theilen mit Blasenpflaster begegnet, oder mit Seidelbastrinde belegt werden.“ — S. 32. Heiserkeit auf der Brust. — S. 54. „Zeigte es sich, daß der Eiter sich durch die Umwege &c. entledigen wollte.“ — Der Eiter will sich also entledigen? — S. 55. „Unter den Krankheiten, welche sich bey den Bauern einfinden, gehören auch die krampfartigen und mit konvulsivischen Zuckungen der Glieder behafteten &c.“ — Die Krankheiten sind also mit Zuckungen der Glieder behaftet? Schwachheit des Verstandes sagt man allenfalls, aber nicht „Schwachheit in den Gefäßen“ (S. 65.) — Das Gehirn nennt er (S. 79.) ein sinnliches Werk-

zeug. — S. 86. „Es ist wohl keine Krankheit, die durch ihren Gift dem Staate und der Menschheit verderblicher seyn könnte, als die Lustseuche. Sie ist eine schleichende Pest, die nicht nur durch Ansteckung unerlaubter Ausschweifungen, schon verunreinigter Personen fortgepflanzt wird, sondern kann auch dem Unschuldigsten durch Berührung der Hände eines stark vom Gifte dieser Krankheit Inficirten zu Theil werden &c.“ — S. 104. „Neugeborne Kinder, bey denen die Gedärme von einer käsigten Materie angehäuft sind.“ — S. 131. „Zeigten sich die Umstände von dem Miserere, daß &c.“ —

Herr D. wünscht zwar am Ende des Buchs, daß seine gütigen Leser die Druck- und orthographischen, so wie die Konstruktions-Fehler selbst verbessern möchten. Da dieses jedoch zu viel gefordert ist, und seine Leser so das ganze Buch erst selbst umarbeiten müßten; so wünscht Rec., daß der übrigens verdienstvolle Verfasser, bey Herausgabe anderer Schriften, als z. B. seiner naturhistorischen, den Lesern diese Mühe ersparen, und sein Manuscript zuvor einem sprachkundigen Freunde zur Durchsicht übergeben möchte.

Bruchstücke aus auswärtigen Zeitschriften,  
mit Anmerkungen des Sammlers.

(Fortsetzung des in No. 22 abgebrochenen Aufsatzes.)

Das schlechteste Gedicht  
findet sich, nach Einsenders Urtheile, in No. 40  
der dießjährigen Berliner, bey Haude und Spener  
erscheinenden, Zeitung, und der Einsender würde  
billig Bedenken getragen haben, den bey der Lek-  
ture desselben empfundenen Eckel den Lesern dieser  
Blätter mittheilen zu wollen, wenn nicht die Be-  
trachtung, daß jedes Volk o m m e in seiner Art  
Auszeichnung verdiene, ihn hiezu vermocht hätte.  
Jenes Gedicht ist aber gewiß vollkomm en  
schlecht. Hier folgt es. Das Gefühl der Leser  
mag entscheiden.

„An den großen und erhabnen Dichter  
Nathan Rieß, Verfasser des scharf-  
sinnigen Gedichts, betitelt: Die Todten-  
feyer, in Beziehung auf die jüngste herzbre-  
chende Trauerrede, verglichen mit ihren  
Schwestern.

Rieß! stolziere nicht auf deine Größe,  
Deine Werke zeigen deine Blöße,  
Diese winken, wanken, geben Zeichen,  
Daß du sogar selbst dem Zwerg must weichen.

Spott nicht über Witzes kalte Spiele,  
Dafür hast du freylich nicht Gefühle;  
Und wenn wirklich alles dir auch gebricht,  
Ist dieß wahrlich dennoch dein Fehler nicht.

Dein Biß-Organ genau zu betrachten,  
 Würde Gall selbst vielleicht würdig achten;  
 Ich glaub' wahrlich, ein Straußei legt man drein,  
 Ach so schrecklich groß muß der Druck da seyn.

Glaubst du, man muß' deinem Namen weichen?  
 Willst du vielleicht jenem Nathan gleichen?  
 So vergesse nicht, daß er der Weis' hieß;  
 Und du, ach nur leider — Nathan Rieß!“

E. J. W. . . .

Alles — Überschrift und Signatur, selbst die Interpunction und größere Schrift nicht ausgenommen, ist hier vollkommen treu wieder gegeben. Das bekannte: *Difficile est, Satyram non scribere!* muß also doch wohl wahr seyn; denn offenbar hat der Hr. E. J. W. sich nicht länger halten können, sonst wäre obige vermeintliche Satyre wahrscheinlich nicht ans Licht getreten. Einsender erinnert sich dabei einer gewissen Dame, die einen sehr häßlichen Hund — bloß seiner äußersten Häßlichkeit wegen, hielt, und sich immer etwas darauf zu Gute that, daß ihr schwerlich Jemand einen häßlichern würde zeigen können. Das wohlgetroffene Kontrefät dieses Hundes soll als Prämie demjenigen geliefert werden, der ein noch schlechteres Gedicht aufweisen kann, und es werden hiermit alle Verfasser, Mittheiler und Sammler schlechter Gedichte aufgefordert, den rühmlichen Wettlauf nach dem vorgesteckten erhabnen Ziele zu beginnen und des hohen Preises gewärtig zu seyn.

Gegen Herrn E. J. W. aber soll der Marionetten-König sein über die arme, nach Bier und Brandtwein riechende, Prinzessin Pumphia ausgesprochenes strenges Urtheil wiederholen:

„Man schände ihn dafür!“

Und wie kann man diesen Satyr wohl zweckmäßiger schänden, als wenn man seine poetische Mißgeburt, die sich selbst rein ausspricht, immer weiter zur Schau stellt. Eines Kommentars bedarf sie durchaus nicht, es müßte denn irgend ein Neugieriger die Unenthaltbarkeit haben, durchaus den Ort erforschen zu wollen, wo Herr E. J. W. das Witz-Organ sucht, in welches er, nach der dritten Strophe, ein Straußenei einlegen will?

\* \* \*

Mehrere Stücke einer gewissen ausländischen Zeitung waren vor nicht langer Zeit voll von Abschiedskomplimenten der Herren Officiere beym schnellen und unvorbereiteten Ausmarsch ihrer Regimenter, wobey die Herren niemals unterließen, um ferneres gütiges Andenken zu bitten. — Letzteres, sollte man glauben, dürfte den Bittenden auf keinen Fall versagt werden; — und wenn Cæjus und Titius sich hinter den Ohren kratzen, weil ersterer ein Minus und letzterer einen unerwarteten Zuwachs mit Mißvergnügen bemerkt: so schielen beyde nach dem an der Wand hängenden bekann- ten Hogarthschen Kupferstich, der Ausmarsch

betitelt, und erinnern sich an Lichtenbergs unvergeßliche Erklärung desselben, nach welcher die Ausmarschierenden ihren sämtlichen Begleitern, bis auf das weinende Mädchen mit der emporgehobenen Schürze, zurufen sollen: „Der Tambour bezahlt's!“

(Wird fortgesetzt.)

#### Kurze Nachrichten.

Auf Königl. Preussische Verordnung werden die von dem Könige von England, Georg III, für die Universität Göttingen angeordneten Preisvertheilungen auf ausgesetzte Preisfragen fortgesetzt. Der Vertheilungstermin aber ist auf den Geburtstag des Königs von Preußen, den 3. Aug., verlegt, und die Medaillen werden sein Bild und seinen Namen führen. Die für den 4. Juny, als den Geburtstag des Königs von England schon bestimmt gewesenen Medaillen sollen vor der Hand in dem Museum zu Göttingen aufbewahrt werden. —

Der berühmte von Mechel aus Basel, der sich jetzt in Berlin aufhält, arbeitet an einem Kunstwerke, das der Aufmerksamkeit werth ist, da sich die denkwürdigen Reisenden v. Humboldt und v. Buch, nebst dem Mathematiker Tralles und dem Astronomen Bode mit ihm vereinigt haben. Es ist dieses ein großes Kupfer, welches ein Tableau general des plus hautes montagnes du

globe darstellen wird. Herr v. Mechel faßte zuerst diese Idee in Dresden bey einem dortigen Maler auf, welcher sich im Kleinen nach Reisebeschreibungen eine Vorstellung der vorzüglichsten Gebirge entworfen hatte. Auf dem Kupfer, das alle Erdtheile enthält, wird man etwa 150 der wichtigsten Gebirge angedeutet, und ihre Höhe über das Meer nach den sichersten vorhandenen Messungen angegeben finden. Diese Höhe ist nach Klaftern zu 6 Fuß berechnet. Die Zeichnung und der Umriß ist von Hrn. v. Mechel und ein kleiner erläuternder Text von Hrn. v. Humboldt. Amerika ragt besonders durch die Höhe seiner Gebirge hervor. —

Durch einen Brief aus Goree vom 3. März 1806 erfährt man, daß Mungo Park einige Zeit an den Ufern des Nigers gewesen ist, aber seine Rähne nicht, wie er beabsichtigte, hat bauen lassen können, weil alle seine Zimmerleute und die englischen Soldaten, welche ihn begleiteten, bis auf sieben, gestorben waren. Diese mit Hrn. Park, dem Lieutenant Martyn, und einem Künstler, Hrn. Scott, sind in Böten den Niger hinabgegangen. Hr. Anderson, ein Schwager des Hrn. Park, der ihn als Wundarzt begleitete, ist am Ufer gestorben. Die ganze Gesellschaft verließ Goree im April. —

Von Nelson hat sich das Manuscript einer Biographie gefunden, die bis zum Jahre 1799

geht, und von ihm selbst mit der linken Hand geschrieben worden ist. Das Manuscript wird auf 17 Platten in Kupfer gestochen, und Mac Arthur und Clarke setzen die Biographie bis auf den Heldentod fort. Exemplare mit Abdrücken vor der Schrift kosten 7 Guineen, gewöhnliche 5 Guineen, und Exemplare auf Belinpapier mit Kupfern, auf Atlas und in Saffian gebunden, kosten 100 Guineen. Der Bruder des Helden, der jetzige Graf Nelson, läßt gleichfalls eine Biographie desselben nach authentischen Quellen schreiben.

---

E i n w u r f. \*)

Ach ja, ihr holden Schönen,  
Gern möcht' ich mich mit euch und eurem Puh ver-  
söhnen!

Wahr ist es, Eva trug ein zartes Feigenblatt,  
Die Bibel selber sagt's, kein Zweifel findet statt;  
Doch, sehet selber nach, ich wette ihr entdeckt,  
Daß sie sich vor dem Herrn — voll holder Scham  
versteckt.

---

A n M i n n a.

Hunderte nennen sich Dein, und hunderten warst  
Du die Ihre;  
Einzig der einzige Mann, nennet die Seine Dich  
falsch.

---

\*) S. das Epigramm oben B. 3. S. 352.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

---

No. 29. Mitau, den 16. July 1806.

---

## Physikalische Erklärung der sogenannten Luftspiegelung.

Unter der sogenannten Luftspiegelung, französisch *mirage*, versteht man die scheinbare Erhebung auf der Oberfläche der Erde oder großer Gewässer befindlicher Gegenstände, vermöge welcher sie nicht mehr mit der Oberfläche, auf welcher sie ruhen, zusammen zu hängen, sondern in einer vertikal etwas verlängerten Gestalt in der Luft zu schweben scheinen. Da die Ursache dieser Erscheinung keinesweges in der Zurückwerfung, sondern vielmehr in der Anziehung und daher scheinbaren Brechung der Lichtstrahlen liegt: so ist diese Benennung, die von Unkundigen erfunden worden, der Sache selbst gar nicht angemessen, und verdiente wohl mit einer richtigeren vertauscht zu werden. Luftscheinbild, oder Scheingebilde in der Luft könnte in dieser Absicht vielleicht mit Recht vorgeschlagen werden.

Um diese Naturerscheinung, falls wir sie etwa noch nicht gesehen hätten, näher kennen zu lernen, dürfen wir eben nicht erst zu Beschreibungen von Reisen in fremde Länder unsere Zuflucht nehmen. Auch in unserm Vaterlande finden wir Menschen genug, welche dieselbe in der Gegend ihrer Heimath oft gesehen haben. Nur diejenigen, die theils wegen der Lage ihres Orts dergleichen Erfahrungen nicht selbst machen konnten, theils auch nicht Gelegenheit haben, mit Personen, welche sie machten, darüber zu sprechen, mögen, um sich von der Sache näher zu unterrichten, Beschreibungen davon in Büchern nachlesen. Eine solche, und zwar sehr merkwürdige, finden sie insbesondre auch in folgendem französischen Werke: *Description des Pyramides de Ghizé, de la ville de Kahire et de ses environs, par J. Grobert, Chef de Brigade d'Artillerie etc. à Paris. An. IX.* Dieser französische Brigade-Chef beschreibt in gedachtem Werke, wie gesagt, eine sehr merkwürdige Erscheinung von der Art, die er selbst mit angesehen, und vermöge welcher man die Pyramiden von Ghize in Ägypten über den Pilgrimsee, einige Meilen nordöstlich von Kahira, über dem Horizont in der Luft schwebend erblickte.

In unserm Vaterlande, Kurland, wo es an mehreren Orten große Torfmoore und sumpfige, auch mit vielem Haidekraut bewachsene Gegenden giebt, kann man diese Erscheinung, besonders in

den wärmeren Frühlingsmonaten, auch noch im Sommer, häufig wahrnehmen. Mein Freund, Herr Pastor Bierhuff zu Neuauz, hat mir mehrmals erzählt, wie er damals, als er noch in Ewangen, einem im sachsenhausischen Kirchspiel und nahe am Strande belegenen Gute, als Privatlehrer in Rondon stand, öfters, besonders frühe Morgens an heiteren Tagen, die Erscheinung gesehen habe, daß die an dem Zusammenflusse der bey der sachsenhausischen Bäche belegene Kirche und Hölse, wie auch einige von den weiter unterwärts an dem schon vereinigten Flusse Sackemünde und in der Gegend liegenden Hölfen, die man, wegen eines zwischen Ewangen und diesen Hölfen belegenen erhöhten Haidestrichs und Torfmoors, der zwey Meilen lang und von einigen Wiesen durchschnitten ist, in Ewangen nie sehen kann, sich über dem Horizont in der Luft zeigten. Ich selbst habe es in der großen, zwischen Salteenen und Sachsenhausen belegenen Fläche, die fast einzig aus Haidefeld und Torfmooren besteht, sehr oft gesehen, daß die Hölse des sachsenhausischen Kirchspiels in der Entfernung von ohngefähr einer Meile, wie von der Erde abgeschnitten auf einer scheinbaren Wasserfläche, in einer vertikal verlängerten Gestalt, zwischen Wasser und Luft zu schweben scheinen. Die  $\frac{3}{4}$  Meile vom sachsenhausischen Pastorat entfernte See ist vom Pastorate aus, wegen der kurz vor dem

Strande liegenden Dünen (Sandberge, mit einem ursprünglich lettischen Worte in der Gegend auch *Ka h p e n* genannt), welche besonders vom Strande her ziemlich steil und hoch sich erheben, und nur von der Landseite nicht mehr so hoch sind, gar nicht sichtbar. Im wärmern Theile des Frühlings aber sieht man, besonders an einem warmen Morgen, aus dem Gehöfte des Pastorats die blaue Meeresfläche hinter diesen Dünen sich gleichsam erheben.

Noch einer sehr auffallenden Erscheinung, die ich in derselben Gegend selbst gesehen habe, und die hier ebenfalls erklärt werden soll, muß ich erwähnen. Vor 16 Jahren reite ich um die Zeit des Seebades, es war im Julimonat, an einem heitern, warmen Morgen ohngefähr gegen 8 Uhr vom sackenhausischen Pastorat nach dem Strande. Ich näherte mich den Dünen so weit, daß die Meeresfläche schon herüber zu schimmern anfängt. Auf einmal fällt mir ein ovalrunder heller Körper, dem abnehmenden Monde gleich, über dem nordwestlichen Horizont und der Wasserfläche beträchtlich erhöht, und in der Luft schwebend, ins Auge. Der erste Anblick frappirt; den Mond konnte ich in der Gegend nicht suchen. Ich betrachte die Erscheinung aufmerksamer, und unterscheide nun deutlich die Gestalt eines in der Luft zu schweben scheinenden Schiffes, dessen Seitenwände und reichlich aufgespannten Segel von den Strahlen, der im Osten nunmehr ohngefähr  $45^{\circ}$  über dem Horizont

erhabenen Sonne erleuchtet, und, wie es die Gesetze dieser Erscheinung fordern, in vertikaler Richtung ein wenig verlängert, im ganzen Bilde nothwendig eine ovalrunde Figur zeigen mußten. Das in weiter Ferne befindliche Schiff (denn es schien an Größe nur dem nach seinem vollen Lichte schon abzunehmen beginnenden Monde nahe an seinem Untergange gleich) schien ohngefähr einen Grad am Himmel über der Meeresfläche erhoben, von welcher es ein graubläulichter dünner Nebelflor, in welchem sich uns oft in großen Flächen der an den Horizont stoßende Theil der Atmosphäre zeigt, zu trennen schien. Damals frappirte mich diese Erscheinung ganz außerordentlich; ich hatte über die Gesetze der sogenannten Strahlenbrechung noch nicht tief genug nachgedacht. So wie ich die ohngefähr 600 bis 800 Schritte vom Strande entfernte erste, höhere Reihe der Dünen hinabritt, senkte sich das Schiff immer näher der Meeresfläche, hielt sich aber doch noch in der Luft schwebend. Als ich endlich auch die zweite, niedrigere Reihe Dünen hinabgestiegen und an den Strand selbst getreten war: da zeigte sich das Schiff auf der Wasserfläche, aber in sehr weiter Ferne, schwimmend, so daß man nur sehr wenig vom Bord desselben, und fast nur die Masten und Segel sehen konnte.

Alle diese Luftscheingebilde nun sind nothwendige Folgen der Duplicität der Lichtmaterie selbst,

die unsere Erde erleuchtet, und der Luft, die sie umgiebt; der verschiedenen Vermischung anderer Grundstoffe und Gasarten, welche die von den Gegenständen zurückgeworfenen und in das Auge fallenden Lichtstrahlen, die uns die Körper sichtbar machen, von diesen Körpern selbst und in den höhern und niedern Luftschichten erleiden, und der daraus erfolgenden Anziehung eines oder des andern Bestandtheils der Lichtstrahlen, die man in einer nur oberflächlich verfahrenen empirischen Physik mit dem Namen der Brechung der Lichtstrahlen zu belegen gewohnt ist.

Wollte ich mir die Sache leicht machen, und hier ebenfalls nur oberflächlich verfahren: so dürfte ich nur die gewöhnlich angenommenen Gesetze der Brechung der Lichtstrahlen in Erinnerung bringen, die bekannte Erfahrung anführen, daß, wenn ein Lichtstrahl in ein dichteres Mittel tritt, derselbe nach dem Einfallslothe hin, wenn er aber in ein dünneres tritt, weiter vom Einfallslothe ab, nämlich jenseits des in der geraden Linie fortgesetzten Lichtstrahls gebrochen werde; und damit könnte ich die ganze Aufgabe in der Geschwindigkeit und ohne tiefes Nachdenken lösen. Dieß ist nun aber meine Absicht gar nicht; auch würde ein solches oberflächliches Verfahren gegen die beträchtlichen Fortschritte, welche die Physik, besonders in neueren Zeiten, nicht nur durch aufmerksame Beobachtung der Natur, sondern auch durch darauf angewand-

ten philosophischen Geist gemacht hat, etwas jämmerlich abstechen.

Ich muß also gleich mit der Natur des Lichts selbst den Anfang machen. Mögen nun die Physiker der sogenannten neuesten Philosophie zugethan seyn, oder nicht, und wohl gar in ihrer Unbekanntschaft mit jener — lächerlich genug! — über dieselbe spötteln: so stimmen doch darin die aufmerksamen und philosophischen Beobachter der Natur, die von dem Elemente an, das uns erleuchtet und erwärmt, und das in seinen beyden Grundkräften wahrscheinlich das Princip aller Bewegung und alles Lebens auf unserm, wie auf allen andern Planeten und auch auf den Sonnen ist — von dem Lichte an, alles prüfen und erforschen, und bis in die Geheimnisse des immer thätigen, anschauenden, erkennenden und bestimmenden Principis im Menschen zu blicken streben, sie stimmen, sage ich, darin völlig überein, daß überall, wie im Reiche der Geister, so im Reiche der Naturwesen im engeren Sinne, eine gewisse unverkennbare Duplicität herrsche. Der Geist des Menschen strebt aus sich hinaus, immer in die weite Ferne, und will doch zugleich alles mit sich vereinigen; er strebt im heiligen Gefühle allein nach dem Höchsten, und geht doch so ungern an die Bemühungen, die dazu erforderlich sind, findet sogar auch Wohlbehagen am niedrigsten Sinnlichen; er ergießt sich in Liebe und Wohlwollen, und ist doch zugleich eigennützig; er

strebt in die Höhe, und doch zugleich auch in die Tiefe. — Der Organismus erhält sich nur durch zwei entgegengesetzte Hauptkräfte immer in seiner in sich selbst zurückkehrenden, und sich dadurch gleichsam immer aufs neue erschaffenden Thätigkeit; am Ende wird die eine zu stark, der chemische Proceß, der alles in eine gleichförmig durchdrungene Masse vereinigt, die aber nun nichts mehr an einander kettet, tritt ein; der Organismus sinkt — stirbt ab; um durch neu aufgenommene angemessene entgegengesetzte Kraft, welche aufs neue anzieht und belebt, in neuer Organisation wieder aufzuleben.

Dem Geiste des Menschen am nächsten verwandt ist in der materiellen Welt das Licht. Es gab mehrere tief denkende und zugleich die Natur beobachtende Männer, welche zweifelten, ob auch das Licht Materie sey, und sich mehr dahin neigten, es für immateriell zu halten. Doch dieß ist es gewiß nicht; auf unsrer Erde, wo es sogar ponderabel wird (wenn es nämlich andere Körper afficirt, und diese nun gewogen werden) wenigstens zuverlässig nicht. Es besteht, nach den Untersuchungen großer Naturforscher, aus zwei höchst wirksamen Stoffen, von denen der eine ihm die ungeheure Schnellkraft giebt, vermöge welcher es sich in weniger als acht Minuten auf eine Strecke von 20 Millionen Meilen ergießt, der andere aber die Quelle der Wärme und des menschlichen und

thierischen Lebens ist. Natürlich muß der erste sehr feiner ätherischer Art seyn, es ist der eigentlich leuchtende Theil unsers Erdenlichts, und wir wollen ihn immer, ohne damit für entschiedene Anhänger des neuesten, wirklich erhabenen philosophischen Systems, an welchem ja so viele einen Anstoß nehmen, gehalten werden zu dürfen, mit Schelling und andern unstreitig genialischen Männern, die positive Materie des Lichts nennen. Der andere Grundstoff des Lichts zeigt sich uns, nach vielfältigen Beobachtungen der Naturforscher, als den Sauerstoff (das *Oxygene* der Franzosen), und wir wollen ihn die negative Materie des Lichts auf unsrer Erde heißen. Nur durch diesen Bestandtheil wird uns das Licht ponderabel.

Die Materie auf unserer Erde, die dem Lichte an Feinheit und Elasticität am nächsten kommt, ist die Luft. Als reine Lebensluft zeigt auch diese uns ihre Duplicität in ihren beyden Bestandtheilen, dem Brennstoffgas und Sauerstoffgas. Hier repräsentirt das erste den ersten Grundstoff des Lichts, indem es der Luft die große Elasticität giebt, auch, nach mehreren Beobachtungen, dieser Bestandtheil, sobald der Luft ihr ponderabler Theil, das *Drygene*, entzogen wird, nicht nur mehr Elasticität zeigt, sondern auch zu leuchten anfängt. Von dem andern ist es schon seiner Natur nach klar, daß er dem zweyten des Lichts gleich zu achten ist. Wie nun zwischen den beyden Be-

standtheilen des Lichts, so wie denen der Luft, eine so innige Verwandtschaft statt findet, daß sie sich auf das genaueste mit einander verbinden: eben so findet auch, doch nach Bewandniß der Umstände, in welche beyde versetzt werden, zwischen dem ersten Bestandtheile des Lichts und dem zweyten der Luft, und zwischen dem ersten der Luft und dem zweyten des Lichts diese Verwandtschaft statt. Sie dürfen nur in gewisse Verhältnisse gesetzt, das Licht etwa nur von Körpern zurückgeworfen, und durch Gegenden geleitet werden, wo der eine oder der andre Bestandtheil der Luft und der aus der Erde u. aufsteigenden Dämpfe und Dünste mit einem oder dem andern Theile dieses also modificirten Lichts eine größere Verwandtschaft hat; dann wird der Lichtstrahl von jenem angezogen, und daraus entsteht das, was man gewöhnlich Brechung der Lichtstrahlen nennt.

R. G. Elverfeldt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine merkwürdige Ambassade nach Sina.

Die Nachrichten, welche uns öffentliche Blätter über die Schwierigkeiten geben, mit denen die Russisch = Kaiserl. Ambassade bey ihrem Eintritt in Sina zu kämpfen hat, veranlassen mich, den Lesern dieser Wochenschrift einige Nachrichten über die holländische Gesandtschaft im Jahre 1795 mitzutheilen. Alles, was ich sagen werde, ist größtentheils aus

den wenig bekannt gewordenen Berichten des Holländers van Braam über diese Sendung gezogen. Die ängstliche Politik, die hohe Meinung der Sinesen von dem Reichthume und der Macht ihres Landes, verbunden mit dem Bewußtseyn ihrer Ohnmacht gegen Europäer, hat sich nie in dem Lichte und mit der Insolenz gezeigt, wie in der Gesandtschaft, von welcher die Rede ist. — Die Holländer schrieben das Mißlingen der prachtvollen brittischen Ambassade nach Sina unter Lord Macartney vornämlich der Hartnäckigkeit zu, welche die Engländer gegen die Anmuthungen der Sinesen zeigten, sich in Allem nach der Landes- und Hofesitte zu bequemen. Diese Ursache wurde besonders von einigen Missionarien in Peking angegeben. Die Oberhäupter der holländischen Kompagnie in Batavia entschlossen sich daher, die Herren Tilzing, als ersten, und van Braam, als zweyten Gesandten nach Peking zu senden, mit dem Auftrage, sich allen Landesgebräuchen und Ceremonien, welche man ihnen zumuthen würde, willig zu unterwerfen. — In jedem Tempel, in welchen man sie führte, warfen sie sich vor dem Namen des Kaisers, der auf Kaliko gemalt über dem Altare hängt, neunmal nieder. Diese Ceremonie — Ku-luh genannt — wiederholten sie auf der ganzen Hin- und Rückreise, so oft man ihnen den gemalten Namen des Kaisers zeigte. Sie litten Beschwerlichkeiten, die man in einem gesitteten Lande kaum für möglich halten kann. Mitten im Winter brachten sie manche Nacht unter freyem Himmel zu, und erhielten öfters in 24 Stunden nur einmal zu essen. Jeder, wer in Sina in öffentlichen Geschäften reiset, ist Gast des Kaisers, und diese Art von Gastfreundschaft erzeugte unsern politischen Holländern nicht wenig Unbequemlichkeiten. Sie reisten in kleinen

Sänften von Bambusrohr, von schwächlichen und abgelebten Leuten getragen. Über mehrere Flüsse waren keine Brücken, und wenn einige Stellen zu tief waren, als daß man hätte durchwaten können, so mußten sie auf Bambusflößen übersetzen. Die Kleider dieser Herren kamen dadurch in einen solchen Zustand, daß etliche Mandarinen sich ihrer erbarmten, und ihnen Jacken aus Schaaffellen schenkten, an denen noch die Wolle gelassen war, und welche sie, gleich den Hottentotten, als Pelze trugen. Bey ihrer Ankunft in Peking mußten sie in einer Vorstadt in einem Stalle einkehren, wo sie im eigentlichsten Wortverstande mit Schubkarren und unvernünftigen Thieren unter einem Dache standen. — Als sie endlich nach langem Warten befehligt wurden, nach dem Pallaste zu kommen, fuhren sie in kleinen bedeckten Wagen, die hier das beste und vornehmste Fuhrwerk sind. Ohne Springfedern sind diese Karren auf die Räder befestigt, haben inwendig keinen Sitz, sondern man setzt sich hinten auf dem Boden. Hier saßen und warteten nun Tilzing und van Braam innerhalb der Mauern des Pallastes, bis eine leere Stube für sie ausgefegt war. Als Gäste des Kaisers erhielten sie am Kourtage einige Fisch- und Fleischgerichte auf Brettern servirt. Dieß war der erste Besuch. Beym zweyten war es eben so. Nun erschien endlich der Kaiser, in einer Sänfte von acht Männern getragen. Die Gesandten und ihr Gefolge mußten neunmal niederfallen. Der erste Gesandte hielt die goldene Büchse, worin der Brief an den Kaiser lag, über dem Kopf in die Höhe; der zweyte nahm den Brief und überreichte ihn dem Kaiser. Zum Zeichen der Dankbarkeit für die gnädige Aufnahme und für alles genossene Gute bückten sie neunmal ihre Häupter nieder zur Erde. Nach dieser Ceremonie

mußten sie des Kaisers Sänfte folgen, und wurden in ein elendes Zimmer geführt, wo man ihnen von des Kaisers Tafel, außer andern Gerichten, auch ein paar Hirschteulen brachte; aber ohne Schüssel warf man sie ihnen auf den bloßen Tisch hin, und auch für diese Gnade mußten sie niederknien und sich neunmal niederwerfen. Sie mochten zu Hause, oder im Pallaste, oder auf der Reise seyn, so oft der Kaiser vorüber getragen wurde, oder ihnen ein Geschenk von Weintrauben, Backwerk u. dgl. schickte, mußten sie genau die Ku-Luh verrichten. Als sie nach einem Aufenthalte von 36 Tagen aus Peking abreisten, hatten sie dreißigmal diese Ceremonie verrichtet und erhielten vom Kaiser Kien-long das artige Kompliment, daß sie ihre Niederwerfungen bewundernswürdig gemacht hätten. Über ihre Geschäfte und die eigentliche Absicht ihrer Sendung bekamen sie nicht einmal zu sprechen, weil man jede auswärtige Ambassade als Huldigung, und jedes Geschenk als schuldigen Tribut anzusehen gewohnt ist. Der Kaiser entließ die beyden Gesandten mit ein paar Stücken seidenes Zeug und mit einem Briefe an den Rath von Indien. Auf dem Umschlage stand: An den König von Holland.

Um eine Probe von den eitlen und hoffärtigen Gesinnungen der sinesischen Regierung zu geben, will ich den Hauptinhalt dieses Briefes in einem wörtlichen Auszuge den Lesern zum Besten geben.

Wöge ein künftiger König von Holland — der hiermit von Sina anerkannt wird — die Sprache des alten Kien-long nicht übel nehmen, und den Brief so gut beurtheilen, wie er will und mag.

Brief des Kaisers Kien-long an den  
König von Holland.

„Ich habe das Scepter dieses ungeheuren Reichs

vom Himmel erhalten. Ich habe 60 Jahre mit Ruhm und Glück regiert, und den tiefsten Frieden in meinem Reiche, zum Heil der Nationen, die daran grenzen, ausgemittelt. Der Ruhm meiner Majestät und die Beweise meiner Pracht haben sich in jede Weltgegend verbreitet, und sie sind der Stolz und die Lust meiner ungeheuren Besitzungen.

Ich sehe mein glückliches Reich und andre Königreiche für eine und dieselbe Familie an; die Fürsten und das Volk sind in meinen Augen dieselben Menschen. Ich geruhe, meine Segnungen über alle, Fremde und Eingeborne, auszusütten; und es giebt kein auch noch so entferntes Land, welches nicht Beweise meines Wohlwollens erhalten hätte. Daher schicken alle Völker, mir zu huldigen und lassen mir unaufhörlich Glück wünschen. Ein Gesandter trifft nach dem andern ein; etliche kommen in Wagen über Land gefahren, andre durchkreuzen in ihren Schiffen das unermessliche Meer. Wirklich lasse ich mir nichts angelegener sehn, als die gute Verwaltung meines Reichs. Ich fühle eine lebhaftere Freude, wenn ich den Eifer bemerke, womit man aus allen Gegenden herbeykilt, die weise Verwaltung meines Reichs zu bewundern. Ich lobe daher Eure Regierung, die, ungeachtet sie von der meinigen durch ein weites Meer getrennt ist, nicht unterlassen hat, mir ein Glückwünschungsschreiben mit zinspflichtigen Geschenken zu schicken.

Ich habe Euren Brief gelesen und bemerkt, daß er nichts enthält, als was ich für glaubwürdige Beweise von Eurer Verehrung gegen mich ansehe, woraus ich schliesse, daß Ihr meine Regierungsweise bewundert. Wirklich, Ihr habt große Ursache mich zu loben. Seitdem Ihr Euren Handelsverkehr in Kanton treibt, sind Ausländer allezeit in meinem Reiche gut behandelt worden.

Ich könnte mich auf die Portugiesen, Italiener, Engländer und andre solche Völker berufen, die ich alle hochachte, und die mir insgesammt prächtige Geschenke gebracht haben. Sie sind meines Orts alle auf dieselbe Art und ohne Partheylichkeit behandelt worden. Ich gebe überflüssig, selbst wenn die Sachen, welche ich von ihnen erhalte, ohne Werth sind. Mein Verfahren bey solchen Gelegenheiten ist ohne Zweifel auch in Eurem Lande bekannt.

Was Euren Gesandten anbetrifft, so ist er eigentlich nicht von seinem Könige abgeschickt. Da Euch aber Euer Souverain befohlen hat, einen günstigen Augenblick meiner Regierung zu wählen, so habt ihr mir jetzt im Namen Eures Souverains Glück wünschen lassen. Das sechzigste Jahr meiner Regierung wollte eben zu Ende gehen. Ihr, eine Kompagnie, konntet es, wegen Eurer zu großen Entfernung von Eurem Souverain, ihm nicht zu wissen thun. In der Vermuthung, daß dieß sein Wille wäre, habt Ihr in seinem Namen diese Sendung veranstaltet, um mir zu huldigen; und ich zweifle nicht, daß dieser Prinz dieselben Gesinnungen, welche ich an Euch erfahren habe, gegen mich hegt. Ich habe daher Euren Gesandten empfangen, als ob er unmittelbar von seinem Könige geschickt worden wäre. Und ich wünsche Euch zu eröffnen, daß ich in der Person Eures Gesandten nichts bemerkt habe, als was seine Ehrfurcht für mich, und sein eignes gutes Betragen an den Tag legte.

Ich befahl meinen großen Hofbedienten, ihn vor mir zu bringen. Ich bewirthete ihn mehrmals, und ließ ihn die Reviere und Palläste sehen, welche innerhalb meines ungeheuren und prächtigen Gartens *Yuen-min-yuen* sind. Ich habe ihn die

Wirkung meiner Aufmerksamkeit fühlen lassen, und mit ihm die Vergnügungen getheilt, welche mich der tiefe Friede meines Reichs genießen läßt. Ueberdem habe ich nicht nur ihm, sondern auch den Herren, Dolmetschern, Soldaten und Bedienten in seinem Gefolge Geschenke gemacht, die außer dem Üblichen noch vieles andre enthalten, wie man aus dem Verzeichnisse sehen kann.

Da Euer Gesandter im Begriff ist, zu seinem Souverain zurückzukehren, so habe ich ihm befohlen, diesem Fürsten etliche Stücke seidenes Zeug, und andre Kostbarkeiten zu überreichen, denen ich einige alte Vasen beygefügt habe.

Möge Euer König mein Geschenk annehmen! Möge er sein Volk mit Weisheit regieren, seine Aufmerksamkeit einzig auf diesen Gegenstand richten und allezeit ehrlich und aufrichtig handeln! Und zuletzt möge er die Erinnerung meiner Wohlthätigkeit immer werth halten! Möge dieser König aufmerksam über die Angelegenheiten seines Königreichs wachen! Ich empfehle es ihm sehr und erustlich.“

R.

### B e l o h n u n g.

Seine Kaiserliche Majestät haben dem Herrn Amtsrath Waegner in Dondangen, der die ihm von Seiner Majestät früher geschenkte Geldsumme unter mehrere Bauern, welche dem Küster Friße bey der Rettung der Gestrandeten im vergangenen Herbst hülfreiche Hand leisteten, vertheilt hatte, für diese edle Uneigennützigkeit, einen Brillantring allergnädigst zustellen lassen.

Wöchentliche Unterhaltungen  
für  
Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

No. 30. Mitau, den 23. July 1806.

---

L i t e r a t u r.

*Kurze Beschreibung der (4ten und besten) Hezelischen Erd-Stampfmaschine, nebst kurzer Anleitung zur leichten und wolfeilen Verfertigung vortrefflicher Erdquader, mit welchen man, (sehr wolfeil,) schöne, trockene, im Winter warme, und im Sommer kühle, folglich gesunde und dauerhafte Gebäude jeder Art bauen lassen kann. Dorpat, bey Grenzius. 1806. 15 S. 8.*

Herr Hofrath Hezel in Dorpat macht hier in einem, eben nicht eng bedruckten, Bogen das Publikum auf die Vorzüge seiner vierten Stampfmaschine aufmerksam. In einer so kleinen Schrift konnte er nicht ausführlich seyn; aber freylich hätte er einen andern Titel wählen sollen: denn der Leser lernt hier nicht die Maschine selbst kennen, sondern nur das, was sie leistet und wie sie zu gebrauchen ist. Die Bestimmung dieser wenigen Seiten scheint also wohl nur die Erregung der öffentlichen Aufmerksamkeit für die Maschine zu seyn, von der man bey dem Hofrath Zillner in Riga und in der

Gaugerschen Buchhandlung in Dorpat elegante Modelle für 30 Rubel B. U. erhalten kann. In 3 bis 4 Minuten stampft diese Maschine, wie angegeben wird, zwanzig Erdquader, die noch einmal so dick als die gewöhnlichen Bauziegel sind. Sie hat ferner die Einrichtung, daß ihre Stampfer, nach der gehörigen Anzahl Schläge, sich von selbst in Sperrhaken hängen, und daß sie ohne große Schwierigkeit transportirt werden kann. Ein guter, fester Lehm, mit einer etwas starken Mischung von Kiesel oder grobem Sand (nicht Grant) — das Verhältniß dieser Mischung ist unangezeigt geblieben; wahrscheinlich ist es dasselbe, was bey unsern windtrockenen Ziegeln beobachtet wird — liefert die beste Erdart zu den Quadern. Bey der Verfertigung ist noch zu beobachten, daß in jede Form, während des Füllens mit Erde, zwey Stäbchen gelegt werden, denn diese sollen den Erdquadern eine besondere Haltbarkeit geben.

Der Hr. Verf. kommt auch noch auf die in seinem Aufruf an Rußlands Völker (S. die B. U. 1805 No. 40.) mitgetheilte Erfindung, den Kalkwurf an dergleichen Gebäude haltbar zu machen, die er hier modificirt und sehr deutlich beschreibt. Sie scheint in der That alles Beyfalls werth zu seyn, so wie vieles andere, was Hr. G. in diesem Theile der Baukunst liefert. Nur wäre zu wünschen, daß nicht jede Erweiterung und Verbesserung seiner Erfindungen, nicht jeder

glückliche Gedanke in einer eignen kleinen Flugschrift erschiene. Das Publikum wird durch die Menge derselben verwirrt, zum Nachtheil der gemeinnützigen Arbeiten und Entdeckungen selbst. So lange man suchet, und findet, und verwirft, und prüfet, und verbessert, ist die Sache selbst noch nicht fürs Publikum reif. Das nonum prematur in annum wollen wir frenlich nur für die schönen Wissenschaften gelten lassen, aber hier doch wünschen, daß der Hr. Verf., sobald er mit diesen Untersuchungen und Entdeckungen völlig ins Reine ist, uns, statt vieler ephemeren Schriftlein, späterhin ein auf Erfahrungen begründetes Werk über diesen wichtigen und gemeinnützigen Theil der bürgerlichen Baukunst liefere.

— t —

### Einleitung zur Erklärung von Boffens Luise.

(Bruchstück einer Vorlesung vom Jahr 1800.)

Die Kenntniß vaterländischer Dichter \*) und ihrer vorzüglichsten Werke, gehört unter die Eigenschaften, welche den Mann von wahrer Bildung von der Menge absondern. Doch nicht jene Kenntniß, welche junge Männer von Talent den Weg zu wahrer Bildung in unsern Tagen so häufig verfehlen ließ, daß sie sich nur ergöhten am Gefingel

\*) Es ist hier nur von Deutschen, als solchem, die Rede.

des Reims und an nüchterner Sylbenzählerey seynwollender Söhne Apollons, die aber der Musengott nie für die Seinen erkannte. — Der lahme Gesang dieser Kunstjünger ist für jedes feinere Ohr, gleich dem Krächzen des Raben und dem Geschrey des nächtlichen Uhu. Sie singen ohne Kenntniß der Sprache, ohne einige Ahnung von der Harmonie der Sprache der Musen, ohne Wärme des Herzens und ohne Feuer der Phantasie. Denn leichter ist's freylich, die Sylben reimweis zu zwingen, als zuvor den Geist mit denen Kenntnissen zu schmücken, welche allein dem Gesange des Dichters Werth und Usterblichkeit verleihen: Mit Kenntniß der ganzen, großen und schönen Natur; tiefer Kenntniß des Menschen, der verborgensten Neigungen seines Herzens; Kenntniß der Sänger der Vorwelt, deren Lieder, gleich der Göttin der Jugend, ihre Schönheit nimmer verlieren, so daß sie nach Jahrtausenden noch geliebt und bewundert werden, kaum erreicht und nicht übertroffen sind; — endlich mit umfassender Kenntniß der Muttersprache und der klassischen Schriftsteller derselben. Und doch ist es wahr, daß nur die Gesänge solcher Dichter, deren Geist auf diesem Wege zur Vollendung kam, gekannt und gelesen zu werden verdienen.

Wessen Brust erhebt sich nicht, wenn ein solcher die Schönheit des Lenzes besingt, daß sein Lied mit den Tausenden der Frühlingslänger zu wetteifern scheint? Wenn er im Fluge des Liedes jetzt

den jugendlichen Morgen beschreibt, mit dem Leben und Weben im Hain und auf der Flur, und jetzt den friedlichen Abend oder die Stille der Nacht, welche die Erde mit ihrem Sternengewande umhüllt hat? Wenn sein Geist sich über die Sterne erhebt, und den preiset, welcher den jugendlichen Morgen und den friedlichen Abend und die dunkle Nacht mit dem Sternengewande schuf? — Wessen Herz schlägt nicht lauter und inniger dem Freunde entgegen, wenn ein solcher die Freundschaft besingt? Diese Tochter des Himmels, welche dem armen Sterblichen zur Ausgleichung so mancher Rauheit auf dem Pfade des Lebens, zur Tilgung oder Linderung so manchen Kummers, zur Heilung so mancher Wunde, die der Selbstsucht scheelsehender Dämon schlug, zugesellt ward; Sie, welche den unvermeidlichen Leiden des Lebens den Stachel abstumpft und den Freuden desselben mehr Reiz und Anmuth verleiht. — Oder singt er die erste Liebe des schuldlosen Jünglings zum rosigem Mägdlein, — welcher Mann wünscht denn nicht zurückzukehren in die Tage seines Lenzes? Kehrt nicht zurück auf den Flügeln der Phantasie und fühlt aufs neue, was sich wohl andeuten aber nicht ganz darstellen läßt? Wer neidet ihn nicht, den Liebling der Muse, dessen stets jugendliche Phantasie, wie Pallas mit ihrem Zauberstabe, den Mann zum Jünglinge umzuschaffen vermag. —

Wer ist es, der den Muth des Helden würdig

belohnt? den Muth des Helden, der für Recht und Gerechtigkeit, für das Vaterland und seinen guten Fürsten kämpft' und blutete; wer ist es, der ihn so würdig belohnt als des Dichters Gesang? — Ohne ihn welket des Siegers Lorbeer; schlummert das Feuer in der Brust des Jünglings, gleich jenem zu kämpfen für Recht und Gerechtigkeit, für den guten Fürsten und die Fluren des Landes, das ihn erzog. Des Dichters Gesang verleiht Unsterblichkeit. Auf den Schwingen seines Liedes trägt er Helden und ihre Thaten dem ewigen Nachruhm entgegen. — Leben sie nicht noch, die Helden, welche Homer besang? Wer vermag sie zu tilgen vor des Liedes Allgewalt? Agamemnon und Achilleus, Hector und Sarpedon, Andromache, die Blume der troischen Weiber, und Helena, zweyer Völker Verderben, sie leben und werden leben, so lange Menschen den Erdfreis bewohnen. —

Sind sie nicht noch unter uns, die Sieger in Gräziens Kampfspielen, welche Dirce's Schwan\*) auf seinen Flügeln über den Strom der Zeit daher trug? — Und die Freunde des weisen, edeln, zartfühlenden Horatius; hat die Vergessenheit ihre Namen aus dem Buche der Lebendigen getilgt? — Kurz, jede Tugend, die des Dichters Leyer preiset, wird durch ihn erhabener und liebenswürdiger, und

---

\*) Windaros der Thebaner.

jedes Laster sinkt tiefer in den Abgrund, in welches es vergraben zu werden verdient. —

Solche Werke deutscher Sänger — ich sage mit Nachdruck und edelm Stolze deutscher Sänger — sollen uns für die Zukunft in dieser Stunde beschäftigen. Sehen werden wir dann, daß die Musen den Nachkommen jener rohen Söhne der Natur, welche einst, zum Schrecken des weltbeherrschenden Volks, aus der Finsterniß der Wälder Germaniens hervorgingen, daß sie diesen Nachkommen, wie einst der wilde Kriegsgott den Watern, hold waren und noch sind. — Sehen, daß sich der deutsche Genius an seinen Verlaumdern stolz gerächt hat; an jenen, die ihm am Boden zu weilen geboten, um mit der Biene Emsigkeit die Gaben andrer zu sammeln; denn nimmer würde er mit kraftvollen Schwingen, gleich dem von Gallien und Welschland, zu den Wolken sich heben. — Sehen, daß er dieser Verläumder jetzt spottet, und kühn mit Graziens Genius wetteifert. — Besonders werden uns die Sänger beschäftigen, welche das letzte Viertel des scheidenden Jahrhunderts verherrlichten; sie werden uns Gelegenheit geben, uns zu freuen, daß wir Deutsche sind und keine der übrigen Nationen Europens zu beneiden Ursache haben. Denn nur der, dessen Geschmack einseitig oder verderbt ist, kann dem Deutschen den Kranz rauben wollen, welchen die Muse selbst voll Huld ihm gereicht hat. Wir werden zuerst einen

Dichter bewundern, welcher im Haine des deutschen Helikon ein neues Lied ertönen ließ — der in der Nachbildung des homerischen Sylbentanzes, seiner Muttersprache eine vorher nie gekannte Diegsamkeit und Weichheit zu geben verstand — ich rede von Johann Heinrich Voss, dem gelehrten, geistvollen Übersetzer Homers, von ihm dem Schöpfer Luise's, welche Musen und Charitinnen mit ihren schönsten Gaben ausgestattet zu haben scheinen, daß sie dasteht in entzückender Schönheit der Jugend, und Aug' und Herz unwiderstehlich bezaubert. —

Vossens Luise gehört unter die Meisterwerke der deutschen Dichtkunst \*), sowohl was Darstellung als Versbau betrifft. — Neiden möchte man ihn, den glücklichen Sänger, dem die gütige Natur und die Muse solche Beobachtungsgabe verliehen, daß er die geheimsten Falten des menschlichen Herzens auszuspähen vermochte, und daß seine Darstellung, so kunstlos dem Scheine nach, dennoch stets dem Kenner eben dadurch die höchste Kunst verräth, daß jeder wähnt, er könne ihn erreichen — ihn, den Unerreichbaren. —

Die Personen des Gedichts sind nicht arkadische aber doch ländliche Personen, welche, zwar verfeinert, aber doch einfach, unschuldig und tadellos

---

\*) Daß beim Vortrage selbst die Theorie der Dichtungsart, in der sie gehört, entwickelt wurde, bedarf wohl nicht der Erinnerung.

zwischen den gefüßerschen Hirten und dem, ich möchte sagen, verbildeten Menschen glücklich in der Mitte stehen. — Ich hebe die vorzüglichsten aus. —

Luisens Charakter ist so schön gezeichnet, ihr ganzes Wesen so zart gehalten, daß es wie aus ätherischem Stoff zusammengehaucht scheint. — So einfach und natürlich, daß du ein Mädchen wie sie wohl zu finden gedenkst, suchst, und endlich betroffen dastehst, mit dem Ausruf: Sie ist die Einzige!

— Ehrfurcht, nicht jene, die Entfernung gebietet, nein, die mit kindlicher Scheu uns anzieht, fühlen wir vor dem Vater Luisens, dem Pfarrer von Grünau. Heiliger Schauer ergreift uns, wenn wir ihn die „glänzend kahle Scheitel entblößen“ und zu dem Vater und Geber alles Guten beten sehen. — Und des Mütterchens Emsigkeit, wenn uns diese auch hie und da ein Lächeln abzwingt, so fesselt uns wieder ihre Gutmüthigkeit und die treue Natur, mit welcher sie dargestellt ist.

Walter, Luisens Geliebter, ist ein kraftvoller, männlicher Jüngling, den man auf den ersten Anblick liebgewinnt; mit welchem der Vater „von Gelehrsamkeit und Zeitungen, von Afrika und Amerika sprechen kann.“ Nicht einer von denen, deren höchste Sorge auf den neuesten Schnitt des Kleides und die neueste Mode das Haar zu tragen gerichtet ist, die von Zeitungen wenig, von Afrika und

Amerika nicht viel, und von Gelehrsamkeit — nichts wissen. — Die Gräfin Amalia, welche im ersten Idyll nur genannt wird, gehört zu jenen glücklichen Charakteren, die ihre Fröhlichkeit nimmer verläßt, die stets lachen, denen dabey aber die Thräne der Rührung im Auge glänzt; die durch ihre Fröhlichkeit leicht in den Ruf des Leichtsinns kommen, aber doch edel und gut sind.

Das Ganze zeigt den Dichter von hohem Verdienste, den wahren Liebling der Musen und ihres Führers, und den Vertrauten des alten Homer, welchem er seine ganze Kunst abgelauscht hat. — Die Musen selbst, sollten sie in der Sprache des Deutschen reden; nimmer könnten sie sich schöner und harmonischer ausdrücken. — —

Liebau.

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
von Ulrich Freyh. von Schlippenbach.

(Fortsetzung des in No. 24 abgebrochenen Aufsatzes.)

Wann ich dem Leser die ferne Vorzeit und die Gegenwart der Stadt Hasenpoth beschrieb, so mag er mit Geduld auch etwas von dem Mittelalter derselben hören, und überhaupt es sich gefallen lassen, daß ich ihn noch immer durch die mit weicher, feuchter Erde und nur wenig mit hartem Stein gepflasterten Straßen begleite. Ich will es versuchen, seine Aufmerksamkeit für diesen Saamenteich der israelitischen Brut, aus dem her-

vorgehend sie nach den übrigen Städten hin versetzt worden, auf alle Weise zu gewinnen, und daher stehe hier das Beyspiel einer gewiß seltenen Gerechtigkeitsliebe, die den Beweis liefert, daß man das Gute um des Guten willen thun kann, ohne durch ein andres, als das reine Interesse für die Sache, selbst bestimmt zu werden.

Als Nasenpoth nach seinem Ruin von einer ehemals blühenden Handelsstadt, wie schon oben erzählt ist, zu einem Flecken herabgesunken war, in dem nur wenige Strohhütten wieder aufgebauet worden, hatte dennoch, zugleich mit der Kriminalgerichtsbarkeit der Stadt, auch der Trieb, diese auszuüben, sich in der Brust der Väter derselben erhalten. Allein schon war ein halbes Jahrhundert beynabe verflossen und noch kein bedeutender Exceß vorgefallen, noch stand der, aus dem Ruin, durch seine isolirte Lage, wie ein Blitzableiter, sich gerettet habende, Galgen unschuldiger da, als der Held eines Trauerspiels im ersten Akt. Glücklicherweise endlich war ein Dieb aus einem nicht sehr entfernten Gute aus dem Kerker entflohn, und hatte, zum Behuf seiner Flucht, sich eines Pferdes auf der Stadtweide bedienen wollen, wo er ergriffen ward. Vergeblich wurde er zur Fortsetzung der bereits gegen ihn eingeleiteten Untersuchung reklamirt; stärker als sein durch den erhobenen Rechtsgang bereits fixirtes Forum zog ihn der Galgen, der schon so lange vergeblich auf Beute

gewartet hatte, an sich. Zur Konservation der  
 peinlichen Gerichtsbarkeit begann die Pein des ar-  
 men Verbrechers und das Resultat des Urtheils des  
 hohen Rathes schwebte in hoher Luft, als War-  
 nungszeichen für die Nachwelt. Diese merkwür-  
 dige Kriminalanekdote gründet sich auf allgemeine  
 Sage und scheint, obgleich seitdem mehrere Jahr-  
 zehende verflossen, doch für die damalige Zeit und  
 Sitte ziemlich charakteristisch. Man muß geste-  
 hen, daß für das reine Ansehn der Gesetze, die  
 Themis nirgends mehr thun konnte, und diese ihren  
 Gang hier nicht auf zwey, sondern auf drey Füßen  
 stützte. Späterhin, als die Stadt sich wieder zu  
 vergrößern anfang, verlor sich dieser peinliche Trieb  
 immer mehr, und mit der Toleranz, die ich schon  
 früher zu preisen Gelegenheit fand, kehrte auch jede  
 andere Duldung zurück. Nasenpoth hat seine Exi-  
 stenz im Meere der Zeiten mit Ebbe und Fluth ver-  
 wechselt. Von einer ansehnlichen Handelsstadt war  
 es fast zu einem armseligen Dorfe herabgesunken;  
 vor ohngefähr 12 bis 15 Jahren hingegen hatte  
 der Handel sich wieder mächtig gehoben. In den  
 Jahren 1794 bis 1797 sind hier allein an baum-  
 wollenen Tüchern 12000 Duzend mehr abgesetzt  
 worden, als in Königsberg und Libau. Ein Um-  
 stand, der daher rührte, weil die polnischen Juden  
 ihre Waaren lieber bey ihren Glaubensgenossen in  
 Nasenpoth als anderswo erkaufsten. Dadurch wa-  
 ren denn auch die hiesigen Ebräer wohlhabend ge-

worden, daß selbst ihr militärischer Geist, der seit der Zerstörung Jerusalems in tiefem Schlummer lag, hier erwachen und sich im Jahr 1797 oder 1798 eine jüdische Garde zu Pferde, aus 20 Mann ohngefähr bestehend, bilden konnte. Ihre Kleidung bestand aus Stiefeln (Pantoffeln waren gegen das Kostüm) schwarzen weiten Pantalons und kurzen grünen Jacken; einzelne Glieder waren sogar mit einigen Waffenstücken versehen, die vielleicht jetzt, da diese Blüthe der israelitischen Jugend ihren kriegerischen Schmuck wieder abgelegt hat, zum Kampfe gegen den symbolischen Fleischklumpen ihres Erbfeindes Haman verbraucht worden sind. Es war ein malerischer Anblick, diese mosaische Garde auf dürren Pferden, die durch morgenländische Laute zum stärkern Trabe angefeuert wurden, einherziehen zu sehen. Hin und wieder raubte die Luft, die noch kein solcher Zug durchstreift hatte, ein zu loses Stück des Gewandes, und dem weichsten Pflaster drückten sich Spuren der härtesten Pferde ein. Statt Kieß und Funken, stoben Erde und Wasser umher. Mit welcher Wonne mag der König David aus seinem Wolfensitze herabgelächelt haben, als er hier seine Nachkommen so muthig versammelt sah, und seiner, im tiefen Frieden ruhenden, Harfe wieder einmal kriegerische Akkorde zum Lobe der Thaten seiner Nachkommen entauschen konnten!

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der Hühnerhof.

Ein Pächter, der Geflügel aller Art  
 Zu Gunsten seines Tisches wie seines Beutels hegte,  
 Und, wenn der Markt damit versehen ward,  
 Manch blankes Thalerchen zu seiner Kasse legte,  
 Sah' hoch erfreut das bunte Federvieh  
 Auf seinem Hof' in lauter Mischung hausen.  
 Ey, dacht' er, jedes taugt für die,  
 Die brav bezahlen, zum — Verschmausen!  
 Der Himmel segne Gans und Ent' und Huhn,  
 Er segne Taube und Kalkuhn!  
 Und geb' den Hähnen Kraft! — denn Eier  
 O! die sind jetzt im Preise, — theuer! —  
 Dann wird das Glück von meinem Gütchen heuer  
 Im Frieden und Gedeihen ruh'n!

Doch in dem kleinen Staat, der diese Bürgerklassen,  
 In seines Hof's Befriedigung verschloß,  
 Konnt' keine die Maxime fassen,  
 Die von des Pächters Lippe floß.  
 Hier wohnten Zank, Berachten, Wiheln, Hassen.  
 Die Gans konnt' ruhig nicht die Ente schnattern lassen,  
 Die Ente jene geckern nicht;  
 Der Puter schnitt ein höhnisches Gesicht,  
 Sah' er den Hahn sammt seinen Hennen scharren,  
 Und dieser schalt — auf seinem Miste groß —  
 Die Puter aufgeblähte Narren,  
 Und alles, was nicht Huhn ist — Klos!  
 Die Täubchen selbst, so sanft sie scheinen,  
 Erlaubten brummend sich doch dieß und das zu meynen,  
 Von solchem lärmend bunten Troß.  
 Erschien nun vollends noch, den Futterfork im Schooß,  
 Die Hausmagd, die in langen Streifen  
 Für alle g'nug, der goldnen Gerste goß;

Nun dann war gar der Teufel los!  
 Ein jedes fraß mit Scheellsehn und mit Reifen.

„Wozu der Ente wohl das liebe Gerstenkorn?“  
 Zischt hell die Gans und fährt sie an mit Kneifen.  
 Sie unterbricht der Hahn; mit seinem Rittersporn  
 Sucht er im Sprung die dumme Gans zu streifen.  
 Die Ente sperrt den Schnabel zum — hon-moi,  
 „Geh, wo ihr hin gehört, zum alten Kapitol!“ —  
 „Daß deine Schaufeln gleich das Küchenmesser hole!“  
 Schnaubt blau und roth das welsche Huhn: „so, so!  
 Verliehrt der gute Herr die Gerste  
 An ein Geschmeiß, das nur zum Schnattern taugt!“  
 „Ihr — freßt, daß euch der Kropf zerberste —  
 Ihr seyd es, die der Hof nicht braucht,“  
 Schilt der erbohte Hahn, und lief't, mit einem Kamme  
 Und Augen, roth wie Feuerflamme,  
 Die Weiber lockend, Körner auf.

„Puh! der verkehrte Weltenlauf!“  
 Halb kollernd sagts der Puter, unterm Hacken;  
 „Wollt ihr euch, Pöbelvögel, packen!  
 Ich bin des Hofraums einz'ger Schmuß und Zweck,  
 Geschmuß treibt bald euch alle weg!“,

So gehts nun fort im Sackern, Schnattern, Zischen,  
 Im Schrey'n und Beißen, und dazwischen  
 Im Schelten, Kollern, Siegesträhn;  
 Bis satt — sie ihres Weges gehn.  
 Doch, siehe da! schon rollt der Wagen  
 Der Pächter sperrt mit Wohlbehagen  
 Sie, trotz dem Poltern, Kollern, Schrey'n, Gezisch,  
 In seine Hühnerkörbe frisch;  
 Und würd' er bey der Zucht dieß schwachende Gemisch  
 Der Vögel und den Dünkel erst befragen:

So stünd' es schlecht um aller Städter Magen,  
Wie um des Pächters eig'nen Tisch.

So wüthig ist und bleibt am Ende  
Der Rangstreit aller — Lebensstände.

Die Unentbehrlichsten zu seyn,  
Das wähnt der Magistrat, das wännen die Soldaten;  
Der Richter, mit den schlaunen Advokaten,  
Spricht stolz dazu sein vornehm Nein;  
Doch schmunzelnd fällt der Arzt und Kaufmann ein,  
Und alle steh'n in furchtbarem Verein,  
Den armen schwarzen Rock zum Tempel 'raus zu  
schrey'n! —

Ja, regelten Gewissen und Vernunft  
Die Menschenheerden stets nach ihren ew'gen Normen,  
Adieu dann aller Klassen Zunft,  
Adieu dann alle Uniformen!  
Bis das geschieht — der Rath ist kurz und leicht —  
Genießt eu'r Futter, thut das Eurige, und — schweigt.

— f —

### Literarische Naturmerkwürdigkeit.

Auf der Insel St. Thomas und in andern südlichen Ländern soll es wunderbare Bäume geben, welche den Nebel an sich ziehen, ihn dann in Tropfen herabfallen lassen und so die Gegend herum mit Wasser versorgen. In der literarischen Welt giebt es eine ähnliche Merkwürdigkeit: dort sind die Gebrüder S — I dergleichen nebelanziehende und wasserausströmende Bäume.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

No. 31. Mitau, den 30. July 1806.

---

Physikalische Erklärung der sogenannten  
Luftspiegelung.

(Fortsetzung des in No. 29 abgebrochenen Aufsatzes.)

Nun gehen wir zu der Betrachtung der Gegen-  
den über, in welchen sich die sogenannten Luftspie-  
gelungen zu zeigen pflegen. Gewöhnlich sind es  
Torfmoore oder Sümpfe und Haideland, und dann  
auch große Wasserflächen. Die Hauptbestand-  
theile des Torfmoors sind Wasserstoff (Hydro-  
gene), nach den neuern Chemikern die Grundlage  
aller brennbaren Luftarten, mithin eins mit dem  
Brennstoff, und dann Kohlenstoff. Sümpfe  
und Haideland haben ebenfalls diese beyde Bestand-  
theile, besonders aber prädominirt in den Sümpfen  
das Hydrogene, zu dem sich auch schon, weil sie  
wirklich Wasser enthalten, Orygene gesellt hat.  
Das Wasser besteht bekanntlich aus Hydrogene und  
Orygene, die sich auf das innigste mit einander  
durchdrungen haben; oder es ist hinlänglich ory-  
dirtes Hydrogene, wodurch beyde neutralisirt sind.

Die Lichtstrahlen nun, welche von den durch das reinere Licht erleuchteten Gegenständen in unser Auge fallen, sind zurückgeworfen, also schon modificirt, und nicht ganz rein. Das Holz der Gebäude ist trocken, brennbar, d. h. es zieht das Drygene an, hat also selbst Mangel an demselben. Brennstoff und Kohlenstoff sind seine Hauptbestandtheile. Gemauerte Gebäude sind mit gelbschtem Kalk nicht nur in den Fugen ihrer Steine zusammengekittet, sondern auch auf ihrer Oberfläche damit beworfen. Durch das Löschen ist zwar auch viel Drygene im Kalk gebunden, aber er enthält zugleich eine Menge Brennstoffs. Die rothen Steindächer hinwiederum enthalten sehr viel Drygene, weshalb sie denn auch, wenn sie gut gebrannt sind, nachher im Feuer nicht leiden.

Die Lichtstrahlen, welche uns nun die untern Theile der Gebäude jener Gegend sichtbar machen, gingen, aus ihrer Quelle kommend, vorher durch eine Schicht brennbarer, und mit noch andern Theilen vermischter Dämpfe und Dünste, welche von den beyden großen Principen aller Auflösung und aller Verbindung, Licht und Luft, gerade in der Jahreszeit, wo die aus dem Lichte ursprünglich quellende Wärme sich schon beträchtlich der Erde und der Luft mitgetheilt und ihre eignen Kräfte erweckt hat, auch die Luft die größte Elasticität besitzt, aus dem Torfmoor, den andern Sümpfen und dem Haidelande am häufigsten entwickelt wur-

den, setzten an diese einen Theil ihres dem Brenn-  
baren verwandten Drygene's ab, traten dann an  
die viel, seiner Natur nach elastisches, Brennstoffs  
enthaltenden Wände der Gebäude, oder Seiten  
andrer Gegenstände, und mußten folglich, mit  
mehrerm Brennstoff geschwängert, von diesen  
niedrigeren Punkten höher hinauf nach dem  
Auge des Beobachters hin ihren Rückweg nehmen.  
Hier mußten sie nun abermals, gleich von dem  
Anfange ihres Rückweges an, jene Strecke aufstei-  
gender brennbarer Dämpfe und Dünste, die noch  
durch Zumischung anderer Theile verdichtet sind,  
durchstreichen, mit welchen sie nun durch die grö-  
ßere Menge ihrer positiven Materie, welcher der  
Brennstoff analog ist, und des von außen hinzu-  
getretenen wirklichen Brennstoffs homogener waren,  
folglich nothwendig nach den höhern Gegenden hin  
zurückgestoßen werden mußten, wo sie mehr Dry-  
gene fanden, welches dieselben, wegen seiner Ver-  
wandtschaft mit dem Brennstoff, stärker anzog.  
Das heißt nun nach der gewöhnlichen Lehre der  
nicht tiefer eindringenden Physik: Der Lichtstrahl  
wird, aus dem dichteren Mittel in ein dün-  
neres tretend, abwärts vom Einfallslotz ge-  
brochen; und es ist nun von selbst klar, daß die  
untern Punkte des Gegenstandes dem Auge des  
Beobachters niedriger erscheinen müssen, als  
sie wirklich sind.

Kommen aber diese von dergleichen Gegenstän-

den, und insbesondere auch von den rothen, stark oxydirten Dächern, zurückgeworfenen Lichtstrahlen aus einer Gegend, die höher liegt, als das Auge des Beobachters, also aus einer reineren und dünneren Luftschicht in eine nicht so reine und dichtere; und entziehen sie, nach dem obigen, der Luft in der größern Höhe, und den höheren Gegenständen, von denen sie zurückgeworfen werden, vermöge der starken Verwandtschaft des äußerst elastischen, und das Verwandte sich leicht aneignenden, dem Brennstoff analogen positiven Principis des Lichts mit dem Sauerstoffe, einen ganz beträchtlichen Theil des letzteren: so werden sie nun von der niedrigeren, kontinuierlich mit neuem Brennstoff, den die Erde hergiebt, angefüllten dichteren Luftschicht, um dieser den Sauerstoff wieder abzugeben, stärker angezogen. Und dieß heißt denn in der Sprache der gewöhnlichen Physik: Diese Strahlen werden nach dem Einfallslotz hin gebrochen. Ein jeder sieht nun leicht ein, daß dieser höher, als das Auge des Beobachters, liegende Gegenstand demselben nun noch höher zu liegen scheinen müsse, als er wirklich liegt. Nur die Lichtstrahlen, die mit dem Horizont parallel ins Auge fallen, werden, da sie eine gleich dichte Luftschicht durchstreichen, wo ihr positiver Bestandtheil und der ihm analoge Brennstoff eben sowohl vom Säurestoff der sich nähernden mittleren Luftregion, als ihr negativer Theil, der Säurestoff,

vom sich aus der nahen Erde immer auf's neue entwickelnden Brennbaran der untern Luftregion angezogen wird, auf ganz gleiche Weise nach oben und nach unten angezogen; sie erleiden also gar keine Aenderung ihrer Richtung, gar keine Brechung, und zeigen folglich den gerade eben so viel über dem Horizont erhöhten Gegenstand, als es das Auge des Beobachters ist, diesem genau in derselben Höhe, als er wirklich ist, nur wegen des in dieser Höhe bisweilen vielleicht noch nicht ganz aufgelöseten Nebelflors, nicht ganz deutlich. Da nun aber die meisten Häuser, die nicht etwa bloße Hütten sind, schon bis zum Dache weit höher sind, als die Höhe eines Menschen beträgt, und nun noch die Höhe des Daches hinzukommt, welches, wenn es mit gebrannten Ziegeln gedeckt ist (obgleich der am stärksten oxydirte Strahl, nämlich der rothe, am wenigsten gebrochen wird), doch wegen des von ihm den Strahlen mitgetheilten mehreren Drygen's, das von dem häufig sich entwickelnden Brennbaran der niedern Region desto stärker angezogen wird, noch höher erscheinen muß (womit die Erfahrung genau übereinstimmt), so ist es ganz natürlich, daß die höher liegenden Theile derselben, und überhaupt aller hohen Gegenstände, durch diese Anziehung, vermöge welcher die sogenannte Brechung der Lichtstrahlen erfolgt, dem Auge noch weit höher erscheinen müssen, als sie wirklich sind.

Da die Anziehung in beyden Fällen, die Lichtstrahlen mögen nun aus einer dichteren in eine dünnere, oder umgekehrt aus einer dünneren in eine dichtere Luftschicht treten, nicht stoß- oder ruckweise erfolgt, sondern, so wie die Luft nach ihrer Höhe und Tiefe immer nur allmählig an Dünne oder Dichtigkeit zu- oder abnimmt, eine kontinuierliche ist: so muß auch der angezogene Lichtstrahl nicht in Winkeln (wie man gewöhnlich bey der Brechung annimmt, und wie es in dem Falle auch fast vollkommen richtig ist, wenn der Strahl plötzlich aus einem Mittel in ein diesem entgegengesetztes tritt, und in diesem allein, ohne weitere Änderung, oder wieder mit einer plötzlichen, wenn er hinaustritt, seinen Weg fortsetzt), sondern kontinuierlich von der geraden Linie abweichen, folglich eine bogenförmige Linie beschreiben. Da nun aber das Auge nur nach geraden Linien sieht: so muß ihm der Gegenstand, von welchem der kontinuierlich angezogene, also bogenförmige Lichtstrahl mit seinem äußersten Ende in dasselbe fällt, in der Tangente des letztern Minimums des Bogens erscheinen. Das heißt denn: das Auge muß den Gegenstand, wenn dieser in einer niedrigeren Region liegt, noch niedriger, wenn er aber in einer höhern Region befindlich ist, noch höher erblicken, als es in der Wirklichkeit ist; und zwar in beyden Fällen genau nach der Tangentialrichtung des äußersten Bogens. Und dieses heißt denn wiederum

mit andern Worten: der ganze Gegenstand in seiner vollen Höhe, muß sich von einem noch tiefer auf der Erde liegenden Punkt, als auf welchem er wirklich steht, noch weit über seine wahre Höhe erheben, muß in einer, in vertikaler Richtung verlängerten Gestalt erscheinen. Daraus ist es nun leicht erklärbar, wie sogar Gegenstände, die in gehörig beträchtlicher Entfernung hinter einer mäßigen, und allmählig steigenden Erhöhung der Erde also liegen, daß diese Erhöhung sie verdeckt, bey hinlänglicher Erleuchtung vom Sonnenlicht, und wenn die dazwischen liegende sanfte Erhöhung etwa aus Torfmoor und Haideland besteht, wie dieß zwischen den Höfen an den sackenhausischen Bächen und dem am Strande belegenen Hofe Erwangen der Fall ist, entweder bis nahe an ihrem Fuße auf der Erde, oder, wie ich vermuthete, nur einem Theile ihrer Höhe nach, und unten ebenfalls von einem Nebelflor gesäumt, am Horizont, wie in der Luft schwebend, sichtbar werden können. Vertikal verlängert, erscheinen sie aber auch hier dem Auge hoch genug, so daß es sie wenigstens in ihrer ganzen wahren Höhe, auch noch drüber zu sehen glaubt. Der Nebelflor, der immer, fast gleich einer Wasserfläche, am Fuße der in der sogenannten Luftspiegelung erscheinenden Gegenstände, und zwar meist immer in einer sanft wellenförmig schwingenden Bewegung sich zeigt (welche Bewegung bey einem mäßigen Winde stärker ist; bey

heftigem Winde sieht man, weil dann die Beschaffenheit der Luft in den höhern und niedern Regionen meist ganz ausgeglichen ist, diese Erscheinung gar nicht), ist keine bloße Täuschung des Auges, sondern die wirklich sichtbar sich darstellende Menge von brennbarem und andern Stoffe, den die ewig nach Auflösung und neuer Zusammensetzung strebenden Elemente des Lichts und der Luft aus der Oberfläche des Torfmoors, des Sumpfs, des Heidelandes, und überhaupt der Erde und des Wassers entwickeln, und der nach Verbindung mit verwandten Stoffen, die er etwa im Licht und in der Luft findet, und in die Höhe und zur Gasgestalt strebt, um so nach seinen Verwandtschaften neue Verbindungen einzugehen. Gewöhnlich nennt man diesen einem Gewässer ähnlich scheinenden Nebelflor, der über dergleichen Oberflächen hin streicht, die aufsteigenden wässerigen und blichten Dünste und Dämpfe. Dieser Nebelflor ist auch die Ursache, daß man in solcher Luftspiegelung fast nie den Fuß, und ausgemacht nie die wenig über dem Fuß erhabenen, aber doch noch unter der Augenhöhe des Beobachters befindlichen Punkte des Gegenstandes sieht, woher denn auch dieser als auf einem großen Gewässer schwimmend erscheint. Letztere Punkte werden durch obige Dämpfe und Dünste ganz verdeckt; da aber der allerunterste, die Oberfläche der Erde berührende Theil, oder der Fuß des Gegenstandes sehr tief unter seinem wahren

Standpunkte, also in einer Linie, die einen kürzern Weg durch diese aufsteigenden Dämpfe und Dünste macht, gesehen wird: so geschieht es wohl, wenn die Entfernung des Gegenstandes, der in diesem Falle in einer ebenen Gegend liegen muß, nicht gar zu groß ist, daß man denselben durch den Nebel etwas durchschimmern sieht. Dieß ist aber eigentlich doch nicht der wahre Fuß des Gegenstandes, sondern ein bloßes Bild von ihm, das auf einen dem Auge näher belegenen Flecken der Erde fällt, oder der in dieser Richtung belegene Erdflecke selbst. Nach den über dem Fuße erhabenen Theilen des Gegenstandes bis zu dem Punkte, von dem eine Linie bis zum Auge parallel mit dem Horizonte läuft, macht die Sehlinie einen längeren Weg durch die mit Dämpfen und Dünsten erfüllte Luftschicht, woher sie denn unsichtbar, oder doch in größerer Nähe kaum noch wie ein Schatten kenntlich bleiben müssen. Damit auch das Erscheinen am Horizont solcher Gegenstände, die hinter einer Erhöhung von Torfmoor u. dgl. verdeckt und dem Auge unsichtbar liegen, noch deutlicher einleuchte, füge ich hierüber noch Folgendes hinzu: Bekanntlich verbreiten sich von jedem erleuchteten Gegenstande aus Lichtstrahlen nach allen Richtungen hin, je nachdem es die Lage des Gegenstandes zuläßt. Der von wenigen, meist sumpfigen Wiesen und vielem Haidelande durchschnittene Torfmoor zwischen Sackenhausen und Erwangen erhebt sich sanft

und allmählig von Sackenhäusen aus bis zu der Weite von ohngefähr einer Meile und drüber; dann senkt er sich wieder eben so sanft und allmählig bis ohngefähr  $\frac{1}{4}$  Meile vor Ewangen, von wannen nun theils Haideland, theils Wiesen und Weideplätze fast ganz in ebener, nur wenig gesenkter Lage sich bis zu Ewangen hin erstrecken. Nun schießen aus allen Punkten der Gebäude und sich erhebenden Gegenstände an den sackenhäusischen Bächen und in der Gegend herum Lichtstrahlen nach der höchsten Gegend des Torfmoors. Die aus den höhern Punkten derselben kommenden haben aus der über der Erdofläche mehr erhöhten Lustregion im Sackenhäusischen mehr Sauerstoff an sich gezogen, welcher, so wie sich die Strahlen den mehr brennbaren und sonst noch gemischten Dämpfen und Dünsten des erhöhten Torfmoors nähern, von diesen angezogen wird, wodurch denn eine Beugung, oder sogenannte Brechung dieser Lichtstrahlen nach dem Einfallslothe, d. h. nach der niedrigeren Region der andern Seite des Torfmoors hin bewirkt wird. Nun gehen die Strahlen nach dieser erniedrigten Richtung immer durch dieselbe mit brennbaren Theilen erfüllte und das Drygene der Lichtstrahlen, das zu innig mit dem positiven Theile des Lichts verbunden ist, als daß beyde sich ganz trennen könnten, anziehende, dichtere Luftschicht; formiren eine nach unten gekrümmte Bogenlinie, die aber, weil nun die Strahlen fast immer in gleicher Höhe

über dem Erdboden hinlaufen, einer geraden Linie fast ganz gleich ist, gelangen so bis nach Ewangen; und da das Auge immer nur in gerader Linie sieht: so müssen jene Gebäude und andre Erhöhungen der gedachten sackenhausischen Gegend hier in Ewangen nach der von dieser äußerst wenig gebogenen Strahlenlinie fast gar nicht verschiedenen Tangente derselben etwas über der höchsten Erhabenheit des Dorfsinoors und der Haiden, also über dem Horizont erhöhht und in der Luft schwebend erblickt werden.

K. G. Elverfeldt.

(Der Beschluß folgt.)

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
von Ulrich Frenh. von Schlippenbach.

(Fortsetzung des in No. 30 abgebrochenen Aufsatzes.)

Obgleich die Stadt jährlich an Umfang und Größe gewinnt und mehrere, zum Theil recht schöne, Häuser erhalten hat, so ist der Handel doch lange nicht mehr so beträchtlich; was indessen durchaus nicht die Schuld der Kaufleute selbst ist, da es unter diesen einige Erbräer von Bildung giebt, die den Handel und dessen Potenzen im ganzen Umfange verstehn. Vor einiger Zeit ist hier auch eine Kreisschule eingerichtet und feyerlich eröffnet worden. Diese wird gewiß für die Bildung der städtischen Jugend die wohlthätigsten Folgen haben. Die weise Einrichtung, wodurch, mit eben

so kaiserlicher als menschlicher Milde, in ganz Rußland Schulen gegründet werden, verdient gewiß den höchsten Dank jedes treuen Unterthanen. Der Staat gewinnt in der höhern Ausbildung seiner Bürger eine Quelle von Kräften, die kein Klima beschränkt, und die nach einer Zeit von 10 bis 12 Jahren schon die glücklichsten Wirkungen bezeugen müssen. Das von der Krone neu angekaufte Schulgebäude ist bequem und, für den Umfang der Stadt, zum Unterrichte groß genug.

Ehe ich Nasenpöth verlasse, muß ich eines heiteren stillen Plätzchens vor der Stadt erwähnen, wo mitten in einem lieblichen Garten voll trefflicher Fruchtbäume, umgeben von kleinen Wiesen und Feldern, ein Häuschen liegt, das, seines Strohdachs unerachtet, schon durch sein nettes, friedliches Ansehn interessirt. Es gehört dem Hrn. Kandidaten P — z, der hier in wahrhaft philosophischer Ruhe, geschätzt und geliebt von seinen zahlreichen Freunden und Bekannten, lebt, und dessen für Natur und Kunst gleich ausgebildeter Sinn dieses Plätzchen verschönerte, und zu einem angenehmen Spaziergange für seine Freunde weihte. Die innere Einrichtung entspricht dem äußern und dessen Umgebung. Es ist nett, gefällig und mit einigen sehr gelungenen Pastel- und Öl-Gemälden von der eigenen Hand des Besitzers geziert. Unter diesen zeichnen sich vorzüglich ein alter Kopf und das Portrait des Maler Mengs aus. Auch der

Garten] des Bürgermeisters R — z verdient Erwähnung, so wie der neu angelegte des Hrn. Landgerichtsadvokaten F., der durch seine Lage, am Abhange eines Hügel, mit einer lieblichen Aussicht auf ein angebautes Thal, sobald er ganz vollendet worden, gewiß vorzügliche Aufmerksamkeit erregen wird.

Und nun genug von diesem kleinen Landstädtchen, bey dessen Zeichnung mir der Stamm Juda das Lächeln verzeihen mag, das mich unwillkürlich, da wo ich seiner erwähnen mußte, beschlich. Auch ihm entsproß ja mancher rebliche, gebildete Mann, hier gekannt und geschätzt, und solcher Glaube an Wahrheit und Tugend wird auch hier in Israhel funden. Sollte er aber zürnend jede Wahrheit, die die komischen Züge des morgenländischen Originals nachzeichnet, für Übertreibung halten: so hat er sie, treu dem Rathe des Talmuds, nicht gehört; denn, sagt dort ein Rabbi, auf die wichtige Frage: warum ist das Ohr der Menschen hart, das Läppchen aber weich geschaffen worden? Deswegen, damit ein Frommer das Läppchen ins Ohr hineinstecke, auf daß er die Gläubigen nicht lästern höre \*). Noch einen Trunk reinen und klaren Wassers, das aus einer starken Quelle am Fuße des Berges an der Westseite der

\*) Christoph Paul Mayern (eines bekehrten Juden und gewissen Rabbi) Gebräuche der heutigen Juden. Danzig 1692, Pars 2.

Stadt mit Gewalt hervorsprudelt, an Helle und Reinheit aber vielleicht der Mandusischen Quelle selbst gleich kömmt, — und so gestärkt nach der Wanderung verlassen wir die Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schreiben an den Redakteur.

S. T.

Ein Umstand, welcher mir vor wenig Wochen Gelegenheit gab, über die mancherley Attentate meiner gelehrten und ungelehrten Feinde — die, unvermügend es öffentlich zu thun, in geheim ihr verdecktes Spiel gegen mich treiben — Er. Erlaucht unserm verehrten Herrn Generalgouverneur mit derjenigen Geradheit und Wahrheit, die dem Gerechtigkeitsliebenden nie unwillkommen ist, meine Gefinnungen unverholen an den Tag zu legen und dabey auch an mir die Gerechtigkeit der feiniggen, durch die dieser erhabene Vorsteher der Provinz so vorzüglich glänzt, zu erfahren, hat — wie es bey solchen Anlässen immer zu gehen pflegt — die abentheuerlichsten Gerüchte und Stadtgeschwätze in Umlauf gesetzt, die sogar in einer einheimischen Zeitschrift Eingang gefunden haben. Es ist nämlich das Nordische Archiv, welches im Julyheft, unter der Rubrik „Vermischte Nachrichten aus Niztau,“ die Quintessenz aller jener Geschwätze ent-

hält. Um diese jedoch mit einmal niederzuschlagen und dadurch zugleich die vermischteste jener vermischten Nachrichten gänzlich zu widerlegen, theile ich Ew. — hier, zum beliebigen Abdruck in Ihrem Blatt, ein an mich eingegangenes officiellcs Kanzellens schreiben mit, welches das Resultat der Sache enthält. Sie sehen daraus: wo ein Alexander herrscht und jeden, ohne Ausnahme, das Schild des Gesetzes deckt, da wird die Kabale sich wohl zuweilen regen, aber nie triumphiren können. Gott erhalte den Kaiser!

Ich verharre ic.

Albers.

N. S. Zum Überflusß bemerke ich noch, daß ich zur Bekanntmachung des benngeschlossenen Schreibens ausdrückliche Erlaubniß habe.

Kopie.

Wohlgeborner

Insonders Hochzuehrender Herr Secretaire!

Se. Erlaucht, der Herr Graf von Burghöwen, haben sich Ew. Wohlgebornen Rechtfertigungsschreiben vortragen lassen und hierauf Endesunterzeichnetem den Auftrag ertheilt: Ihnen sowohl Hochdesscn Zufriedenheit mit Ihren Gesinnungen

zu versichern, als auch dabey zugleich zu eröfnen, daß, so gehässig Hochdemselben alle persönliche Beleidigungen, Angriffe und Anspielungen, deren sich die Schriftsteller zu Zeiten erlauben, wären, eben so sehr wüßten Sie Talente und Fähigkeiten, da wo sie zum Nutzen und zur Bildung des Publikums angewandt würden, zu schätzen und auszuzeichnen; um so angenehmer wäre es daher Seiner Erlaucht, dergleichen Vorzüge in einem Manne zu finden, der außerdem noch seinem Amte, nach dem Zeugniß seiner Obern, mit Geschicklichkeit und Fleiß, vorstände, und Hochdieselben ließen Ihnen daher alle Gerechtigkeit widerfahren.

Ich eile diesen für mich angenehmen Auftrag zu erfüllen und Sie zugleich von der Hochachtung zu überzeugen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Ew. Wohlgeboren

Riga,  
den 26. Juny 1806.

gehorsamster Diener  
Schrotter.

---

**D r u c k f e h l e r :**

In No. 30 ist S. 52 in der Note statt von vom; S. 58, 3. 9 v. u. statt Wann Wenn, und S. 60 in der letzten Zeile statt wohlhabend so wohlhabend zu lesen.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

No. 32. Mitau, den 6. August 1806.

---

## L i t e r a t u r.

Forstwirthschaftliche Bemerkungen über die wesentlichsten Gegenstände der Forstverwaltung zur Verbesserung und beständigen Erhaltung der Wälder (,) entworfen von dem vormalsigen Königl. Preussischen Referendar bey der Kriegs- und Domänen-Kammer in Berlin (,) als Kriegs-rath entlassenen Christoph Krüger von Kriegsheim, mit Anmerkungen des Russisch-Kaiserlichen Geheimenraths Baron von Vietinghoff über die Kultur der nützlichsten Holzarten in verschiedenen Gegenden des Russischen Reichs und vorzüglich in Livland. Dorpat 1806, bey Grenzius. 159 S. 8.

Eine willkommene Erscheinung für den nordischen Kameralisten und Forstmann, der immer auswärtige Schriften, die für unsre Gegenden nur zum Theil gelten, zu Rathe ziehen muß, wenn er wissenschaftliche Kenntnisse in diesem Fache erlan-

gen und nicht bloßer Empyriker bleiben will. Das vorliegende Buch enthält, mit vieler Deutlichkeit, das vorzüglichste, was für Anfänger und Dilettanten in der Forstwissenschaft nöthig seyn dürfte. Freylich sagt der Verf. wenig neues, was erfahrene Forstmänner nicht sonst schon wissen sollten; indessen verdient er doch allen Dank, daß er die nothwendigsten Grundsätze und Ansichten der Forstwissenschaft, wie sie in Preußen und Mecklenburg gelehrt und ausgeübt wird, hier zusammengestellt und auf unsre Verhältnisse angewandt hat. Ohne weitere Vorrede liefert er gleich eine Einleitung in diese Wissenschaft, spricht vom Forstmanne, dessen Kenntnissen und Erfordernissen, kommt sodann auf den Abtrieb (Benutzung) und Wiederanbau der Wälder, giebt hierauf eine kurzgefaßte Geschichte der Systeme der Forstwissenschaft, handelt darin von der sogenannten Plenterwirthschaft (Benutzung der Wälder ohne Eintheilung in Schläge, nach Gutdünken der Eigenthümer oder Förster), von dem fahlen Abtriebe (gänzliche Fällung alles Holzes in einem Schlage, mit Ausnahme einiger Bäume zur Besamung) und endlich von der neuern periodischen Hauung in drey verschiedenen Fällungen, zuerst für Laub- und dann für Nadelholz, wobey er zeigt, in wie viel Schläge ein Wald getheilt werden muß, und daß die Zahl derselben vorzüglich von der Beschaffenheit des Waldes abhängt. Die fernern Abschnitte

des Werkes handeln: Von den Hindernissen, die einer guten Forstverwaltung im Wege stehen; unter diesen hält der Verf., nach Res.'s Meynung, die Weidgerechtigkeit für weniger ausgebreitet, als sie es, wenigstens in Kur-land, wirklich ist, führt dagegen mit vollem Rechte das Ausputzen der jungen und alten Bäume (Schibbeschanu) mit darunter auf. — Ferner: Vom Wiederaufbau der Wälder. — Von der Untersuchung des Bodens und der Auswahl des für jede Holzart schicklichen Ortes; wobey zugleich jede Holzgattung angeführt und gezeigt wird, welchen Boden sie vorzüglich liebt. — Von den Mitteln, den Boden zur Empfänglichkeit des Holzsa- mens zuzubereiten. — Vom Wiederaufbau der abgetriebenen Schläge durch natürliche und künstliche Besamung. Hier wird sehr zweckmäßig die Zeit der Reife des Samens für die vorzüglichsten Holzarten angege- ben. Von der Aussaat selbst, der Zeit wann, der Art wie gesäet werden muß, und der Quantität des Samens für einen Morgen oder zwey Lofstellen. Mit besonderer Ausführlichkeit handelt der Verf. hier und im ganzen Werke von der Eiche, und verräth allenthalben einen durch lange eigene Erfahrung gebildeten Forstmann. Schade ist es indessen, daß er nicht, um alle Vermischung, besonders der Na-

delhblzer, zu vermeiden, die generischen Kunstnamen und die lettischen Benennungen der Bäume hinzugefügt hat: denn *pinus picea* und *silvestris* wird ebensowenig Jemand als *egle* und *preede* verwechseln; allein Kiefer, Gråne, Fichte, Tanne werden, selbst von Forstmännern und Gelehrten, zu verschieden durcheinander gebraucht, und verwechselt, als daß es nicht Pflicht für jeden, der mit dem Publikum redet, seyn sollte, sich so bestimmt als möglich auszudrücken. Ebenso wäre zu wünschen, daß der Verf. mehr Aufmerksamkeit auf die Sprache verwendet hätte. Um unter vielen Unrichtigkeiten nur wenige anzuführen: heißt es S. 74. „Einem gelernten, sich dem Forstwesen gewidmeten Forstmann sind dieß ic.“ Das Reciprofum hat aber nur aufgedrungenenerweise ein Participium, am wenigsten kann es flektirt werden, obgleich jetzt so häufig dagegen gesündigt wird. — Ferner steht S. 54 „Mdre“ statt Moore; — S. 97 „einsichtig“ statt einsichtsvoll; — Ebd. 3. 9 „als so lange“ statt so lange u. s. w. Auch haben sich mehrere Druckfehler eingeschlichen: z. B. S. 97, 3. 9 solcher statt solchen; S. 112, 3. 20 Vorjahr statt Frühjahr ic.

Der Hr. Verf. gesteht selbst, daß er das russische Reich noch wenig kenne, und spricht daher bisweilen hypothetisch und mitunter unrichtig; z. B. daß auch in Kurland noch große Eichen- und Buchenwälder vorhanden seyn sollen. — Von allen

diesen kleinen Mängeln sind die vortrefflichen Anmerkungen des Hrn. Geheimenraths Baron v. Vietinghoff völig frey, und mit einer Wahrheit, Ausführlichkeit und Gemeinnützigkeit geschrieben, welche das fleißigste Studium der Botanik, ausgebreitete Lektüre und eine durch viele Reisen erweiterte Erfahrung sehr deutlich zeigen; so daß man sich nicht enthalten kann, das Motto dieses Buchs: duo cum faciunt idem, non est idem, auch auf den Hrn. Verf. und seinen Kommentator anzuwenden und von ganzen Herzen zu wünschen, daß der Hr. Geheimerath alle Freunde der Botanik und alle Forstmänner doch ja recht bald mit der Forstbotanik der in Rußland einheimischen Bäume und Gesträuche, zu der er Hoffnung macht, erfreuen möge. Sie wird, wenn sie diesen Anmerkungen gleicht, in ihrer Art gewiß vollkommen seyn.

Geschichte der fünf Reisen auf die Spitze  
des Mont-Blanc \*).

Die Höhe des Mont-Blanc, des Riesen unter den Bergen der alten Welt, beträgt 14,700 Fuß über der Meeresfläche. Saussüre hat berechnet, daß wenn zwischen diesem Berge und dem Meere

\*) Aus einem neuen interessanten Werke: Materische Reise durch einen großen Theil der Schweiz, vor und nach der Revolution. Jena, 1805, 8.

nur Ebenen gelegen wären, man von seiner Spitze nicht allein die Küsten des Mittelmeeres würde erblicken, sondern auch noch zwölf Stunden weit darüber hinaussehen können. Den prachtvollsten Beweis von seiner erstaunlichen Höhe erhält man nach Untergang der Sonne. Wenn längst die Nacht sich nicht nur im Thale und auf den Vorbergen, sondern selbst auf den Gipfeln der andern Nebenkolossen gelagert hat, dann leuchtet noch sein Haupt, gleich der Spitze einer Flamme, im Strahl der scheidenden Sonne, die bereits andern Welttheilen aufging. Beym Anblick dieses gewaltigen Urberges, der dasteht in der Kraft seiner ersten Jugend, wie er aus der grauen Zeit der Schöpfung hervortrat, bemächtigen sich eigene Gefühle und Betrachtungen der Seele. Er war — sagt man sich — der Zeuge aller Revolutionen unsers Erdballs, und blieb allein unerschüttert. Er sah Meere Länder verschlingen, und Länder aus dem Schooß der Fluthen hervorgehn; sah Wüsteneyen zu blühenden Reichen werden, und blühende Reiche sich in Wüsteneyen verwandeln; sah, wie bald Gestein, bald Land, bald Eis, bald Vulkane die Oberfläche des Erdbodens einnahmen, wie Städte und Ruinen, wilde Thiere und Menschen in dem Besiz der Staaten abwechselten; wie alle Elemente um die Herrschaft der Erde stritten; wie die Winde ihre Wuth aufboten, die Erde in ihren Grundvesten erbebt, das Feuer alle Wesen verzehrte, und er selbst von

den Verheerungen der Wasserwogen bestürmt wurde. Vor ihm entwickelte sich die Kette aller der Begebenheiten, welche seit Jahrtausenden ihr Spiel mit den schwachen Bewohnern des Erdballs, und mit ihren fröhlichen oder tragischen Rollen, treiben. Wie viele Reiche und Gewalten, wie viele große Thaten und Namen, wie viel Ruhm und Glanz, sah er aufgehen, prunken, schwinden und nicht mehr gefunden werden! Von wie vieler Auf- und Untergang wird er noch der stumme Zuschauer seyn, bis auch sein Loos fällt, bis, wie Ossian singt, auch Er

schläft in seinem Gewölke,  
Nicht hörend die Stimme des Morgens! —

Den Mont-Blanc bilden drey Gipfel, mit der ewigen Eisdecke (einer durch den Schnee hervorgebrachten Rinde, schmelzend von den Strahlen der Sonne oder von warmen Winden, und dann wieder durch Frost verharschend). Der niedrigste Gipfel heißt le dome du Goûté, der folgende der Tacul, und der mittlere ist die Bosse de Dromadaire und die höchste Spitze. An diese drey Gipfel schließt sich eine Kette pyramidenartiger Felsen an, von kühnen majestätischen Gestalten, welche ihre Häupter hoch gen Himmel emporstrecken und zu denen man mit Verwunderung aufblickt. Man nennt sie Aiguilles, Nadeln oder Hörner. Erst kommt die Aiguille percée oder du midi, weil sie wirklich ein Loch hat, durch welches man den Himmel ge-

wahr wird; dann folgen 2) Plan d'Aiguille, 3) Bletiere, 4) Charmos, 5) Fourchue und 6) Dru. Jede dieser Aiguilles ist 1900 bis 2000 Toisen hoch, und sie gleichen einer Zusammen-  
setzung von Obelisken und Pyramiden, die wie  
Fachwerk an einander gepaßt sind. Die Zwischen-  
räume und Klüfte füllen Eis- und Schneemassen  
aus, welche Lawinen herabdonnern, oder die Glet-  
scher sich in Thäler senken lassen.

Den Mont-Blanc zu erklimmen, war lange  
der kühne und vergebliche Ehrgeiz der erfahren-  
sten und unternehmendsten Guiden gewesen; ein  
Versuch im Jahr 1783 hatte sie aber sehr muthlos  
gemacht, bis ihre Wünsche endlich im August 1786  
gefrönt wurden. Jacques Balmat, der her-  
nach den Zunamen Mont-Blanc erhielt, war bey  
einem neuen Versuche, durch das Ungefähr einer  
glücklichen Verirrung, der Spitze des Berges ziem-  
lich nahe gekommen, und ermunterte den Doktor  
Paccard, auf diesem unentdeckten Wege die Er-  
steigung zu unternehmen. Sie brachten die erste  
Nacht auf der Höhe des la Côte-Berges (1319  
Toisen über dem Meere, und 779 Toisen über  
Chamouny) zu, und den 8. August, Morgens um  
4 Uhr, setzten sie den Fuß auf das Eis, welches  
sich ununterbrochen vom Mont-Blanc herabsenkt.  
Langsam, aber anhaltend, schritten sie nun fort;  
die jähen Abschnitte, die Spalten, die Ermüdung,  
sehr dünne Luft erschöpften ihre Kräfte mit jedem

Augenblicke; allein das schönste Wetter begünstigte sie, und die Überzeugung, diesesmal ihren Zweck zu erreichen, stärkte und erhob ihren Muth. So wie sie höher vorrückten, wuchs die ungeheure Aussicht; die Gegenstände unter ihnen wurden niedriger und zusammengedrängter; das Himmelsgewölbe über ihnen färbte sich immer dunkler; sie wähten sich auf schönen Gewölken und dünkten sich Wesen von erhabenerer Natur. Aber die unermesslichen Strecken, die noch vor ihnen lagen, brachten sie wieder in Verzweiflung, indem sie fürchteten, sie nicht mehr bey Tage zurücklegen zu können. Um drey Uhr Nachmittags wußten sie noch nicht, wohin sie gelangen würden und was aus ihnen werden sollte. Unruhe und Zweifel bemächtigten sich ihrer Seele. Paccard hatte keinen Athem mehr; seine Knie wurden steif und die Kälte hinderte ihn am Fortkommen. Sein jüngerer, geübterer und kühnerer Gefährte sprach ihm Muth zu; allein beyde begannen, an einem glücklichen Ausgange ihres Unternehmens zu zweifeln, und bereueten es, sich darauf eingelassen zu haben. Eine neue Anhöhe zeigte sich vor ihnen, und sie waren ungewiß, ob es die letzte sey. Balmat beschloß, sich davon zu überzeugen und eilte allein darauf zu. So wie er weiter kam, wurde der Schnee fester, und er fühlte, daß es nur noch einiger Anstrengung bedürfe, um die ersehnte Spitze des Berges zu erreichen. Endlich stand er oben.

Welch ein Jubel! Welch ein Triumph! Wie fühlte er sich für alles Ausgestandene entschädigt! Jauchzend rief er seinem Gefährten zu; er that noch mehr, er stieg wieder hinab, kam ihm entgegen, unterstützte ihn, feuerte ihn an, und um halb sieben Uhr befanden sich beyde auf der höchsten Scheitel des berühmten Berges. Von Chamouny aus erblickte man sie dort; die anwesenden Fremden betrachteten sie durch Ferngläser; unruhig und besorgt hatten sie die Wanderer mit den Augen verfolgt und jetzt weideten sie sich an dem Anblick dieser kleinen Geschöpfe auf dem erhabensten Punkte der alten Welt. Ein ungeheurer Gesichtskreis, Frankreich, Helvetien, Italien, die sich schlängelnde Kette der Alpen, ihre glänzenden Spitzen, ihre tiefen Schlünde und Klüfte, lagen vor ihnen, unter ihnen. Der Himmel schien ihnen ganz schwarz und die Scheibe der untergehenden Sonne von einer nie gesehenen Größe und noch flammender; es war, als stürze sie sich den Horizont hinab. Dieß Phänomen erfüllte sie mit einem solchen Entsetzen, daß sie zum ruhigen Nachdenken und Betrachten unfähig und zur schleunigen Rückkehr angetrieben wurden. Dazu kam eine so strenge Kälte, daß die Lebensmittel ihnen in der Tasche gefroren. Der Thermometer stand 6 Grad unter Null. Sie eilten also zurück, indem sie, nach Art der Alpen- und Gemsenjäger, auf ihre Stöcke gelehnt, und mit steif vorgehaltenen Füßen, hinabgleiteten. So legten

sie, noch vor Nacht, große Strecken und die gefährlichsten Stellen zurück. Der aufgehende Mond leuchtete ihnen, so daß sie die Eispalten vermeiden konnten. Balmat ging voraus, und nur seiner Vorsicht und Erfahrung hatte er und sein Gefährte es zu verdanken, daß ihnen kein Unglück begegnete. Um Mitternacht kamen sie nach der Côte-Spitze zurück, wo sie zwey Stunden ausruhten. Den andern Morgen um 8 Uhr trafen sie wieder in Chamouny ein. Sie hatten bey zwanzig Stunden auf dem Schnee und Eise zugebracht; ihre Augen waren fast erblindet und ihre Lippen stark angeschwollen. Balmat hatte noch acht Tage nachher ein entstelltes Gesicht und das Ansehen eines Menschen, den man eben aus dem Schlafe gestöhrt hat. Er war damals 24 Jahr alt, schon verheyrathet und Vater; zwar kein Guide von Handwerk, aber wegen seiner Stärke und Behendigkeit auf Bergreisen berühmt. Der König von Sardinien ertheilte ihm eine Belohnung. Herr v. Gerßdorf, der Saussüre des Riesengebirges, der mit einem Herren von Meyer das unerwartete Vergnügen genossen hatte, Augenzeuge dieser ersten Besteigung des Mont-Blanc gewesen zu seyn, sammelte für Balmat 17 Louisd'or in Deutschland, und Saussüre gab ihm das Preisgeschenk, das er demjenigen ausgesetzt hatte, welcher zuerst einen Weg auf den Berg entdecken würde.

(Der Schluß folgt.)

Auch eine Beantwortung der Frage in No. 48. des Freymüthigen von 1806: Aus welcher Zeit stammt die Redensart: Er kann einen guten Stiefel vertragen?

Die Redensart: Er kann einen guten Stiefel vertragen, stammt aus einer Zeit, wo es, nach einer andern Redensart, eine ganz eigene Sitte gab, auf großen Fuß zu leben, und keine Mode forderte, im leichten pariser Schuh bey Festen zu erscheinen, sondern wo der klirrende Sporn am schweren Stiefel der damaligen jungen Herren zum Anklang voller Gläser den harmonischen Akkord gab. Da geschah es denn wohl zuweilen, daß, trotz des starken Reiterstiefels, der im Stande war, eine Kugel abzuhalten, das noch schwerere Haupt den jubelnden Helden zu Boden warf, und ihn, wie man zu sagen pflegt, von den Füßen brachte. Doch bis es zu diesem Extrem kam, der die Extreme des ritterlichen Bechers zur Erde stürzte, führte seine sich immermehr erhitzende Phantasie ihn zu Handlungen, die ganz im Geschmack des damaligen Zeitalters und seiner eigenen Galanterie waren. Statt aus Bechern, wurde aus den Schuhen der Damen, die zu diesem Gebrauch Festigkeit genug hatten, getrunken. Aber sie waren nicht groß genug, um die hohen silbernen Humpen zu ersetzen, und durch eine, dem Becher sehr natürliche und verzeihliche, Ideen-Association wollte man auch dem Wirth eine Ehre

anthun; sein schwerer Reiterstiefel ward als Pokal gebraucht, und es gehörte dergestalt nicht wenig kraftvoller Sauffinn dazu, einen guten Stiefel vertragen zu können. Vor nicht völlig zweyhundert Jahren sind dergleichen witzige Einfälle noch stark im Gebrauch gewesen, und die Tradition erzählt eine Geschichte von einem damaligen reichen Gutbesitzer, der in seinem Hauslehrer einen treuen Freund und Zechbruder gefunden hatte, diesem den mit Wein gefüllten Schuh seiner Gemahlin darbrachte, und, indem er ausrief: zum Changement, ihn als Becher im Kreise kredenzen ließ. Die sehr witzige Replik des Hauslehrers, die damals alle Gäste entzückt haben mag, da die Tradition sie sogar nach so vielen Jahren aufbewahrt hat, bestand darin, daß er ein gewisses häusliches Geschirr, dessen Bestimmung es war, die Folgen des Trunks aufzunehmen, nicht diesen selbst zu gewähren, ergriff, dieß mit demselben Ausruf: zum Changement, mit Wein füllte, unter lautem Jubel austrank und alle Gäste seinem Beyspiel folgen ließ. Daß man damals nicht ekel war, ist ziemlich klar, und der Schritt vom Schuh zum Stiefel ist wohl leichter und natürlicher als jener; daher gab es und giebt es noch, als Überreste der Vorzeit, Trinkgefäße in Form eines Reiterstiefels, mit Sporen geziert. Referent hat deren mehrere von weißem und grünem Glase gesehen, und kann selbst einen, der einem Freunde gehört,

aufzeigen. Dieses Trinkgefäß hat ganz die Form der sogenannten Rourierstiefel, wie man sie zur Zeit Karls XII., mit breit abgestumpften Enden, trug, und wie Referent einen solchen, nicht Titulair-, sondern von schwerem gebrandtem Leder gefertigten, Stiefel, dessen Besitzer der genannte König gewesen seyn soll, bey einem Bekannten in Libau gesehen. Jetzt freylich, wo man mehr auf leichten Füßen geht, ist jener Gebrauch in Form und Zeichen verloren gegangen, doch könnte man behaupten, daß es auch in der Vorzeit immer leichter noch gewesen seyn mag, einen guten Stiefel als einen Damen = Pantoffel oder Schuh zu ertragen. —

— — b —

#### An die Lehrer der Nichtsphilosophie.

Diese Kräfte, die rings um mich walten,  
Und in Blum' und Wurme regsam glüh'n,  
Wären nur des o den Nichts Gestalten,  
Flöhen nur in o des Nichts dahin? \*)

Diese Lebensbäche, die hier rollen  
Sonder Rast, und immer warm und hell,  
Wären doch aus kaltem Tod' entquollen?  
Leben wäre nicht des Lebens Quell?

Und ich selbst, mit jedem Erdensohne,  
Wär' ein Hauch nur, der vorübergeht,  
Leerer Schein nur, — würde mir zum Hohne  
Meines Selbst beraubt, in Nichts verweht?

Dieses Heilige, das in mir lodert,  
Und als höchstes Ziel für meinen Geist,  
Unerrungen stetes Ringen fodert,  
Ewiggültig, Ewigkeit verheißt, —

\*) E. Schellings Lehre, oder die Philosophie des absoluten Nichts von Köppen.

Wär ein Traum nur, führte auf den Einen,  
 Auf den Heiligsten, den Besten nicht? \*)  
 Alles, alles soll nicht seyn, nur scheinen,  
 Alles Eins seyn, was sich widerspricht?

Afterweise, flieht in finst're Höhlen,  
 Treibt dort einsam mit Euch selber Spott;  
 Aber tilget nicht aus Menschenseelen  
 Wahrheit, Recht, Unsterblichkeit und Gott.

M — i.

### An Elfen.

Zwey Genien stehen an des Weibes Wiege,  
 Und es erwacht in ihrem Kuss;  
 Ein jeder spricht: das Herz, das ich ersege,  
 Beglückt des Lebens Vollgenuss,  
 Vertraue mir, laß meine Leitung walten,  
 Bey meinem Schwur, dein Glück will ich erhalten.

Verschieden sind die Genien gestaltet:  
 Der eine lächelt sanft und mild,  
 Sein Blick, in dem ein inn'rer Friede waltet,  
 Ist seines reinen Geistes Bild;  
 Er heißt Gefühl der Liebe und des Schönen,  
 Und seine Sprache hallt gleich sanften Flötentönen.

Der andre prangt geschmückt im Rosenfranze,  
 Und lautes Lob erherrscht sein Feuerblick;  
 Sein Fuß entschwebt im leichten Jubeltanze,  
 Er läßt den ersten weit zurück;  
 Und, Eitelkeit genannt, will ewig er nur siegen,  
 Nicht Freude kennen, nur Vergnügen.

Die Wahl ist schwer! Zum stillen Heiligthume  
 Zeigt deutungsvoll das leisere Gefühl,  
 Und Eitelkeit vom Glanze und vom Ruhme  
 Ein hohes lichtumglänztet Ziel.  
 Die Wahl ist schwer! und ihres Lebensfrieden  
 Hat schon das Weib im Augenblick entschieden.

\*) E. Schelling im Philos. Journal von Niethammer und Fichte, Band 2, S. 100.

Der Schönheit Reiz im Blüthenschmuck der Jugend,  
 Der Wissenschaften holde Lust,  
 Der Künste Bild, selbst das Idol der Tugend,  
 Verschieden lebt es in des Weibes Brust;  
 Denn sie bedarf Gefühl, um Herzen zu beglücken,  
 Und Eitelkeit will eine Welt entzücken.

Doch endlich wenn ermüdet von dem Glanze  
 Der Blick zur Erde niedersinkt,  
 Der Schwermuthsflor auch selbst im Reihentanze  
 Sich um den einsam kalten Busen schlingt,  
 Dann straft Gefühl ein Herz, das es verloren,  
 Und nur im Schmerze wird es neu geboren.

Zu deinem Herzen laß, Elise, du mich sprechen,  
 Das fest Gefühl und Eitelkeit vereint;  
 Nicht, was du innig süßest, ist Verbrechen,  
 Es wird es nur dann, wann es trügend scheint.  
 Nicht reine Liebe heiß und innig fühlen,  
 Verbrechen ist es nur, mit ihrer Gluth zu spielen.

Willst du ein Herz, das dir gehört, verdienen,  
 So zeige, daß das deine innig liebt;  
 Der kann zu lieben nimmer sich erkühnen,  
 Der Liebe nicht um Liebe giebt.  
 Nur Herz in Herz, und Seel in Seel verloren,  
 Wird reiner Liebe Ewigkeit geboren.

\* \* \*

### Die geschminkte Schöne.

Nein! citel ist sie wahrlich nicht,  
 Denn — sie begräbt ihr Angesicht.

A.

### An den unaufhörlich reisenden K.

Von Norden bis nach Süden  
 Ziehst Du und suchst den Frieden;  
 Die Ruhe gleich zu finden,  
 Laß Dir die Füße binden.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

No. 33. Mitau, den 13. August 1806.

Physikalische Erklärung der sogenannten  
Luftspiegelung.

(Beschluß des in No. 31 abgebrochenen Aufsatzes.)

Zur völligen Erklärung des mir selbst in der Luft schwebend erschienenen Schiffes diene noch Folgendes. Das Wasser besteht bekanntlich aus Hydrogene und Oxygene, die sich aufs innigste, und ganz gleichförmig durchdrungen haben, und das Salz, welches aus Säure und Alkali besteht (denn es ist ein Mittelsalz, das man aus den Meeren gewinnt), verbindet sich in den salzigen Gewässern mit jenen beyden auf das genaueste. Licht und Luft, diese beyden mächtigen Principe der Absonderung und Zersetzung, der neuen Entgegensetzung zum Aufeinanderwirken, und dergestalt immer neuen Verbindung der Materien auf der Erde, wirken in derselben Hinsicht auch auf die Wasserfläche. Das Licht besonders löset, vermöge seiner Anziehung und Wärme, immer einige Theile des Wassers auf; und je heller und wärmer

es ist, desto mehr wirkt es auch auf das Wasser desoxydirend; wodurch denn so viel Sauerstoff auf der Meeresfläche entwickelt wird, daß dieser, sich in Gas verwandelnd, die Luft reinigt, und sie zum Einathmen tauglicher macht. Wenn das Licht schwindet, und während der Nacht zieht die schon vorher mit Sauerstoff mehr angefüllte Luft wiederum den brennbaren Stoff aus dem Wasser an; dieser erhebt sich dann bis zu einer gewissen Region, je nachdem die Elasticität und Schwere, und die Mischung der Luft beschaffen ist, bald höher, bald niedriger; und dieß währt noch des Morgens nach Aufgang der Sonne fort, ehe diese sich so hoch über den Horizont erhoben hat, daß ihre Strahlen nicht mehr eine gar zu weite Strecke durch die Atmosphäre der Erde durchstreichen müssen. Beyläufig gesagt, scheint mir daher ein kaltes Bad, besonders ein Seebad, früh Morgens gebraucht, wegen der auf der Oberfläche des Wassers um diese Zeit mehr brennbaren als oxygenirten Luft, und wegen des daraus zu besorgenden nachtheiligen Einflusses auf die Lunge, bey weitem nicht so gesund, als ein alsdann gebrauchtes, wann die Sonne sich schon beträchtlich über 45° Höhe erhoben hat. Nachmittags aber kann es auch bey einem weit niedrigeren Stande der Sonne, ohne Nachtheil für die Lunge, ja sogar zu großer Stärkung derselben (so wie auch schon Vormittags, ohngefähr um 11 Uhr), gebraucht werden; weil

dann schon durch das hellere Licht und die Wärme mehr Drygene aus dem Wasser entbunden worden ist, und die Entbindung des brennbaren Gas nur ohngefähr eine Stunde vor dem Untergange der Sonne angehen dürfte. Doch ich komme auf meinen Gegenstand zurück.

Nun wirft der Gegenstand auf der See, z. B. das Schiff, die von der Sonne empfangenen Lichtstrahlen, durch seine eigne Beschaffenheit ein wenig modificirt, ebenfalls, nachdem es seine Lage verstatet, nach allen Gegenden zurück, und wird dadurch sichtbar. Aber die Oberfläche des Meeres selbst — und dieß ist gerade bey dieser Erscheinung der Hauptpunkt — muß hier weit niedriger erscheinen, als sie wirklich ist. Auch der äußerste Gesichtspunkt, wo der Lufthimmel und das Wasser zusammenzustößen scheinen, muß hier viel tiefer liegend erscheinen, als er wirklich liegt. Denn der Beobachter befindet sich auf einem steil von der Küstenseite sich erhebenden Berge, wo die Luft schon beträchtlich reiner ist, nicht aber hinter einer sanft abhängigen Fläche von Torfmoor und Heideland in weiter Entfernung. In diesem letzteren Falle würde, nach eben denselben Gesetzen, gerade das umgekehrte statt haben, die Meeresfläche würde höher zu liegen scheinen, als sie wirklich ist; wie dieß bey der Erscheinung der Fall war, da ich einmal im sackenhausischen Pastorat die sonst von den Dünen verdeckte Meeresfläche über diese

Dünen hinweg sehen konnte. Hier aber, wenn nämlich der Beobachter sich auf dem von der See-  
 seite steil aufsteigenden Sandberge selbst befindet,  
 hier steigen die Strahlen von der niedrigeren Meer-  
 esfläche, über der sich nun (es war ohngefähr um  
 8 Uhr Morgens) eine mehr mit brennbarem Gas  
 und verschiednen Dünsten angefüllte Luftschicht be-  
 findet, nach der reineren und mehr oxygenirten  
 Luftregion des Berges hinauf, wo der Beobachter  
 steht, werden nun vom Drygene stärker angezogen,  
 beugen sich also in die Höhe. Und nun muß der  
 Beobachter die Meeresfläche selbst nach den Tan-  
 genten aller der von derselben in sein Auge fallen-  
 den, ein wenig in die Höhe heraufgebogenen Strah-  
 len, also viel tiefer, als diese Oberfläche wirklich  
 ist, erblicken. Von dieser erst scheint sich der, dem  
 untern Theil der Atmosphäre ähnlich scheinende  
 Nebelflor zu erheben, der auch die untern Theile  
 des Schiffes verdeckt, und somit den Anschein giebt,  
 als ob das Schiff in der Luft schwebte. Die höher  
 belegenen Punkte des Schiffes aber müssen, in  
 Folge der oben vorgetragenen Grundsätze, theils  
 in gerader Richtung ins Auge fallen, theils ein we-  
 nig niederwärts, folglich sich dem Einfallslothe  
 nähernd, gebogen werden, um so mehr, da das  
 Drygene, wegen seiner sehr starken Verwandtschaft  
 mit dem jetzt über der Meeresfläche befindlichen  
 Brennbaren, sich beträchtlich zu demselben herab-  
 senken muß. Und da auch diese Beugung nicht

ruckweise und plötzlich, sondern kontinuierlich geschieht: so werden die obersten Theile einen ein wenig unterwärts gerichteten, und nur wenig gekrümmten Bogen formiren (denn jener steile Berg ist gleichwohl bey weitem nicht so hoch, als die höchsten Mastbäume der Schiffe); das äußerste Ende dieses Bogens fällt in das Auge des Beobachters, welches aber, nur in gerader Richtung sehend, diese Punkte des Gegenstandes nach der Richtung der Tangenten ihrer Strahlenbogen, folglich sie in einer etwas höhern Gegend erblickt, woher denn auch hier der Gegenstand in vertikaler Richtung etwas verlängert, das Schiff also in einer ovalen Gestalt erscheint. Es würde, wegen der Verdeckung der untern Theile, fast völlig kreisförmig erschienen seyn, wenn nicht die Länge der Mastbäume, die des Schiffkörpers selbst, so wie auch die Höhe des Berges um ein Beträchtliches übertroffen hätte.

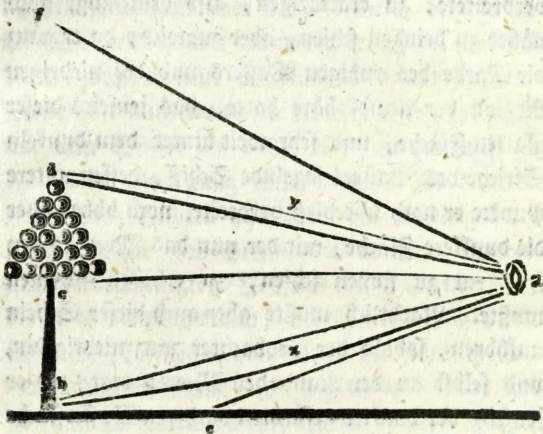
Als ich aber den Berg hinabstieg, und nach dem Strande zu ging, da mußte, nach den eben vorgetragenen Gesetzen, das Meer sich zu erheben, und nicht das Schiff sich herabzusinken scheinen; hier aber täuschte ein Urtheil des Verstandes, der eher eine Senkung des Schiffs nach der Tiefe, als eine Erhebung der ganzen Meeresfläche nach der Höhe zugeben konnte, das Auge, um nicht gegen anderweitig gar zu allgemein anerkannte Naturgesetze anzustoßen.

Was aber gerade damals, als ich dieses Luftscheingebilde sah, dazu, daß das Schiff so beträchtlich hoch über der Meeresfläche zu schweben schien, mit beytrug, war dieses, daß von der Landseite her ein ganz schwacher Wind wehete, der die nähere Wasserfläche nur ein wenig kräuselte, und dadurch, daß er seine Wirkung etwa nur auf eine Meile oder auch weiter in die See erstreckte, nicht nur dem Wasser bis dahin eine mit der sanft gekräuselten Bewegung immer verbundene dunklere Farbe gab, sondern auch mehr das Aufsteigen des Orygene's als des Brennaren in dieser Meeresgegend begünstigte. Jenseits dieses Strichs blieb die See wahrscheinlich, da die Wirkung dieses schwachen Luftzuges vom Lande her sich nicht sehr weit erstrecken konnte, spiegelglatt und eben; und beträchtlich weiter hinein, jenseits dieser spiegelglatten Wasserfläche, fuhr das Schiff in fast entgegengesetzter Richtung mit aufgespannten Segeln. Es richtete nämlich seinen Lauf nach Nordost, und hatte dort einen ganz andern Wind, als der war, den man auf dem Lande bemerkte. Auch setzte sich der Wind bald nachher um, und kam aus der See. Das ruhige Wasser ist der Entbindung des Brennaren günstiger, als der des Wärme erregenden, und durch Wärme erregten Säurestoff; mithin entwickelte sich auch, besonders während der Nacht, und in der frühern Morgenzeit, auf der entferntern mittleren spiegelglatten Meeresfläche das Brenn-

bare mehr, und bildete, mit andern Dämpfen und Dünsten gemischt, den Nebelflor, der die Grenze des näheren dunkleren Wassers, indem er sich vermöge seiner Elasticität auch ein wenig über diese verbreitete, zu erniedrigen, also dem Auge noch näher zu bringen schien, aber zugleich, da er ganz die Farbe des ruhigen Wassers und der niedrigen Region der Atmosphäre hatte, das jenseits dieser glatten Fläche, und sehr weit hinter dem dunkeln Striche des Wassers segelnde Schiff, dessen untere Punkte er noch überdies verdeckte, noch höher über die dunklere Fläche, mit der nun das Meer an den Horizont zu stoßen schien, zu erheben scheinen mußte. Natürlich mußte aber auch dieser Schein aufhören, sobald der Beobachter ganz niedrig hin, und selbst an den Rand des Meeres trat, wo er jenseits der dunkler gefärbten vorderen Wasserfläche die spiegelglatte nicht mehr erblicken konnte, womit zugleich denn auch ganz natürlich die dunklere Wasserfläche bis an das Schiff selbst zu reichen scheinen mußte, und der Nebelflor, der die untersten Theile des Schiffes verdeckte, mit diesen zugleich hinter der Krümmung der sphärischen Meeresfläche verschwand.

Nach allem dem, was hier gesagt worden, läßt sich nun jede Erscheinung von dieser Art in ihrer Nothwendigkeit unter den gegebenen Umständen hinlänglich einsehen, und somit ist sie nun vollständig erklärt. Um aber die Sache recht anschaulich

zu machen, will ich hier noch eine Zeichnung hinzufügen, wo ein in einer Fläche stehender, hinlänglich entfernter Baurs dem Auge als in der Luft schwebend erscheint.



a ist hier das Auge; aus dem untern Punkte des Gegenstandes b kommt der Lichtstrahl, der in der geraden Richtung ba zurückgeworfen wird, gar nicht ins Auge, sondern gelangt, vermöge der allmählichen Anziehung, nach der höhern Region, im sanften Bogen sich krümmend, nach einem über dem Auge belegenen Punkte hin. Einer aber der aus b fast ganz längs der Erde zurückgeworfenen Strahlen, hier bxa, gelangt nach einer allmählichen Beugung ins Auge, welches aber nun, in der Richtung der Tangente ae sehend, nicht

den wahren Fuß des Baumes, sondern den vom andern Ende der Tangente getroffenen, dem Auge weit näher belegenen Erdstreck sieht, und hier den Fuß des Gegenstandes selbst, durch den Nebelflor zu sehen glaubt. Aus dem Punkte c, der mit dem Auge gleich hoch über der Horizontale liegt, wird der Lichtstrahl nirgendshin gebogen, sondern gelangt in der geraden Richtung ca ins Auge. Dieser Punkt wird also genau an seiner wahren Stelle gesehen; in einer sehr großen Entfernung sieht man auch ihn, besonders wenn die aus der Erde sich erhebenden brennbaren und andern Theile, zur Verbindung mit dem hier noch nicht in genügsamer Menge vorhandenen Drygene, höher hinaufsteigen, als in einen Nebelflor gehüllt, doch aber in einen weit dünnern, als dieß bey den untern Punkten der Fall ist. Diese letzten, zwischen dem Punkte c und dem Fuße b belegenen Punkte des Gegenstandes, werden, je größer die Entfernung ist, desto mehr von dem Nebelflor verdeckt, und in beträchtlicher Ferne werden sie, weil nun das Auge durch die ganze weite Strecke der brennbaren und anderer Dämpfe und Dünste nach ihnen hin blicken muß, demselben ganz entzogen; woher es denn scheint, daß der Gegenstand auf einem weiten, meistens ein wenig wallenden Meere schwimme, welches Wallen ihn denn auch wirklich bisweilen als in der Luft hüpfend und zitternd erscheinen läßt. Die nächsten über dem Punkte c be-

legenen Punkte fallen bisweilen auch nicht recht ins Auge, ja sie können, wenn der Nebelflor sich hoch erhebt, und so ihre Strahlen noch nach oben hin gebogen werden, dem Auge ganz verschwinden; indem sie dann nach der unterwärts gerichteten Tangente gesehen, unter dem Punkte *c* erscheinen müßten, wo aber der dichtere Nebelflor es hindert, daß man sie wahrnimmt. Doch äußerst selten wird sich der Nebelschleyer so hoch erheben.

Die Theile des Gegenstandes, die nun noch höher liegen, und die ebenfalls Strahlen nach allen Richtungen, so weit es ihre Lage zuläßt, versenden, fallen mit den äußersten Enden ihrer kontinuierlich unterwärts gebogenen Strahlen ins Auge, welches sie nun nach der höhern Richtung ihrer Tangenten, zwar als ein Continuum erblickt, aber, weil nun alle Punkte in der vertikalen Richtung mehr auseinander gedehnt erscheinen, als sie wirklich sind, doch nur ein weit dünneres Gewebe von zusammenhängender Materie zu sehen glaubt, als es der Gegenstand selbst ist. Der Gipfel des Gegenstandes, vom Auge nach der in die Höhe strebenden Tangente *af* des Lichtstrahlbogens *dya* an seinem äußersten Ende, gesehen, muß nun um ein Beträchtliches höher, als der wahre Gipfel *d*, in *f* gesehen werden, wenn gleich dieser Punkt *f* in der Zeichnung nach Verhältniß wohl etwas zu hoch liegen dürfte. Sonach muß nun der Gegenstand

dem Auge des Beobachters von der Erde getrennt, als auf einem Meere schwimmend, oder in der Luft schwebend erscheinen. Und wenn ein sanfter Wind bey dieser Erscheinung die brennbaren und sonst noch gemischten Dämpfe und Dünste nahe an der Oberfläche der Erde in eine sanft wallende Bewegung setzt (ein ähnliches kann, doch vielleicht nur im geringeren Grade, auch bey völliger Windstille, durch die eigene Bewegung der hinauffstrebenden, und mannichfaltig anziehenden und angezogenen brennbaren und andern Theilchen erfolgen): so werden die im Luftscheingebilde gesehenen Gegenstände in vertikaler Richtung in der Luft zu hüpfen, und mehrere, in nicht weiter Entfernung von einander gesehen, die mangelnde Annäherung abgerechnet, gleichsam mit einander zu tanzen scheinen.

R. G. Elverfeldt.

---

### Geschichte der fünf Reisen auf die Spitze des Mont-Blanc.

(B e s c h l u ß.)

Saussüre selbst war auch sein nächster Nachfolger. Den ersten August 1787 brach dieser mit seinem Bedienten und 18 Guiden nach dem Mont-Blanc auf. Seine Begleiter waren mit physikalischen Instrumenten, einem Zelte, einem Bette von ganz eigener Erfindung, mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen beladen. Zwen Nächte schlie-

fen sie auf dem Schnee; ihr zweytes Nachtlager war 1455 Toisen über Chamouny, und 1995 über dem Meere, das ist, 90 Toisen höher als der Pico von Teneriffa. Den dritten Tag um eilf Uhr erreichten sie die Spitze des Berges. In dem Augenblick, wo man sie von Chamouny aus gewahr wurde, rührte man in dem Flecken die Trommel und läutete mit allen Glocken. Frau von Saussüre, mit ihren Söhnen und Schwestern, war zugegen und erhielt von allen Anwesenden Glückwünsche. Saussüre schlug sein Zelt auf dem Mont-Blanc auf und brachte fünftehalb Stunden daselbst zu. Die große Verdünnung der Luft erschöpfte aber die Kräfte aller so stark, daß sie sich in dem Zustande solcher Menschen befanden, die eine schwere Krankheit überstanden haben, und Saussüre selbst war so schwach, daß er nur mit Mühe sich wieder aufrichten konnte, als er sich bückte, um etwas an seinen Schuhen in Ordnung zu bringen; auch hatte eine gänzliche Gleichgültigkeit sich seiner bemestert, und alle empfanden einen unerträglichen Durst. Diese Wirkungen der verdünnten Luft auf die Muskelkräfte äußern sich oft auch noch, außer der schnell anwandelnden Erschöpfung, durch Eckel, Erbrechen, Ohnmachten und Hang zum Schlaf; aber alle Zufälle hören auf, so wie man wieder in eine dickere Luft kommt. Unterdessen stellte Saussüre, trotz seiner Entkräftung, mancherley Versuche an, und fand un-

ter andern, daß, nach dem Mont-Blanc, das Finsteraarhorn der höchste Berg ist. Die Spitze des Mont-Blanc ist ein länglicher Grath von hartem Schnee, wo kein Stein hervorragt; nur sechzig oder siebenzig Toisen tiefer bemerkte man zwey kleine Granitfelsen und an einem von ihnen die Spuren des Blitzes. Die Pflanze, die man auf den äußersten Höhen antrifft, bevor alle Vegetation verschwindet, ist die *Silena acaulis*. Auf dem Gipfel war der Stand des Barometers 16 Zoll 1 Linie, und der des Thermometers 2 Grad  $\frac{3}{5}$  unter Null. Der Horizont war so unermesslich, daß der Kanton Lemman, so zu sagen, am Fuße des Mont-Blanc zu liegen schien. Man konnte indeß nichts deutlich erkennen, als die Ketten der Gebirge und ihre versilberten Scheitel. Entferntere Gegenstände erschienen, wegen der Dünste, nur wie durch einen Flor und ganz unkenntlich.

Diese Sauffürsche Reise ist die einzige geblieben, welche sich durch wissenschaftliche Versuche ausgezeichnet hat; denn die später unternommenen wurden nicht von gleich glücklichen Erfolgen belohnt. Im Jahr 1788 stieg Bourrit mit seinem Sohne, einem Engländer Woodley, einem Holländer Camper und 22 Guiden auf den Berg. Aber das Wetter wurde so ungünstig, daß Woodley und mehrere wieder umkehren mußten, und Camper in Gefahr war, durch einen Windstoß weggeführt zu werden, wenn ihn nicht noch ein

Führer am Zipfel seines Kleides erhascht hätte. Bourrit allein trotzte dem Orkan, und kam der höchsten Spitze, bis auf eine kleine Entfernung, nahe. Er verweilte einige Augenblicke an einer Stelle des Berges, wo er Schutz vor dem Sturme fand, und genoß von hier aus das unermessliche Schauspiel. Bey der Klarheit der Luft konnte er einen Theil des mittelländischen Meeres deutlich unterscheiden. Der Stand des Thermometers war 13 Grad unter Null. Woodley mußte 13 Tage seine erfrorenen Füße in ein Eisbad setzen, und auch Bourrit war gezwungen einen ganzen Tag zu eben dem Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Dieser unglückliche Ausgang hielt jedoch den Engländer Beaufoy nicht ab, dieselbe Wanderung 1789 zu versuchen. Zehn Führer und sein Bediente gingen mit ihm. Sie erreichten die Spitze, litten aber außerordentlich. Beaufoy langte in einem erschrecklichen Zustande in Chamouny an. Sein Gesicht war aufgelaufen, die Haut lösete sich ab, und er fürchtete, die Augen zu verlieren. Indessen hatte er doch die Breite des Berges aufgenommen, und sie  $45^{\circ} 50' 11''$  gefunden.

Bis 1792 blieb der Mont-Blanc von weitem Besuchen verschont. In diesem Jahre aber veranlaßte die bloße Eitelkeit, sich rühmen zu können: auch ich war auf dem Mont-Blanc! daß ihn vier Engländer mit eben so wenig Umständen und Vorbereitungen ersteigen wollten, als wäre es eine ge-

wöhnliche Luftparchie gewesen. Ihr Leichtsinn wurde hart gestraft. Sie gelangten nicht einmal auf die Spitze des Côte-Verges, und wurden nicht nur selbst beschädigt, sondern einige durch Fehltritte losgerissene Felsenstücke zerschlugen auch einem ihrer Führer das Bein und verwundeten den andern dergestalt am Kopfe, daß er trepanirt werden mußte.

Die fünfte und letzte Ersteigung des Mont-Blanc geschah im August 1802 durch Herrn von Dorthesen \*) aus Kurland und Herrn Forneret aus Lausanne. Sieben Guiden begleiteten sie. Den 10. August traten sie ihre Wanderung an und übernachteten auf den Mûlets, d. i. bey den isolirten Felsen, wo Sauffüre eine Hütte hatte erbauen lassen, die aber zum Theil eingefallen war. Am 11. erreichten sie die zwischen den Mûlets und dem Dome du Goûté gelegenen platten Höhen. Um zehn Uhr erhob sich ein heftiger Sturm, der den Schnee umher und empor trieb, der Himmel überdeckte sich mit Wolken. Die Wanderer verloren demungeachtet den Muth nicht und schritten, trotz dem Sturm und Schneegestöber, so wacker zu, daß sie zwischen zwölf und ein Uhr auf der Spitze anlangten. Das Thermometer

---

\*) Friedrich von Dorthesen, Erbbesitzer des in Kurland, im Wittenschen Kreise, belegenen Gutes Oldenburg.

stand 7 Grad unter 0 Reaumur. Aber keine zwanzig Minuten konnten sie es oben aushalten; sie waren gezwungen, sich Truppweise mit den Rücken gegen einander zu setzen, um dem Ungestüm des Windes zu widerstehen und nicht herabgeweht zu werden. Die zu starke Verdünnung der Luft erschwerte ihren Zustand und das Schneegestöber war so heftig, wie in der strengsten Jahreszeit. An Experimente war gar nicht zu denken, und an Aussicht eben so wenig. Nur dann und wann, wenn der Wind das Gewölk zerriß, konnte man durch die augenblickliche Lücke einen flüchtigen Blick auf einen Theil vom Chamouny = Thal, auf die Allée blanche und auf Cormayeur werfen. Die Brust der Reisenden war wie zerrissen, und sie versicherten, daß nichts auf der Welt sie bewegen könne, wieder eine ähnliche Wallfahrt zu bestehen. Ein berühmter Guide, der sie begleitet hatte, betheuerte, daß wenige Einwohner von Chamouny es diesen Herren im Bergklettern und an Gewandheit würden gleich thun können.

---

#### A n S t o r a g.

Ob der Gerechtigkeit, die Natus geübt,  
Kam er ins Tribunal der Hölle.

Ich zweifle nicht, wenn Zeus die Menschen liebt,  
Sieht er recht bald Dir die vakante Stelle.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 34. Mitau, den 20. August 1806.

---

## L i t e r a t u r.

Anakreon mit Erläuterungen von Friedrich Christoph Broße. Berlin, bey Grölich, 1806. 388 S. 8.

Das Werk ist dem livländischen Civilgouverneur, Herrn von Richter, und dem Herrn Generalsuperintendenten Sonntag zugeeignet, und zerfällt in drey Abtheilungen. Voran steht eine Abhandlung über das anakreontische Lied, dann folgen anakreontische Oden, nebst Nachahmungen und Veränderungen, worauf noch Erläuterungen zum Anakreon das Ganze schließen. In der Abhandlung über das anakreontische Lied hat Herr Broße, Prediger in Dinamünde, seine Ideen über das Wesen der Dichtkunst dargelegt. Sie enthalten die Gründe, nach welchen die anakreontischen Lieder in dieser Form nachgebildet und auf deutschen Boden verpflanzt sind. — Wir glauben es unsern Lesern und dem Herrn Verf. schuldig zu seyn, das neunte Lied (S. 104), welches er selbst in den Er-

läuterungen (S. 212 u. 213) für „das vollendetste Kunstwerk im anakreontischen Geschmack“ erklärt, hier als Probe der Nachbildung folgen lassen.

### Die Taube.

Sprich, von wannen kommt die Reise,  
Täubchen, schön und wunderhold?  
Was umschwebst du mich im Kreise,  
Mit des Glanzes Schimmerold?

Welch' ein liebliches Gedüste  
Tränfelt von der Schwinge dir,  
Balsamhauch durchweht die Lüste,  
Gilt die süße Botschaft mir?

Wohl, es sendet mich in Eile  
Der beliebte Sänger her,  
Daß ich mich nur nicht verweile,  
Grade zu Bathyllen her.

Zu Bathyl, dem holden Jungen,  
Alles ist von ihm entzückt,  
Hat er jeden doch bezwungen,  
Den er einmal angeblickt.

Venus hat mich losgegeben,  
Um ein kleines Liebeslied,  
Und ich weih mein ganzes Leben  
Nun dem Dichter, bis es flieht.

Eben, ja du selbst bist Zeuge,  
Schwebt' ich aus der Luft herab, —  
Manches Dienstes noch geschweige, —  
Geb' ich seine Briefchen ab.

Von Natur zwar frey geboren,  
 (Scheucht er selbst mich auch davon)  
 Hab' ich Knechtschaft mir erkohren,  
 Knechtschaft bey'm Anakreon.

Ach, von einem Berg zum andern,  
 Über Thal von Zweig zu Zweig,  
 Immer nur auf Stoppeln wandern,  
 Sag', wär' das ein kluger Streich?

Nein, von seinem eignen Mahle  
 Streut er selbst mir Krümchen hin;  
 Trinkt mit mir aus einer Schale  
 Süßen Wein und frohen Sinn.

Trunken dreh' ich mich im Kreise,  
 Tändelnd dann und sonder Ruh,  
 Weh' dem guten lieben Greise  
 Mit den Flügeln Kühlung zu.

Schlumm're eine gute Weile  
 Dann auf seinem Saitenspiel, — —  
 Ja, so ist es, doch ich eile;  
 Warum schwatz' ich denn so viel.

Schwakte unbedacht die Zunge,  
 Gleich dem Staare, manches Wort,  
 Deine Schuld war's, süßer Junge!  
 Lebe wohl, nun eil' ich fort.

Æ.

---

Aus St— bey Mitau, vom 5. August.

Sie erwarten Nachrichten von mir, th. Fr.,  
 über eine große Violinspielerin, die ich, Dank sey

es meinem lieben B., mehreremal gehört habe. Hätte ich Dichtersfähigkeit, wie gern würde ich Mademoiselle Gerbini den schönsten Ehrenkranz, der ihrem Talent gebührt, flechten; allein da ich mich kaum für einen leidlichen Prosaisten geben darf, zumal wenn ich zum Publikum reden soll: so muß ich mich schon begnügen, nicht meine Gefühle zu schildern, sondern nur ganz einfach meine Meynung zu sagen. Dieser zufolge hat nun Mlle. Gerbini, eine Schülerin Pugnani's, die sich auf ihrer Rückreise aus Rußland seit ungefähr drey Wochen hier aufhält, alle Schwierigkeiten ihres Instruments, wie man es nur bey Virtuosen von der ersten Stärke erwarten kann, überwunden; ja, was das Mechanische der Virtuosität auf der Violine betrifft, ist sie wohl im Stande noch mehr zu leisten, als sonst in mancher Rücksicht selbst zur Vollkommenheit gefordert werden darf und wird. Sie hat z. B. eine mir wenigstens noch nie vorgekommene Fertigkeit in Exekution der schwersten Stellen im geschwindesten Tempo, verbunden mit der seltensten Glätte, Reinheit, Klarheit und Präcision. Alle Stricharten, Akkorde, Doppelgriffe in allen Tonarten, scheinen ihr ganz geläufig, klingen bey ihr immer leicht, hell, gleichmäßig, und nie dumpf; die Deutlichkeit in der Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig. Zwar spielt sie nicht in der Rodeschen Manier, welche die neueste pariser Schule, als die beliebteste, adoptirt zu haben

scheint; allein ich kann nicht glauben, daß sie deshalb mit den Vorzügen einzelner Theile dieser Methode unbekannt sey, denn sie giebt ihr in mehrern Stücken großen Beyfall, hat aber dennoch ihre eigene, weniger pathetische, Manier beybehalten, die, wenn sie auch nicht alle denkbaren Vollkommenheiten vereinigt darstellt, dennoch durch ihre eigenthümliche Physionomie und durch ihren innern Gehalt unendlich schätzbar bleibt. Wenn man nun bedenkt, daß schon bey einer Sache, die nur gewöhnliche Fertigkeit erfordert, und also noch vielmehr bey einer Kunst, kein Künstler die sämtlichen einzelnen Vollkommenheiten aller andern Künstler in sich vereinigen und getreu nachbilden zu können, sich getrauen dürfte; so wird man keine gegründete Ursache haben, diese treffliche Künstlerin darin zu tadeln, daß sie ihre eigne zusammengesetzte Manier — wäre es auch nicht die allerneueste — beybehält. Sie ist gewiß fähig, mit richtigem und ausdrucksvollem Akcent, den Gesang, so wie das *Costenuto* und *Portando* im *Adagio* und *Largo*, obwohl nur in ihrem eignen Geschmack, vorzutragen. Dieß wird selbst dann schon merklich, wenn man sie nur, wie ich mehrentheils, Tonstücke von geschwinderem Tempo vortragen gehört hat. Hieraus läßt sich nun freylich schließen, daß sie ein weit entschiedeneres Talent für letztere besitzt, und ihr Talent überhaupt mehr das Produkt des anhaltendsten Fleißes als einer angeborenen

Energie und eines hohen Kunstgefühls ist; aber um destomehr Verdienst hat sie auch, bey einem vielleicht nur mäßigen Antriebe der Natur, dennoch eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht zu haben. Zu dieser Meynung leitet mich besonders der Umstand, daß sie nichts von eigener Komposition spielt, auch nichts komponirt zu haben, geschieht; was bey einer solchen Virtuosität, mit Kenntniß des theoretischen Theiles der Musik verbunden, wie es bey ihr der Fall ist, unerhört und beynah ungläublich scheint. Merkwürdig ist es noch, daß Mlle. Gerbini ihren liebenswürdigen und sanften Charakter sowohl, als ihre richtige und gesunde Beurtheilung, durch die Art, wie sie ihre Kunst ausübt, ganz deutlich mit ausspricht. Man könnte von ihr sagen: sie denkt und empfindet so, wie sie die Violine spielt, und wer sie aufmerksam gehört hat und zu beurtheilen versteht, der darf glauben, daß er nicht bloß ihr Spiel, sondern auch sie selbst kennt. Der Geist der genauesten Regelmäßigkeit und Ordnung, der in ihrem Spiele herrscht; die Abwesenheit aller Rauheit oder Härte; die sanfte Weiblichkeit, die immer durchschimmert: kurz alles stellt ihren Charakter selbst genau dar. Außerdem scheint sie noch eine große Notenleserin zu seyn; wie denn das auch wohl kaum anders zu vermuthen ist, wenn man schon so viel, als sie, gespielt hat, und die schwersten Sachen eines Lucatelli, Tartini, Corelli, Pugnani, Bach, Viotti, Rode, Kreuzer,

Baillet, Pichel, Espagnoletti, Poledro u. a. m. ohne den geringsten Fehler zu spielen vermag. Be- gnügen Sie sich, th. Fr., mit dieser bloß ober- flächlich hingeworfenen Skizze, da ich Sie gleich zu Anfange gewarnt habe, nichts bessers von mir zu erwarten. Nur eins darf ich noch hinzusetzen: daß Mlle. Gerbini die Güte und Gefälligkeit selbst ist, wie sie dieß in den äußerst netten und deutlichen Manieren ihres Adagio'spiels unverkenn- bar schildert. Denn nicht immer sind diese Ma- nieren, wie einseitige Musikkritiker wohl hin und wieder urtheilen und absprechen zu können, vermen- nen, deshalb überflüssig, oder gar tadelnswerth, weil sie ihnen auf Kosten und an Stelle des hohen, einfachen und leidenschaftlichen Gesanges ange- bracht scheinen. J. J. Rousseau, ohne Zweifel der gelehrteste Schriftsteller über Tonkunst, erklärt die Sache anders, wenn er in seinem Dictionaire de musique bey mehreren Gelegenheiten behauptet: „daß eine Menge von Noten schnell hinterein- ander vorgetragen, oder die sogenannten Brode- rien, Manieren, Mouladen, oder Agrements (welche die Italiener mehr und häufiger in ihren Largo's und Adagio's anbringen als die Franzosen, da diese letztern dergleichen Tonstücke größtentheils in einem so lamentablen Romaneustyl abzufassen pflegen, daß sie da nicht wohl angebracht werden können) sehr oft dazu dienen, die Verwirrung der höchsten Leidenschaft auszudrücken, und gerade

den Grad der Empfindung zu schildern, der durch einen einfachen, melodischen Gesang nicht so lebhaft, deutlich und treu dargestellt werden könnte; daß also dergleichen Manieren, geschickt angebracht und vollkommen ausgeführt, vom wichtigsten, höchsten Effekt seyn können, und nicht immer zu mißbilligen, oder für Fehler des Geschmacks zu rechnen sind.“ Die Anwendung auf den in Rede stehenden Gegenstand ist, dünkt mich, natürlich und leicht. Mlle. Gerbini, deren Charakter innige Güte und Gefälligkeit ist, kann diesen durch einzelne sanfte, schmelzende und helle Töne, selbst in der schönsten Verbindung und Aufeinanderfolge, allein nicht hinlänglich ausdrücken, weil die Menge und der Reichthum der Empfindungen und Gefühle das gepreßte Herz überströmen; und eben daher wendet sie auch noch ihre meisterhaften Koloraturen an.

—  
Aus Riga, vom 15. August.

Endlich ist Demoiselle Pöschel, nach der wir uns so lange und so herzlich sehnten, bey uns eingetroffen. Am 14. trat sie zum erstenmale als Gurli in Kozebue's Indianern in England auf. Verehrer und Tadler der Kozebue'schen Muse sind darüber einig, daß dieses Stück keins seiner besten ist. Mit wahren Vergnügen kann man es nur sehen, wenn eine Pöschel die Gurli spielt, und wenn überhaupt alle Rollen so vortrefflich be-

fekt sind, wie hier. Das Haus war gedrängt voll, und Alles erwartete mit Ungeduld das Auftreten des jungen Mädchens, wovon der Freymüthige so viel Lobendes gesagt hatte. Sie erschien — eine schlanke, überaus reizende Gestalt, mit dem interessantesten Kopfe — und lauter, froher Jubel empfing die liebliche Tochter der Natur, die ihr treffliches Spiel uns zeigte. Ich habe die Indianer auf mehreren Theatern gesehen, aber eine solche Gurli sah ich noch nie. Die meisten Schauspielerinnen machen aus dieser Rolle entweder eine Hetäre oder — eine Bäuerin. Welch eine liebenswürdige Indianerin gab uns Dem. Pöschel! — Nie reizt ihr Spiel zu lautem Gelächter; nie hat man Ursache, selbst nicht bey den allerfreyesten — Naivetäten, die der gefeyerte Verfasser sie sagen läßt, statt ihrer roth zu werden — so wie sie sie sagt, beleidigen sie kein Ohr. — Ihr Organ ist vortrefflich, ihre Sprache ohne fremdartigen Dialekt, ihre Deklamation einfach, wahr, voll Empfindung. Es herrscht nur eine Stimme über sie. Jeder ist von ihr entzückt. Nach der Vorstellung wurde sie herausgerufen. Sie erschien und dankte in einer — ächten Wiener = Rede, worin viel von Gnade und Huld vorkam, und an welcher sie wahrscheinlich unschuldig ist. Nächstens hoffen wir sie nun in einer Oper zu hören — dann mehr.

Vermischte Nachrichten

In Kopenhagen hat ein gewisser Kapitain Walden unter dem Titel: „Leben des Assessor Svedenborg,“ eine kleine Schrift herausgegeben, worin zugleich verschiedene Bruchstücke aus Svedenborgs Schriften und sein System in einem kurzen Auszuge enthalten sind. Man sieht daraus, daß Svedenborg vor 50 Jahren schon Gedanken über den menschlichen Schädel geäußert hat, welche mit der Meinung des Dr. Gall ziemlich übereinstimmen. Seine eignen Worte über diesen Gegenstand lauten folgendergestalt: „Jeder Mensch, der zur Welt geboren wird, hat zu allem Bösen Neigung. Dieses muß man durch die Erziehung hemmen und so viel als möglich ausrotten, welches erstlich durch Zucht und Strafe geschieht, nachher durch gute Gesellschaften oder Beispiele, welche zur Nachahmung leiten, und zuletzt wird das gute durch eine wahre begreifliche Religion befestigt. Geschiehet alles dieß, so entstehet ein Mensch mit einem wackern Schädel. Wird dieses dagegen bey der Erziehung verabsäumt, oder hindern keine Widerwärtigkeiten und Unglücksfälle die ersten eigenen Ausbrüche des Bösen: so wird solches eine Gewohnheit, welche sich nach und nach befestigt und eigene Wünsche hervorbringt, die Erfindung sowohl, als deren Ausführung, wodurch ein ausgezeichnet schlechter Schädel gebildet wird. Die Ursache der ungleichen Gestalt des

Schädels in diesen Fällen ist folgende: die Haupteigenschaften des Menschen, Wille und Verstand, haben ihren Sitz im Gehirn, wo flüchtige Begierden den Willen und flüchtige Ideen den Verstand reizen. Nach Maßgabe der ungleichen Sitze dieser reizenden Einflüsse füllen sie die Stellen ihres Empfanges und erweitern ihren Sitz; wodurch diese Orter im Gehirn mehr oder minder thätig werden und die korrespondirenden Stellen des Schädels bilden.“ —

Der Reiseplan des Herrn Medowöky, welcher die nach China bestimmte russische Gesandtschaft als Botanist begleitete, und von Sr. Majestät dem Kaiser eine neue außerordentliche Unterstützung zu einer höchst merkwürdigen Reise in den äußersten Nordosten von Asien erhalten hat, ist, nach einem Briefe aus Irkutsk vom 24. April 1806, folgender: „Am 5. May geht er von Irkutsk ab und fährt die Lena hinab bis nach Jakutsk. Von da folgt er dem Laufe des Aldan bis zu dessen Quellen auf den mongolischen Gebirgen. Diese werden, nebst dem Jablonoi = Chrebet (Apfel-Gebirge), bis an den östlichen Ocean durchsucht. Am Strande des letzteren geht die Wanderung hinauf bis nach Schotsk, wo er im September anzukommen gedenkt. Von hier wird er entweder zu Lande um den Penschinschen Meerbusen herum nach Kamtschatka reisen, oder zur See nach Bolscherezk gehen, und hier den Winter

bleiben. — Im Sommer 1807 werden die Kurilen, so weit als möglich nach Japan zu, durchsucht, dann die aleutischen Inseln bis zum festen Lande von Amerika. Auf dem Rückwege sollen die Berings = und Kupfer = Inseln durchforscht werden. Nach dem Winter = Aufenthalt in Kamtschatka geht die dritte Sommerfahrt nach Sagalien und den Inseln am Ausflusse des Amur, und von dort endlich den Amur hinauf durch die gelbe Mongolen und Nertschinsk, durch Davurien und Sibirien zurück.“ —

Im Fort William soll das sanscredanische Gedicht *Ramajunu* mit einer englischen Übersetzung gedruckt werden. Es wird 9 Quartbände, jeder etwa von 600 Seiten, betragen. — Dieses Gedicht ist weit älter, als die Puranas, und wird seit vielen Jahrhunderten in Hindostan, eben so, wie von den Christen die Bibel, verehrt. Es wirft Licht auf die alte Geschichte von Indien, giebt einen vollständigen Begriff der Hindu = Mythologie, und stellt ein interessantes Gemälde der fast unverändert gebliebenen Sitten und Gebräuche des Landes auf. In London subscribirt man bey den Buchhändlern *Button* und *Phillips* auf dieses Werk, und zahlt bey der Ablieferung für jeden Band 5 Guineen. —

Ebendasselbst ist von der asiatischen Gesellschaft den protestantischen Missionarien ein Jahrgehalt von 450 Pfd. Sterling ausgesetzt worden, da-

mit sie im Stande seyn mögen, die ältesten samsceredanischen Schriften, und besonders die Medas im Original und mit englischer Uebersetzung begleitet, heraus zu geben. —

Bei der Überschwemmung der Tiber im vorigen Winter wurde auch Canova's Werkstätte unter Wasser gesetzt, als er eben an der Statue des Palamedes arbeitete, und sich genöthigt sah, seine Arbeit zu verlassen. Als das Wasser abgeflossen war, wollte der Künstler wieder an sein Werk gehen. Sein Freund, der Maler Cammuccini, befand sich bey ihm und sah ihm zu; als der vom Wasser erweichte Boden auf einmal unter dem Gewicht der Statue einsank, welche gegen die Künstler hinstürzte. Sie entwichen zum Glück der fallenden Last, und nur Canova wurde am Ohr gestreift. Ein reicher Mayländer, für den der Palamedes bestimmt war, gab sogleich Cammuccini den Auftrag, diese Begebenheit nach dem Leben auf einem großen Gemälde für ihn darzustellen. —

Auch in Rom wird Schillern ein Denkmal gesetzt werden. — Der Landschaftsmaler Karl Graf, aus Livland, ist vorigen Herbst aus Sicilien nach Rom zurückgekommen, und ist jetzt mit einer Ansicht des Konfredientempels in Girgenti beschäftigt, in welchem er eine Komposition angebracht hat, die Schillers Grab vorstellt. Gewiß eine sehr würdige Stelle. —

## G o t t.

Ode, dem Russischen des Herrn v. Derschawin frey nachgebildet; mit Beybehaltung des Sylbenmaßes im Original.

O! du, den keine Grenz' umschränkt,  
 Quell' alles Lebens, das sich regt!  
 Gestaltlos, wie Vernunft dich denkt,  
 Im Sturz des Zeitstroms unbewegt!  
 O, Wesen, überall vorhanden,  
 Nicht irgendwo, nicht wann entstanden,  
 Das, unerforschlich, im Gebot  
 Der Weltgesetze wirkend webet,  
 Die Schöpfung hält, umfängt, belebet,  
 Daß Menschen lallend nennen — Gott!

Wiß, fühner Geist, der Welten Ferne,  
 Der Meerestiefe graues Thal,  
 Des Strandes Sand, den Strahl der Sterne, —  
 Für Gott ist weder Maas noch Zahl.  
 Aus Deinem Lichtmeer hell geboren,  
 Fühlt auch der Seraph sich verloren,  
 Im Trsaal Deines Weltgeschicks;  
 Versinkt, wenn er, Dich denkend, findet,  
 Wie Ewigkeit in Dir verschwindet,  
 Ein Nu des schnellen Augenblicks!

Des alten Chaos Urbeginnen, —  
 Dein Wort rief's aus dem Schooß der Nacht!  
 Der Ewigkeit Thronen rinnen  
 Durch Deines ew'gen Wesens Macht!  
 Durch Dich, aus Dir, vor allen Zeiten,  
 Strahlt durch die endenlosen Weiten  
 Des Raums nur Deines Urlichts Schein!  
 Dein Werde heißt ins Daseyn gehen,

Heißt neue Schöpfungen entstehen,  
Du warst, Du bist, wirst ewig seyn!

Du hebst der Befenkette Glieder  
Aus Nichts mit starkem Arm empor.  
Das Ende wird ein Anfang wieder,  
Aus Tod geht Leben neu hervor.  
Wie Funken dem Vulkan entsprühen,  
Läßt Du der Sonnen Schwarm entglühen;  
Wie in des heitern Winters Luft  
Des Frost's Atome blickend flimmern,  
Und wirbelnd, gleich Gesteinen, schimmern,  
So Welten in des Aethers Klust!

Im heller Blut unzählbar kreisen  
Im Raum der Unermesslichkeit,  
Lehrt Dein Gesetz sie, in den Gleisen  
Der Bahn, von wo ihr Glanz erkrent;  
Doch diese Körper, lichtumflossen,  
Die glühenden Kristallkolossen,  
Dieß Wirbeln goldner Kreise Pracht,  
Dieß Stürmen lichtumstrahlter Globen,  
Was ist die ganze Glanzwelt oben?  
Was, Gott, vor Deinem Lichte? — Nacht.

Vor Dir, — ein Tropfen in dem Meere  
Ist das gefirnte Firmament;  
Was, unsre Sonn' in ihrem Heere?  
Was ich, den Sohn die Erde nennt? — —  
Im Aether, dort, wo Sonnen-thronen,  
Vermehrt die Zahl mit Millionen  
Von Sternen, in dem Kranz des Lichts! —  
O! Herr, mit Dir nur zu vergleichen!  
Das alles ist in Deinen Reichen  
Ein Punkt! — und ich bin vor Dir — Nichts.

Ein Nichts? doch hohe Kräfte und Triebe  
Trägt mein beglückter Geist zur Schau.  
Du strahlest aus ihm, Gott der Liebe,  
Der Sonne gleich, im Tröpfchen Thau!  
Ein Nichts? doch fühlt die Seele Leben!  
Fühlt, gleich dem Hungrigen, ein Streben  
Des Flugs, dem Eiz der Wahrheit zu.  
Sie ahnet Dich — ihr Nebel schwindet,  
Sie denkt, sie grübelt, fühlt, empfindet;  
Ich bin, und wahrlich bist auch Du!

Du bist, ruft laut mit tausend Kehlen  
 Natur, mein Inn'res ruft es nach!  
 Vernunft, die Fackel unsrer Seelen,  
 Strahlt der Vernichtung Traum mir wach.  
 Kein Nichts! — Die Millionen Glieder  
 Der Wesenkette seh' ich wieder!  
 Auch ich bin Glied, seh' unter mir  
 Der Staub's- Genossen lange Reihen  
 Und über mir — im Heitern, Freyen,  
 Die höhern Wesen — bis zu — Dir.

Wo Geisteswelt und Stoff sich scheiden,  
 Steh' ich, der Erde Herr und Sohn!  
 Verwandt durch Stoff und Geist mit beyden,  
 Dem Thier' und Engel, an dem Thron;  
 Mein Leib gehört der Erde Würmen;  
 Mein Geist gebent dem Blitz, den Stürmen. —  
 Ein Sklav und Fürst, ein Wurm ein Gott!  
 Woher dies wundervolle Wesen?  
 Woher? wozu? dies Räthsel lösen,  
 Konnt' das des Zufalls Machtgebot? —

Durch deine Schöpfermacht entsprossen,  
 Und deiner Weisheit Werk bin ich!  
 Quell alles Lebens! das, ergossen  
 In meine Seele, lebt, — durch dich.  
 Dein Rath ist's, daß in Finsternissen  
 Der Sterblichkeit wir wallen müssen,  
 Mit diesem todesfreien Geist,  
 Den ein Gewand von Staub umhüllte,  
 Bis er den großen Kreis erfüllte,  
 Und ihn Dein Himmel kommen heißt.

Dich, Unbegreiflicher, zu denken,  
 Erliegt der armen Seele Kraft.  
 Vernunft und Phantasie, sie senken  
 Sich auf ihr Schattenbild — erschlaft!  
 Doch liebend, Gott, Dich zu empfinden,  
 Was kann von dieser Pflicht entbinden?  
 Zu Deines Urlichts Herrlichkeit  
 Erhebt der Mensch die kühnen Blicke;  
 Doch schauernd in sich selbst zurücke  
 Weint er, — vor Dank und Seligkeit! —

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 35. Mitau, den 27. August 1806.

---

## Dvids achtzehnte Heroiden.

Keiner der Dichter des Alterthums dürfte dem Geiste unserer gegenwärtigen poetischen Epoche mehr zusprechen, man fasse ihn von der Seite der Phantasienfülle, oder von der einer gewissen einschmeichelnden und beliebten Loquacität — als Dvid. Er lehrte die Liebe, aber er kannte sie auch. Nirgends hat er davon sprechendere Beweise gegeben, als in seinen Heroiden. Ich lege einen dieser elegischen Briefe in Übersetzung vor, und zwar einen solchen, der sich durch eine dem Athener Musäus fälschlich zugeschriebne, von Uringer und Schiller schön kopirte und durch ihren Inhalt rührende Fabel, leichter verstehen läßt. — Die Priesterin Hero bewohnte zu Sestus einen Thurm am Ufer des Hellesponts. Leander, aus Abydus am andern Ufer der Meerenge, sahe sie an einem Feste der Venus, liebte brennend, und das Geheimniß dieser Liebe zu verbergen, durchschwamm er oft zur Nachtzeit, bey dem Schein einer von Hero un-

terhaltenen Leuchte, den Hellespont, bis ihn einst die Wellen, und mit ihm Hero, begruben. — Ovid versetzt sich zur stürmischen Zeit nach Abydos, und schreibt diese schöne Elegie aus Leanders Seele.

Leander an Hero.

Senden nur kann der von Abydos den Gruß, den die  
Woge,

Mädchen von Sestos, dir selber zu bringen verbeut.  
O gewiß, wenn die Götter mir hold sind, und Liebe  
beschützen,

Nimmst du nur trüben Blicks ungern statt meiner  
den Brief.

Aber sie sind mir nicht hold! wie weilten sie dann mir  
die Sehnsucht,

Wehrten mir Armen den Weg in der befreundeten  
Fluth?

Selber du siehst ja den Himmel voll Nacht, und die  
stürmische Brandung,

Die das gebogene Schiff selbst zu durchbrechen sich  
scheut.

Nur ein einziger wagt — der Verweg'ne, dem sich die  
Zeilen

Deines Geliebten vertraun — sich aus dem bergenden  
Port.

Mit ihm hatt' ich's gewagt, doch rings stand die gaf-  
fende Menge

Von Abydos umher, als sich der Anker erhob.

Da wär' alles entdeckt, und nimmer könnt' ich sie bergen  
Diese Liebe, die sich lange dem Vater verschwieg.

Darum schrieb ich und seufzte: so geht denn ihr glück-  
lichen Zeile!

Euch streckt die schwanige Hand meiner Geliebten  
sich aus.

Ja, Entzücken! vielleicht berührt euch die rothige Lippe,  
Wen sie mit schneeigem Zahn sanft euch die Wande  
zerbricht.

Also sprach ich leifmurmelnd, das andre des liebenden  
Herzens

Sprach dann nur meine Hand mit dem vertrauten  
Papier.

Ach, warum spricht sie denn nur? warum durchrudert  
sie lieber

Nicht die Wellen zu dir, leitet mich, Traute, zu  
dir?

Freylich besser gelehrt des Meeres Rücken zu schlagen,  
Dient sie doch auch dem Gefühl, das mir im Busen  
erglüht.

Schon zum siebentenmal — o Jahresweile der Sehn-  
sucht!

Hebt sich die Nacht, indeß schäumend das Meer sich  
zerbricht,

Wann dann rings um mich, den weichlichen Schlum-  
mer ergießend,

Nacht um Nacht sich erhub, immer das Toben nicht  
schwieg,

Traurend auf Klippen dann saß ich, auf deine Ufer  
gehestet,

Und, wo mein Fuß nicht darf, schwebte der freyere  
Sinn.

Selbst vom hohen Thurme die Schimmer der wachsa-  
men Leuchte

Sah' ich, oder des Blick's Ahndung versprach sie zu  
sehn.

Dreymal warf ich schon am sandigen Port das Ge-  
wand hin,

Dreymal versucht' ich nackt schon den entseßlichen  
Weg.

Thürmend trozte das Meer dem jugendlichen Beginnen,  
Schwoll mit stürzender Fluth über mein kämpfendes  
Haupt.

Ha! warum mich Verloren, o du der reißenden  
Stürme

Unerbittlichster, mich hast du zum Streite ersehnt?  
Hör' es, Boreas, mir, mir wüthest du, nicht diesen  
Fluthen;

Und was begünstest du erst, wär' dir nicht Liebe  
bekannt!  
Tropiger du, so kalt du auch bist, doch läugnest du  
nimmer,

Daß dich in Attika einst liebliches Feuer durchglüht! \*)  
Wie, wenn ein Gewisser dir nun, dir, Räuber der  
Wonne,

Schlösse dein ehernes Thor, sprich, wie entriegelst  
du es?

Schone, o schone des Flehenden, fächle mir mildere  
Lüfte,

Nimmer gebiete dir doch solcherley Unheil der  
Gott! \*\*)

Aber ich fleh' umsonst und murrend verstoßt er die Bitte,  
Ebnet mir nirgend die Fluth, die er erschüttelnd  
durchsaugt.

Ach, so gäbe mir Dädalus \*\*\*) doch der Fittige Kühnheit,  
Unfern breitet sich ja Ikarus Nachbargestad.

\*) Boreas raubte die Drythia, Tochter Erichtheus, Königs von Athen.

\*\*) Aeolus, des Hippotes Enkel.

\*\*\*) Dädalus im Labyrinth zu Kreta nebst seinem Sohn Ikarus gefangen, rettete sich durch wächserne Flügel. Ikarus näherte sich der Sonne zu sehr, seine Flügel schmolzen und er stürzte in das Meer hinab, das von ihm den Namen erhielt.

Alles trag ich mit Lust, möcht' er nur schwebend ent-  
fliehen,

Dieser Leib, der so oft über den Abgründen hing! —  
Doch, wenn Sturm und Woge mir dann mein Lieb-  
stes versagen,

Locke der Geist mir den Raub früherer Tage herauf.  
Süß ist ja auch die Erinnerung! nieder kaum senkte die  
Nacht sich,

Da schlich dein Liebender leistrippelnd aus Kammer  
und Haus,

Und verzuglos, der Furcht wie des Gewandes ent-  
kleidet,

Warf mein wogender Arm sich in die spiegelnde  
Fluth.

Sanft in die gleitende Bahn goß Luna mir zitternde  
Schimmer

Meines einsamen Pfads freundliches Strahlengeleit.  
Und ich blickte hinauf: o schütze mich, glänzende Göttin,  
Latmus\*) des wonnigen Bergs, denke, so sprach  
ich, dein Herz.

Laß Endymion nie dir finstere Laun' in dem Busen!

Wende zu süßem Raub freundlich dein Auge mir zu.  
Du stiegst, Göttin, vom Himmel, den sterblichen Schä-  
fer zu küssen,

Eine Göttin lieb' ich — dir laß mich Wahrheit ge-  
stehn!

Denn, geschwiegen vom Geist unsterblicher Herzen,  
nicht unwerth

Schmiegt um Göttinnen nur sich diese höh're Ge-  
stalt;

---

\*) Diana (Luna) selbst wurde durch die Schönheit Endy-  
mions, der sich auf einem Berge Kariens, Latmus, auf-  
hielt, so gerührt, daß sie, als sie ihn schlafend fand, nieders-  
stieg, ihn zu küssen.

Keiner räumt sie nach dir und Venus den obersten Platz  
ein —

Oder glaubst du mir nicht, komm dann und schaue  
sie selbst.

Wie, wenn in silbernem Kranz von ätherischen Strah-  
len du leuchtest,

All' die schimmernde Zahl rings deinen Flammen  
erbleicht,

Also glänzt sie hervor aus allen Schönen die Schönste —  
Zweifelst du aber, o Mond, wahrlich so schelt' ich dich  
blind! —

Steh, so sprach ich, Geliebte, oder wenig wohl anders,  
Und mich förderte schnell vorwärts die fliehende  
Bahn.

Widerleuchtend die Fluth von Lunas strahlender  
Scheibe,

Schwebte mittäglicher Glanz rings durch die schwei-  
gende Nacht.

Stumm war alles umher, kein flüsternder Laut in der  
Stunde,

Außer der Wellen Geräusch plätschernd am rudern-  
den Schlag.

Nur hat oft mich gedäucht, als töne voll zärtlicher  
Schmerzen

Um mich Alcyone's Lied, Ceyx \*), dem Trauten,  
geklagt.

Manchmal wohl sank mir der Arm dahin an ermatteter  
Schulter,

Aber ich kämpfte mich stark wieder zur Höhe hinauf.

---

\*) Ceyx, König in Trachine, litt auf einer Reise zum Orakel  
Schiffbruch und ertrank. Alcyone, seine Gemahlin, stürzte  
sich aus Schmerz in das Meer und beyde wurden von den  
Göttern in Eisvögel verwandelt.

Fern erblickend das Licht: dort winkt dir, rief ich, die  
Leuchte,

Schwimmer, dort wohnet dein Stern, dort, wo  
das Ufer ergraut,

Und mit plöthlicher Kraft im Arme von neuem gewaffnet,  
Dinkt' mich, weicher als vor trüg mich der Rücken  
der Fluth;

Daß ich nicht fühle den Frost der kalten Schauer der  
Tiefe,

Wärmt, die in klopfender Brust wohnet, mich lieb-  
lich die Glut.

Näher schwimm ich und näher, schon eilt mir das Ufer  
entgegen,

Und je näher das Ziel, streb' ich noch rascher hinan.  
Aber wenn nun dein Blick mich erreicht, dann, Spähe-  
rin, gießet

Nieder von dir sich der Muth und die erhebende  
Kraft.

Dann auch streb' ich nach Ruhm bey dir, ein künstli-  
cher Schwimmer,

Und mein rudernder Arm wirft sich geschickter vor  
dir.

Dir, kaum wehrt dir die Amme hinab in die Meerfluth  
zu steigen,

Denn auch das sah' ich oft, Stimmen vernahm ich  
nur nicht.

Dennoch hält sie dich nicht, so sehr sie der Strebenden  
wehret,

Daß nicht dein Fuß in den Saum spülender Wel-  
len sich taucht.

Du empfängst mich umhalsend, vernählest mir glück-  
liche Küsse,

Küsse, ihr Götter! des Wegs über den Abgrund  
so werth.

Reißest vom Nacken den Mantel und reichst mir dar  
ihn zur Hülle,  
Trocknest der sprühenden Fluth Thau mir vom  
triefenden Haar.  
Mehr noch weiß die Nacht, und wir und die trauliche  
Kammer  
Und die Leuchte, die mir fernhin zur Reise ge-  
strahlet;  
Ach unzählbarer noch ist solcher Nächte Entzücken,  
Als der Hellespont rings Halme des Schilfes be-  
spült.

D. Trinius.

(Der Schluß folgt.)

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
von Ulrich Freyh. von Schlippenbach.

(Fortsetzung des in No. 31 abgebrochenen Aufsatzes.)

Kapdangen, Gebäude daselbst; Neuhausen, Flecken  
und Schloß; Schründen, dessen Lage und Umge-  
bungen; Fahrt nach Frauenburg; der Garten zu  
Berghoff.

Um von dem Wege von Schründen aus bis  
Mitau, und von dieser Stadt selbst ein lebendige-  
res Gemälde entwerfen zu können, wählte ich zu  
meiner Reise gerade die Johanniszeit, wo sich der  
gebildetere Theil von beynahe ganz Kurland in Mi-  
tau zu versammeln pflegt; wo Virtuosen, Künst-  
ler und Gaukler, gleich den Zugvögeln, hinziehen,  
um dort die Brutzeit ihrer Künste, während sie  
selbst und ihre Jungen in den harten Thalern Kur-  
lands reichliches Futter finden, abzuwarten. Ne-

ben einem stolzen Schwan, der seine Schwingen voll Kraft über Meer und Land erhebt, neben der Nachtigall, die in den wenigen Sommertagen jedes fühlende Herz entzückt, zieht auch wohl ein Goldammer und ein Bachstelzchen daher; und wie jener durch ein leidliches Gezwitzchen, so will diese durch ein künstliches Hüpfen und Springen Aufmerksamkeit erregen. Wem fällt hier nicht die Stelle aus der Bibel ein: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ärndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch;“ — und oft wunderbar genug. Es ist eine schlimme Sache, wenn man mit dem Vorsatz in den Wagen steigt, Reisebemerkungen zu machen. Die Reise gelingt oft so schnell und gut, daß für die Bemerkungen wenig Zeit übrig bleibt. Mit gespannter Aufmerksamkeit verließ ich meine Wohnung schon frühe Morgens; aber ein feuchter, kalter, schneidender Wind drang mir die traurige Bemerkung auf, daß selbst die wenigen schönen Sommertage schon seit ein paar Jahren in meinem Vaterlande noch seltener geworden sind. Unter ärgerlichen Betrachtungen über das Klima schließ ich ein, und hätte mich das laute Wellen meines Kartouche, der den bey feuchter Luft niedrig fliegenden Schwalben mit großem Lärm nachsetzte, ohne sie jemals erreichen zu können, nicht erweckt; so wäre dem Leser sogar die Bemerkung verloren gegangen, der zufolge ich, und mich

däucht ziemlich richtig, in dem Hunde einen spekulativen Philosophen erblickte. Wie dieser den Schwalben, dachte ich, ziehen manche Philosophen den zwischen Himmel und Erde schwebenden spekulativen Gestalten mit lautem Lärm nach, ohne sie jemals zu erreichen, Je dichter der Nebel den Himmel deckt, je näher schweben sie der Erde; doch auch dann dem tobenden Ich des lärmenden Spekulantens unerreichbar, der zufrieden seyn muß, sich selbst nur in seinem vergeblichen Bemühen mit lauter Stimme ausgesprochen zu haben.

Indessen langten wir in Schründen an, und hier will ich, bis der Nebel fällt und heiteres Wetter einen Spaziergang erlaubt, aus der mir sonst so bekannten Gegend, der ich vorbeigefahren bin, einiges nachholen, was vielleicht dem Leser Unterhaltung gewähren kann.

Kaßdangen, mit seinem Prachtgebäude, verdient eine genaue Ansicht, da es, so viel mir bis jetzt bekannt ist, von allen neueren Gebäuden in Kurland, Mesoten vielleicht ausgenommen, (das ich aber noch nicht gesehen habe) das prächtigste und schönste seyn möchte. Die Lage ist vortrefflich, und die Aussicht auf mehrere benachbarte Höfe, besonders nach Wangen und der Stadt Hasenpoth zu, nicht weniger. Ein reizendes stilles Thal, das sich bis an den Hof zwischen ansehnlichen Hügeln längs einem klaren Bache hinzieht, gewährt

einen friedlich ländlichen Anblick. Hier steht die Kunst, im Schmucke eines prächtigen Gebäudes, von der sie rings umgebenden Natur mit zartem Schwefelarm umschlungen. Aus dem hohen, durch zwey Stockwerke unter einer Kuppel über das Dach hinaufreichenden, runden Saal, der schön dekorirt und mit nach Antiken gearbeiteten Statuen der Hebe und Minerva ausgeschmückt ist, und dessen hochgewölbte Decke von acht korinthischen Säulen getragen wird, führt der Ausgang auf einem Balkon, dessen Fußboden aus einem einzigen flachen, ohnweit Kazdangen gefundenen, Granit besteht. Hier übersieht man den mit hohen Lindenstämmen umkränzten und mit vielen ganz vorzüglich seltenen Fruchtbäumen angefüllten geräumigen Garten, der, wenn gleich nicht im neuesten Geschmack angelegt, doch nach alter Sitte desto fruchttragender ist, und in heißen Sommertagen, unter einem Gewölbe hoher Lindenzweige, Schatten und Kühlung gewährt. An diesen Garten stößt, durch einer Allee von Ahorn- Birken- und Drosselbeerbäumen verbunden, ein kleines Wäldchen, in dem fast alle hier in Kurland gedeihenden Bäume angepflanzt sind. Mitten in diesem Wäldchen stehen, von einem Gitter umgeben, zwey Säulen von weißem und grauem Marmor, deren jede eine aus farrarischem Marmor schön gearbeitete Urnen trägt; dem Andenken der entschlafenen Ältern des jetzigen Besitzers der Kazdangen-

schen Güter \*) geweiht. Wenn ich das schöne Gebäude betrachte, wie es durch die dunkeln Laubgänge des Gartens mit dem Wäldchen und seinen schweigenden Gräbern verbunden ist; so erblicke ich hier das Bild eines durch Kunstsinne und edles Gefühl erheiterten Menschenlebens, das durch einen dunkeln kühlen Gang im Tode, von süßen Träumen umweht, mit einem frey gen Himmel schauenden Grabe verbunden wird. Wer selbst an die Freuden seines Lebens das Andenken entschlummerter Geliebten knüpft, verdient ein Glück, das er genießt durch edle Gefühle in der bewegten Brust.

— Als etwas Merkwürdiges muß ich bey Kazhdangen anführen, daß das schöne Gebäude, unter der Anweisung des sehr geschickten Architekten und Maurer=Polierers Berliß aus Berlin, mehrentheils von kurischen Bauern, die der genannte Architekt in der Maurerey unterrichtete, aufgeführt worden ist. In kurzer Zeit erlernten sie die schwersten Handgriffe und selbst die feinsten Stukkaturarbeiten. Auch die Quadern am Sockel des Gebäudes, und die schön gehauenen Schäfte und Kapitäl der korinthischen Säulen, nach der Gartenseite hin, versertigten Letten. Herr Berliß gab ihnen Anleitung und zog sie sogar den hiesigen sogenannten deutschen Maurern vor, weil er bey letzteren mehr Arroganz und weniger Gelehrigkeit und

---

\*) Herr Karl von Mantuffel.

Trieb zur Erlernung des schweren Handwerks fand. Sollte dieß nicht ein Beweis seyn, daß der Lette sehr leicht Bildung erhalten kann, sobald man sie ihm zu verschaffen nur bemüht ist? — Von Kadingen geht der Weg, dem Krongute Neuhausen vorbei, durch den Flecken gleiches Namens. Ersteres lehnt an die Ruinen eines alten Schlosses, das im Jahr 1277 vom Herrmeister Wolter von Nordeck erbauet ward; nur einige Mauern stehen noch, zwischen denen ein Drosselbeerbaum sich hervordrängt und mehrmals durch die Mauerspaltten windet. In dem Stamme ist ein Stein fest eingewachsen und über der Mauer emporgehoben; so, als wollte hier die lebende blühende Natur ein Denkmal der Vorzeit in ihrem Schooße der Nachwelt gleichsam entgegen tragen. Der Flecken Neuhausen besteht als solcher nur aus einer Kirche, von mehreren, ich glaube sieben, Krügen umgeben. Über Appussen und Berghoff führt nun der Weg nach dem Krongute Schründen, das sich in der Ferne mit seiner Kirche und der Menge, zu dem großen Gute gehörigen, Wirthschaftsgebäuden, wie eine kleine Stadt ausnimmt. Das Wetter hatte sich geändert und erlaubte einen Spaziergang. Von der Kirche her fand ich eine recht interessante Aussicht: in der Ferne auf den Windauström, der sich in seinen hohen Ufern, wie ein Silberband, durch das schöne grüne Gewand der Natur hinzog; in der Nähe auf den Kirchhof, an dessen Ende eine vorbeymarschirende Artilleriekompagnie ihre Kanonen mit den dazu gehörigen Ammunitionswagen aufgeführt hatte, um sie den bewohnten Häusern nicht zu nahe stehen zu lassen. Diese ehernen Korybanten standen vor der ruhigen Schlummerstätte des entschlafenen Landmannes, wie jene griechischen Priester der Cybele vor der

Wiege Jupiters, am Berge Ida. Heil uns! dachte ich, diese offenen Feuerschlünde schützen in unserm Vaterlande den friedlichen Landmann und die Gräber seiner Väter. Schweigend stehen sie hier, als ehrten sie die stillen Nasenhügel der Entschlummernden. Doch laut, wie Donner Gottes, ertönt ihre Stimme, wo sie für Recht und Wahrheit zu sprechen, gezwungen werden. Eine kleine mit Linden eingefasste Grabstätte auf einem Hügel hinter der Kirche, wo die Zeit ein halbversunkenes Monument mit leiser, doch gewisser, Hand bald verwischt haben wird, hat eine sehr gefällige Lage. Man übersieht eine Fläche von 2 bis 3 Meilen. Ich kenne nichts rührenderes als solche Denksteine auf den Pfaden des menschlichen Lebens, und der Leser mag es sich gefallen lassen, daß ich dergleichen öfterer in dem Gemälde Kurländischer Gegenden bemerken werde. Hier herrscht — ich möchte sagen — die heilige Sitte allgemein, die theuren Reste geliebter Freunde und Verwandte in hiezu besonders errichteten Gebäuden aufzubewahren. Oft sind diese in der Form antiker Tempel, oder auch wie kleine gothische Thürme aufgeführt, und da man sie mehrentheils an solchen Stellen errichtet, wo die Aussicht frey und schön, oder der Platz von schattigen Bäumen umgeben ist; so werden diese Mausoleen, die man hier Kapellen nennt, zugleich eine Zierde der Landschaft, die sie umgiebt. Einige unter diesen sind wahrhafte Prachtgebäude, z. B. in Lieven-Versen, Postenden und an andern Orten. Wie in einer großen Urne, hat der Tod die Asche aller der geschüttet, die sich im Leben theuer waren. Man lache immer über den Schwärmer, der an seinen kalten, fühllosen Staub etwas mehr als die Monaden der Materie knüpfen will; dem Herzen, daß an der Brust eines andern treuen

Herzens klopfst, ist gewiß der Gedanke süß, einst mit diesem Herzen vereint in Staub zu fallen, — und aus so vereinter Asche hebt sich freyer und schöner der Phönix Hoffnung empor. Die mehresten Landgüter in Kurland besitzen dergleichen Erbbegräbnisse, und wahrlich in einem Lande, wo sich allenthalben der Genius mit der umgekehrten Fackel an Monumente der Dankbarkeit und Liebe lehnt, da muß im Leben der Bewohner ein Gefühl liegen, das sie der Achtung jedes Edlen würdig macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Nachricht von Dr. Buchanans Reise.

Doktor Buchanan, dessen Reise durch Indien wir zu erwarten haben, machte in Travancore seine biblischen Entdeckungen. Er fand in diesem Bezirke 70 jüdische Gemeinen, welche noch das Ansehen des Patriarchen zu Antiochien erkennen, und verschafte sich von denselben eine Version der hebräischen Bibel, welche lange vor der babylonischen Gefangenschaft gemacht ist. Ferner hat dieser Gelehrte unter den Handschriften, welche er zu Mysore in verschiedenen Sprachen zusammen brachte, eine Geschichte der ersten Ankunft der Portugiesen in Indien von einem gleichzeitigen Hindu-Schriftsteller, und eine Geschichte der Rajahs von Mysore entdeckt. Er wird nach Cochin reisen, um die alten hebräischen Manuskripte zu untersuchen, welche in der Synagoge der dortigen Juden aufbewahrt werden; es sollen dieselben sehr alt seyn, und denjenigen Theil der Bibel enthalten, welcher vor der ersten Zerstreuung der Juden geschrieben wurde; eine Vergleichung derselben mit den europäischen Abschriften ist längst gewünscht worden. — Eine

zweite Absicht des Dr. Buchanan ist, den Zustand der christlichen Gemeinen in Travancore und Malabar, besonders der 35 Gemeinen kennen zu lernen, welche von den Katholiken „die schismatischen Kirchen“ genannt werden. Sie kommen in der Geschichte des vierten Jahrhunderts vor, und sollen aus Syrien und Chaldäa ausgewandert seyn. Sie bedienen sich noch jetzt der syrochaldäischen Sprache in ihrer Liturgie und in ihren Kirchen. B. hat von den englischen Bischöfen den Auftrag erhalten, zu untersuchen, welches Glaubensbekenntniß diese Kirchen haben, um zu bestimmen, in wie fern es Pflicht der englischen Kirche seyn dürfte, die malabarischen Christen jetzt, da sie brittische Unterthanen sind, anzuerkennen. Sodann giebt es noch einen Punkt, über welchen B. sich Gewißheit verschaffen will. Als die Portugiesen nach Indien kamen, verbrannten sie Schriften und Urkunden, welche sie in den christlichen Kirchen fanden, und unter andern, sagt ein katholischer Schriftsteller, auch etliche apostolische Schriften, um die Beweise ihres Alterthums zu vernichten, und sie zu einiger Vereinigung zu nöthigen. Aber glaubwürdige Männer haben neuerdings versichert, daß gewisse alte chaldäische Manuskripte noch jetzt in Travancore aufbewahrt würden. —

---

#### Das Diplom.

A. Was nützt der Lappen? B. Nörrchen, Du!  
 Man deckt damit die Blößen zu.

\* — \*

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 36. Mitau, den 3. September 1806.

---

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
von Ulrich Freyh. von Schlippenbach.

(Fortsetzung des in No. 35 abgebrochenen Aufsatzes.)

In Schrunden stand ehemals ein kleines Schloß mit einem Erdwall und Graben umgeben, das im Jahr 1331 wahrscheinlich von Eberhard von Monheim erbauet war. Es hat eine schöne Lage an der Windau gehabt, jetzt aber sind nur wenige Steinhaufen davon übrig. Im Frühjahr, wenn der Windaustrom seinen Eisgang feyert, muß hier von diesen Trümmern das große Schauspiel mit tiefem Gefühl erblickt werden. Die Zeit und ihr Kommen und Schwinden haben tausend Dichter schon mit einem Strome verglichen, aber schwerlich ist jemals das Bild treffender, als wenn der Strom, von großen und kleinen Eischollen bedeckt, die Ufer höhrend dahinzieht; hier und da, als wollte er Monumente für die Ewigkeit errich-

ten, Eißfelsen wie Berge thürmt und sie doch gleich selbst wieder untergräbt und fortspült; hier einen Strohhalm, dort einen Kahn, ein Bild des menschlichen Lebens, davon trägt; hier ein junges Bäumchen der Wurzel entspült und dort eine untergrabene Felsenwand in den Abgrund zieht. Mit treffender Wahrheit muß sich auf den Trümmern einer alten Beste ein solches Bild idealisiren lassen; ein Bild, das hier durch acht alte eiserne Kanonen, die auf der andern Seite der Windau dem Schlosse gegenüber liegen, und vielleicht ehemals zur Zerstörung der Burg selbst bestimmt waren, nun aber zum Theil selbst völlig zerstört sind, recht eingreifend kommentirt wird. — Der Spaziergang war geendet, und wir kehrten zum Kirchenkrüge, wo man, ungeachtet der ansehnlichen Bezahlung, uns ein erbärmliches Mahl bereitet hatte, zurück. Vor dem Krüge hatten sich einige Bauern versammelt, die keinen geringern Gegenstand zu ihrer kritischen, sehr lauten, Unterhaltung gewählt hatten, als jenen, den *Winkelman* in seiner Geschichte der Kunst, Theil 1. S. 388 \*) abhandelt. Es war nämlich von dem Gange einiger Pferde, die vorgeritten wurden, die Rede. Die mehresten in der Versammlung traten der Meinung des gelehrten *Magalotti* bey, daß sich das eben vorgerittene Pferd kreuzweise bewege, ohne jedoch, wie dieser meynt,

---

\*) Nach der Wiener Ausgabe.

einen diagonalischen Schritt anzunehmen. Der Besitzer versicherte dabey, es laufe schneller als eine Kugel; doch schien er nicht, nach der Bestimmung des L. 13. pr. D. de act. emt. vend., für die wissenden und unwissenden Kardinalfehler, deren die neue sächsische Verordnung bey den Pferden nicht mehr als 11 angiebt, haften zu wollen. Ein solcher Pferdetausch, besonders wenn sich ein paar Juden unter den Handelnden befinden, giebt ein interessantes Gemälde im Geschmack der niederländischen Schule. Die Jahrmärkte bieten dergleichen Scenen am häufigsten dar. Hier erscheint, mit starkem Barte und im langen schwarzen Talar, auf einem kleinen Pferde sitzend, der Ebräer, indem er, um die Schnelligkeit seines Arions zu vermehren, beyde Füße als Ruder braucht, und die Flügel, die diesem abgehen, durch die Bewegung seiner Arme, mit denen er gleichsam zu flattern versucht, ersetzen will. Der Bauer unterdessen prüft mit einer ernsten Kennermiene oder einem bedeutenden Lächeln, als hoffe er doch den mosaischen Wettrenner mit allen seinen Ränken zu übersehen, die Bewegungen des Pferdes und seines Reuters, und lobt oder tadelt dabey mit sehr kraftvollen Ausdrücken. „Das Thier läuft wie das Wasser,“ oder „wie der Wind,“ hört man eben so oft als Tadel ausdrücken sollende Vergleiche mit allen möglichen Thieren, und vorzüglich mit dem Teufel, der, bey dem einzigen Pferdefuß, dennoch alle Pferdefehler an sich

haben, und bald, wie diese, blind, oder lahm, oder alt, oder krank seyn soll. Während dem ich so dem Handel mit Pferden zusah, waren die meinigen angespannt, und ich kam zeitig nach dem 4 Meilen von Schrunden entfernten Frauenburg. Der Weg dahin, durch Wald und Fläche, hat nichts, was bemerkenswerth wäre. Dagegen liegt Frauenburg selbst, wo auch ehemals ein Schloß (1341 von Burchard von Dreyhlenen erbaut) gestanden hat, von dem jedoch nur Ruinen von Ruinen übrig sind, recht angenehm an einem Bache, den, wenn ich nicht irre, die Chronik die *Daune* nennt. Hier ist die Kirchspielskirche, eine Poststation und ein Brieffkomptoir; ehemals hatte auch das Hauptmannsgericht hier seinen Sitz.

Wir waren früh genug angekommen, um noch einen Spaziergang nach dem benachbarten Gute *Berghoff* zu machen, das seiner schönen Lage und seines Gartens wegen bekannt ist. Beydes verdient auch wirklich bemerkt zu werden. Die Aussicht ist hier in der Ferne und Nähe vortrefflich, besonders auf einem mit hohen Birken umpflanzten Hügel, wo von der einen Seite sich die trefflich kultivirte Landschaft darstellt, und eine Menge Landhäuser dem Auge sichtbar werden; von der andern Seite aber ziemlich ansehnliche mit Laub bewachsene Hügel die Ufer eines Baches einfassen, der sich durch den Garten schlängelt. Er kömmt aus dem nicht weit entfernten *Zezersehen See*, der wie

ein weißer Schleyer um das grünelockte Haupt der Hügel fällt. Der Garten, hauptsächlich derjenige Theil, wo die Natur von der Kunst nicht gezwungen, sondern nur freundlich geleitet worden ist, hat äußerst liebliche Stellen. Der Gang am Berge unter einem natürlichen Laubdach von Haselsträuchen, die zu dem Bache am Fuße des Berges sich herunter biegen, als wollten sie ihr schwesterliches Bild in der Tiefe desselben näher beschauen; der freye Wiesenplatz im Thal, und ein Steinsitz zwischen Tannenbäumen auf der Anhöhe, der Landstraße gegenüber, haben mir besonders gefallen.

Auch in Frauenburg, und vorzüglich vom Kirchenberge, ist die Aussicht nach der Höhe, auf der Berghoff mit seinem hübschen Landhause, den Nebengebäuden und dem Garten liegt, höchst interessant, und war damals, als ich sie eben erblickte, noch durch ein erhabenes Schauspiel der Natur verschönert; denn während die ganze Landschaft im hellen Sonnenschein glänzte, zog ein Gewitter in der Ferne mit seinen finstern Wolken und Hagelstreifen vorüber. Es war, als lächelte noch die Erde, während der Himmel in der Ferne mit ernster, drohender Stirne herabblückte.

Am Busen lag der freundlichen Natur  
Die junge Brut der Zweige und der Blüthen;  
Das Sonnenlicht glänzt auf der grünen Flur,  
Indeß entfernt zerstörend Donner wüthen:

Ein Bild von dir, beglücktes Vaterland,  
 Wo Alexanders Sonne glänzt;  
 Fern wüthet Krieg mit mörderischer Hand,  
 Indes der Friede unsre Stirne kränzt.

Weiter weiß ich von der Natur und Kunst, die Frauenburg umgiebt, nichts zu sagen; aber ich will hier die Gelegenheit nützen, um, da doch fast in allen Reisebeschreibungen etwas von schlechten Wirthen in den Gasthäusern, und wahrhaftig selten mit Unrecht, gesprochen wird, auch ein paar Worte von guten Wirthen sagen zu können. Wenn man unsern lieben Wirth Alestroff in Frauenburg und seine Familie sieht, so muß schon sein Anblick allein ein sehr gutes Vorurtheil für die Kraft und Nahrhaftigkeit seiner Speisen geben, da sie ihn bis zu dem Umfange von mehreren Ellen fortgeholfen haben. Wenn ihn einst der Himmel nach den anvertrauten Pfunden seines Körpers fragt, so kann er stolz hervortreten und lächelnd auf erwucherte Schiffpfunde zeigen. Dem sey, wie ihm wolle: seine Bewirthung, so wie die seines Nachbarn Franz, der wie jener Sohn eines Richters auf der Haut seines Vaters Rechtsprüche ertheilte, hier in dem Bilde des seinigen „Zum Alten Franz“ die Gäste bewirthe, verdient vorzügliches Lob. Man kann in keinem Gasthose, selbst in den größeren der Städte, besser, reinlicher und bescheidener bedient seyn, und die Preise sind, in Betracht der guten Speisen und Getränke, und

in Verhältniß mit andere Gasthäuser, immer nur gering.

In Kurland giebt es bekanntlich keine ordinaire Post; die Stelle derselben vertreten die Königsberger Fuhrleute, deren regelmäßig einer alle 8 Tage aus Königsberg nach Riga abgeht und von da wieder zurückkehrt. Eben war hier ein solcher Fuhrmann angekommen, dessen Fracht, außer andern Waaren, auch in einem jungen Mädchen aus Preußen bestand, die einen Mohren zum Reisebegleiter hatte. Anfangs mag wohl der schwarze Gefährte — ein zweyter Monostatos — nicht willkommen gewesen seyn, und unter dem Zelthimmel des Fuhrwagens die arme Pamina selbst gesprochen haben: Mond, verstecke dich dazu! Doch, wenn es wahr ist, was der gelehrte Damascius Blymburg in seinem Liebesgarten schreibt \*), „welcher Weibsperson Frau Venus eine Brille aufsetzt, die meynet ein Mohr sey ein Engel;“ so könnte wohl selbst unter dem Plan des mächtigen Fuhrwagens ein Roman vorausgesetzt und allenfals das Sujet zu einer neuen Oper werden. Statt daß, wie im Wasserträger, die Hauptperson aus einer Tonne springt, könnten hier zwey Liebende von verschiedener Farbe, schwarz und weiß, wie Lessing den Schlaf und den Tod im Schooße der

---

\*) Disputatio inauguralis — von der Jungfrauenliebe. Wittenberg, 1679. Quæst. 3. §. 1.

Nacht gezeichnet wissen will, unter der Himmelsdecke des Königsberger Fuhrwerks agiren. Die Deforation wäre gewiß neu und schön.

Von Frauenburg ist der Weg bis zum Gasthose des alten Franz im Bilde, und des jungen in natura, durch den tiefen Sand beschwerlich; besser aber wird er schon auf den Groß-Bliedenschen Dämmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### John Kelsey.

Der Engländer John Kelsey wurde unter der Regierung Karls II. von armen Altern geboren. In seiner Jugend beschäftigte er sich häufig mit Lesung der Bibel, und besonders gefiel ihm der Gedanke, daß alles eine Heerde und ein Hirte werden sollte. Endlich glaubte er sich berufen, zur Ausführung dieser Idee mitzuwirken. Diese Vorstellung beschäftigte ihn Tag und Nacht, und hatte sich seiner so sehr bemächtigt, daß, wo er auch nur einen Juden oder einen andern Nichtchristen erblickte, er auch sogleich mit Eifer sein Bekehrungswerk anfang. Er beging dabey eine Menge lächerlicher Streiche. Er predigte z. B. auf öffentlicher Straße, schalt Jeden, der nicht tief zerknirscht aussah, wegen seines Unglaubens; und als ihm gesagt wurde, daß in Konstantinopel der größte Theil der Einwohner aus Ungläubigen bestehe, hielt er sich für berufen, die Türken, und

vorzüglich den Großsultan, zu bekehren. In dieser Absicht reis'te er nach Konstantinopel, wo er sich an eine Straßenecke hinsetzte und mit allem Eifer eines Fanatikers zu predigen anfang. Da er jedoch in seiner Muttersprache predigte, die hier Niemand verstand, so versammelte sich zwar das Volk in großer Menge um ihn her, aber ohne den Inhalt seiner Rede errathen zu können. Man hielt ihn jedoch sehr bald für einen Wahnsinnigen und brachte ihn ins Tollhaus, wo er sechs Monate hindurch enge verwahrt wurde. Zufälliger Weise traf es sich, daß einer der Wächter etwas Englisch verstand; diesem entdeckte Kelsey, daß er ein Engländer sey. Als daher Lord Winchelsea, der gerade damals Gesandter zu Konstantinopel war, die Nachricht erhielt, einer seiner Landsleute sey als wahnsinnig im Tollhause eingesperrt, ließ er ihn sogleich zu sich bringen. Kelsey erschien mit einem alten schmutzigen und zerrissenen Hut auf dem Kopfe; keine Vorstellung war im Stande, ihn dahin zu bringen, daß er den Hut abnahm. Der Gesandte glaubte, eine kleine Züchtigung in türkischer Manier könnte ihm gute Dienste leisten, und befahl, dem Tollhäußler einige Streiche auf die Fußsohlen zu geben. Wirklich hatte dieses Experiment auch den glücklichsten Erfolg, indem es eine gänzliche Veränderung in Kelsey's Betragen hervorbrachte, und er selbst eingestehen mußte, die Bastonade äußere die beste Wirkung

auf seinen Verstand. Man fand einige Briefe an den Großherrn bey ihm, in welchen er diesem erklärte, er sey eine Geißel in der Hand Gottes, um die Gottlosen zu züchtigen, und von dem Himmel selbst dazu berufen, dem Großherrn nicht allein die Rache des Himmels anzukündigen, sondern dieselbe auch an ihm zu vollziehen.

Kurz darauf wurde er an Bord eines Schiffes gebracht, das ihn nach England zurückführen sollte; allein der Schwärmer hatte sich nun einmal fest vorgenommen, sein Bekehrungsgeschäft fortzusetzen. Er fand daher unterwegs bald Gelegenheit zu entweichen, und kam nach Konstantinopel zurück, ward hier aber sogleich erkannt und zum zweytenmal auf ein Schiff gebracht, wo man besser als vorher dafür sorgte, ihm alle Mittel zu einem abermaligen Entkommen zu benehmen. In England sperrte man ihn ins Narrenhaus ein; die Idee von seinem Bekehrungsgeschäfte hatte aber so tief Wurzel gefaßt, daß er auch im Gefängnisse seine Predigten fortsetzte, bis ihn endlich der Tod in seinem Verufe wegnahm.

---

Mus Mitau, vom 27. August.

Herr Haüy — bekannt durch das Institut für Blinde, welches er in Paris \*) stiftete, so wie

---

\*) Unser unvergeßliche Schulz war der erste, der in seinem Werke Ueber Paris und die Pariser S. 124, besriedigende Nachrichten davon für Deutschland mittheilte.

durch das große Verdienst, das er sich um jenen leidenden Theil der Menschheit, den Natur oder Zufall des Gesichts beraubte, erwarb, indem er seit etwa zwanzig Jahren sein ganzes Nachdenken auf die Erfindung von Mitteln verwandte, wodurch diese Unglücklichen wenigstens von dem größten Unglücke, vom ewigen Müßiggange, erlöst werden können, — hat in diesen Tagen auch hier bey uns seinen ihn auf der Reise nach St. Petersburg begleitenden Eleven, Herrn Alexander Fournier, mehrere merkwürdige Proben von den verschiedenen Methoden ablegen lassen, durch welche dieser den fehlenden Sinn zu ersetzen sucht. Die dazu veranstaltete Versammlung fand in dem Hause unsers Herrn Civilgouverneurs v. Arsenieff statt, welcher mehrere Freunde der Wissenschaften und nützlicher Erfindungen bey sich einzuladen die Güte gehabt hatte. Hier zeigte nun Herr Fournier, der 17 Jahr alt, seit seinem achten Jahre durch bößartige Blattern blind und seit 6 Jahren ein Zögling von Herrn Haüy ist, zuvörderst seine Fertigkeit in ganz einfachen, bloß mechanischen Arbeiten, indem er eben so geschickt, als schnell, an einem Netze strickte. Ein sehr sauberer seidener Geldbeutel, der von einem andern jungen Blinden in Paris gestrickt war, wurde vorgezeigt. Um die Blinden Lesen und Schreiben zu lehren, bedient Herr Haüy sich folgenden Mittels, mit dem mehrere Proben gemacht wurden.

Er hat zwey Kasten, von denen der eine, für die Konsonanten, links, der andere, für die Vokale, rechts gestellt wird. In diesen Kästen sind, theils wirkliche, theils im Kleinen nachgebildete, dem Blinden schon sonst durchs Gefühl hinlänglich bekannte, Körper. Diese Körper nun läßt Herr Haüy von dem Zöglinge betasten, und wenn dieser den Namen des Körpers aus dem zur Linken stehenden Kasten ausgesprochen hat, sagt er ihm, daß die letzte Sylbe die Benennung des Lautes (Buchstabens) ist, welchen diese Schriftart ausdrücken soll. So, z. B. giebt ein Schenkel, jambe, die Sylbe be und mithin den Buchstaben b; eine Tabakspfeife, pipe, p u. s. w. Bey dem zur Rechten stehenden Kasten hingegen merkt er an, daß die darin enthaltenen Körper durch die erste Sylbe ihres Namens den gesuchten Laut oder Buchstaben geben: z. B. eine Pomeranze, Orange, den Vokal o; ein Stück Feuerschwamm, amadou, den Vokal a u. s. w. Diese Buchstabenkörper sind auf kleinen hölzernen, etwa 3 Zoll langen und halb so breiten, Täfelchen befestigt, und in einer Ecke des Täfelchens befindet sich der erhaben geschnittene Buchstabe des Alphabets, welcher entweder durch die erste oder letzte Sylbe des Namens jenes Körpers ausgedrückt wird, also bey den oben angeführten ein b, p, o und a. Durch häufiges Betasten lernen die Blinden auf die Weise nun auch die Figur der eigentlichen Buchstaben kennen und

darnach lesen. Herr Fournier las nicht nur mehrere Wörter, die von der Gesellschaft aus fremden Sprachen aufgeschrieben und von Herrn Haüy gesetzt wurden, mit der größten Fertigkeit, sondern setzte diese auch selbst, mit sehr kleinen Lettern, von neuem zusammen. Eben so setzte er Zahlen und berechnete ein aufgegebenes Multiplikations-Exempel mit Brüchen sehr schnell und ohne Fehler. Freylich wird ein guter Kopfrechner schneller damit fertig, und die Blinden pflegen, wenn man sie dazu anführt, sehr gute Kopfrechner zu werden; aber wenn größere Rechnungsaufgaben gelöst werden sollen, so kann man mit dem Kopfrechnen nicht auskommen. — In Paris drucken die auf diese Weise unterrichteten Blinden ganze Bücher, wovon einige Proben vorgezeigt wurden; die Schriften jedoch, welche für sie selbst und ihre Unglücksgefährten bestimmt sind, werden auf starkes Papier, das fast wie eine dünne Pappe ist, und zwar nur auf der einen Seite desselben abgepreßt, damit sie auf der andern erhaben hervortreten und durchs Betasten gelesen werden können; dadurch geschieht es denn freylich, daß bey ihnen die kleinsten Bücher zu dicken Quartanten anwachsen. Das Verfahren bey dem Schreiben der Blinden ist folgendes. Unter einem Rahmen, der den russischen Rechenbrettern völlig ähnlich und, wie diese, mit Abtheilungen von Drath für die Zeilen, um die Hand des Blinden nicht von der Linie abweichen

zu lassen, versehen ist, wird erst das zu beschreibende Papier, sodann ein fettgeschwärztes Blatt und darüber wieder ein weißes Blatt gelegt. Der Blinde schreibt nun mit einem Stift oder Griffel auf dem weißen Blatte und durch den Druck theilt das schwarze Blatt, dem unten liegenden weißen die Rußfarbe, mit der es bestrichen ist, mit. Auf eben diese Weise ließ Herr Haüy seinen Zögling nicht nur eine angefangene Schrift fortsetzen, sondern auch ein Wort austreichen und ein anderes an die Stelle schreiben, und ein ausgelassenes durch ein Rückweisezeichen auf dem Rande für die bestimmte Stelle anmerken.

Auf den Landkarten, deren man sich bey dem Unterrichte der Blinden bedient, sind die Grenzen der Länder und Provinzen mit Fäden durchnäht, und dadurch, wie die obenbeschriebenen Bücher, erhoben. In dem Institute zu Paris geschieht es mit starkem Drath, um von dem Hauptexemplare so viele Kopien auf weißem Karton zu machen, als für die Anzahl der Blinden nöthig ist. Nicht nur jedes Land in jedem Welttheile gab Hr. Fournier immer vollkommen richtig in dem Augenblicke an, da man seinen Finger darauf setzte, sondern auch jedes der vielen Departements des französischen Reichs. Eben diese Departements aus Pappblättern ausgeschnitten, weiß er, sobald er sie betastet, namhaft zu machen und auf der Karte an ihren Ort zu legen; nur daß es hiermit natür-

lich etwas länger dauert, wenn man geflissentlich ein Departement wählt, dessen Grenzen eine wenig ausgezeichnete Gestalt haben.

Noch gab Herr Haüy mehrere Proben von ganz eignen Chiffersprachen. Er ließ sich z. B. Worte aus irgend einer Sprache aufschreiben, setzte diese, nach einem vor ihm liegenden Schema, auf Noten oder in seine Chiffertöne um, und blies sie auf der Flöte; worauf Herr Fournier sogleich das gegebene Wort nannte.

Herr Haüy theilt selbst seinen Unterricht in zwey Klassen: für arme und für wohlhabende Blinde. Den letztern wird der Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben; allein gerade diese kommen durch einen Ammanuensiß, den sie ohnedem immer haben müssen, gewiß leichter zum Zwecke, als durch eignes Lesen und Schreiben. Das einzige für sie wahrhaft Wohlthätige scheint vielleicht der Unterricht in der Geographie. Ueberhaupt läßt sich nicht in Abrede stellen, daß manches hierbey wohl nur auf eine kleine Ländeleyn hinausläuft, was in der Ausübung von keinem besondern Nutzen seyn dürfte, und daß die Vervollkommnung des Unterrichts der Blinden in allen mechanischen Fertigkeiten immer am meisten wünschenswerth bleiben wird. Auf der andern Seite kann man aber doch auch Herrn Haüy die gerechte Bewunderung nicht versagen, die viele seiner Erfindungen, und besonders seine Ausdauer bey die-

sem mühsamen Geschäfte, verdienen. Er geht, wie es heißt, jetzt nach St. Petersburg, um daselbst seine Verfahrungsart bey dem Unterrichte der Blinden zu lehren.

R.

---

A n e k d o t e.

Der Arzt Theophrast Renaudot zu Paris trug von allen Seiten Neuigkeiten zusammen, um seine Kranken damit zu unterhalten und ihnen die Zeit zu vertreiben. Dadurch gelang es ihm, daß er sehr bald eine weit größere Praxis als irgend einer seiner Kollegen erhielt. Da aber doch nicht leicht eine ganze Stadt krank ist, oder sich wenigstens nicht immer einbildet, es zu seyn, so gerieth er auf den Einfall, jede Woche einige Blätter mit Neuigkeiten aus verschiedenen Ländern herauszugeben. Im Jahre 1632 wurde ihm ein Privilegium darauf ertheilt, und so war er der erste, welcher zu Paris eine Zeitung drucken ließ. In Venedig waren dergleichen schon früher erschienen.

---

Der natürliche Grund.

Stc. Von meiner starken Brust prallt Amors Pfeil herab.

Er. Das wirkt des Polsters Kraft, die ihm ein Schneider gab.

---

Der Dichter Bav.

Einen Wechselgesang hat Bav, der Dichter, geschrieben?  
Wie man Wechselbalg sagt, nennt er recht den Gesang.

— — b —

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 37. Mitau, den 10. September 1806.

---

## Literarischer Bedlam.

1. Das Fest der Fischer, eine Operette in einem Aufzuge, nebst einem Anhang. Vom Titulairrath Hentsch. Riga, 1806, gedruckt bey J. C. D. Müller. 100 S. 8.
2. Afforistische Aufsätze von Dr. Samuel Fogel. (Mit dem Motto) Beurteilt eure Mitmenschen schonend, und nachdem Ihr wol untersucht habt, gerecht. Eine Sentenz, welche mir meine ganze Lebensgeschichte aufgedrungen hat. Riga, 1806. 16 S. 8.

Es läuft so mancher Makulaturfabrikant — Autor hieße zu viel gesagt — in der Irre herum, für den es keine Anstalt giebt, die seiner sich erbarmte. Alle unsre literarischen Institute — die mancherley Literaturzeitungen, kritischen Blätter und Bibliotheken 2c. halten es vielmehr unter ihrer Würde, von diesen mit der gelehrten Drehkrankheit Behafteten und ihren, oft possierlichen, Verirrungen

gen Notiz zu nehmen. Gönnst ihnen auch einmal eine solche Anstalt ein Plätzchen, so geschieht es, um sie für immer an die Kette zu legen und noch dabey — wacker auszustäupen. Das ist aber, unsers Erachtens, unbarmherzig und mehrentheils auch zwecklos. Man läßt ja die Philosophen im wirklichen Narrenhause ohne Bedenken frey umhergehn, so lange sie ihrem System nicht mit geballter Faust den Weg zu bahnen suchen; und dieß führt noch das Gute mit sich, daß mancher ihrer — oft viel gefährlicheren — Kollegen unter den Zuschauern sich ein Exempel an ihnen nehmen kann. Warum denn also gegen Bahusinn in der Literatur mit Schlägen kämpfen, wo diese doch, statt Erweichung, gemeiniglich nur Verstopfung bewirken? Man sieht, es fehlt, bey der Menge gutgemeynter Anstalten für Lahme und Blinde in der Gelehrtenwelt, immer noch eine sehr wichtige: ein literarischer Bedlam — der nicht groß genug seyn kann, — worin dergleichen Patienten ein Unterkommen finden, die, indem sie uns Bewunderung aufzudringen glauben, unser Zwergfell erschüttern. Ihre lächerlichen Anstrengungen bleiben jetzt dem größten Theil des Publikums verborgen, und es muß sich mit den zufälligen Erzählungen davon begnügen. Wie kommt es wohl, daß in unseren fruchtbaren Zeiten noch kein spekulirender, oder spekulativer Kopf — was heut zu Tage gleich viel sagen will — an die Errichtung

eines solchen Instituts gedacht hat, das einzig und allein dem Bedlamismus in der Literatur gewidmet wäre — und worin, wie in einer *laterna magica*, der Schaulustigkeit des Publikums die göttliche Verrücktheit recht eigentlich Preis gegeben würde? Welch ein Feld für Buchhändler und Journalisten! die oft um Stoff verlegen sind, wo sie ihn — zuweilen selbst liefern. — —

Das war es ungefähr, was sich uns bey der ersten und letzten flüchtigen Durchsicht vorgenannter Piecen unwillkürlich aufdrang. Und darum lassen wir auch die Anzeige derselben, insofern sie, als einheimisches Fabrikat, hier überhaupt nicht unerwähnt bleiben dürfen, unter der obigen Überschrift folgen.

No. 1. ist eigentlich ein gedruckter Bettelbrief, bey dem jedoch die Lachlust der Leser durch das Mitleid erstickt wird. Denn der Urheber dieser gereimten Ungereimtheit verräth darin seine wirklich beklagenswerthe Persönlichkeit nur zu sehr, um das Bedauern des Gerechten, der sich jeder Gattung von Geschöpfen erbarmt, nicht sogleich in Anspruch zu nehmen. Eben so deutlich verräth das ziemlich starke Pränumerantenverzeichnis und eine ganze Kollektion von Dedikationen die eigentliche Tendenz der darauf folgenden Blätter, welche das unsterbliche Opus selbst — denn was nicht lebt, kann auch nicht sterben — die Fischeroperette mit ihrem Anhang enthalten. Mit diesen aber kann

sich die Kritik unmöglich befassen. Dazu gehören mehr als gewöhnliche Recensentenkräfte; leichter wäre es, den Stall des Augias, als diesen poetischen Zwinger, vom Unrath zu reinigen. Und was würde am Ende darin übrig bleiben? —

Um indeß die Originalität des Ganzen zu charakterisiren, reichen ein paar Züge hin. Wird man es z. B. wohl glauben, daß die Vorrede früher als das Buch — und zwar ganzer sieben Jahre zuvor, geschrieben ist? Das Datum derselben weist es aus. Vielleicht hatte der Verf. etwas von dem Horazischen *nonum prematur in annum* gehört; aber schon im siebenten Jahre riß ihm die Geduld, und er wollte die Unsterblichkeit seines Geisteskindes (wie er den Wechselbalg mit vieler Selbstzufriedenheit nennt) nicht länger gegen seine eigne Sterblichkeit außs Spiel setzen. Besser hat er beherzigt, was Lichtenberg sagt, als ob er es in seine Seele gesprochen hätte: „Darf man Schauspiele schreiben, die nicht zu schauen sind, so möchte ich sehen, wer mir wehren wollte, ein Buch zu schreiben, das nicht zu lesen ist.“ Dieser doppelte Fall trifft hier zu gleicher Zeit ein. — Ein anderer origineller Einfall ist unstreitig der, daß das Ganze mit einem „Prolog“ — schließt, von welchem der Verf. in einer Anmerkung ausdrücklich will, daß er bey einer etwanigen (wohl nicht zu befürchtenden) Aufführung dem Stück das *Garaus* mache. Er scheint übrigens nur eine Besorgniß zu

haben, nämlich die: es möchte sich sobald kein schicklicher Komponist für seine Operette finden. Wir theilen diese Besorgniß mit ihm, da wir schon seit einiger Zeit bemerkt zu haben glauben, daß die Uffentreiber hier immer seltner werden, den Wärenleitern aber bekanntlich in hiesigen Gegenden das Handwerk ganz gelegt ist. — Ein doppelter Anhang, der jenem Schlußprolog vorausgeht, enthält 1) einige Blätter voll abgesehter Zeilen, die ein Unkundiger, dem ersten Anblick nach, leicht für Verse halten könnte — wogegen wir doch im Namen der Poesie und selbst des poetischen Mechanismus protestiren müssen. — 2) Allerley abgeriffene Reden, wie sie einem im Traum entfahren — man könnte sie Schlafreden nennen — unter der Überschrift: Satyrisch-moralische Reflektionen. Das Ende krönt ein kritisches Druckfehlerverzeichnis, das besonders noch späteren Kommentatoren zu Statten kommen dürfte, indem es unter andern auch Vorschläge zu veränderten Lesarten und Erklärungen, wie folgende, enthält: „Genick zeigen bedeutet: den Rücken zugehren &c.“ Wir können dem Verf. indes unmdglich das Genick zeigen, ohne zuvor unsre Bereitwilligkeit gezeigt zu haben, ihm nach Kräften zu dienen. Bey aller angewandten Sorgfalt ist nämlich das Druckfehlerverzeichnis immer noch sehr mangelhaft ausgefallen. Wir rathen dem Verf. daher, bey einer künftigen zweyten Ausgabe — die bey

einem so großen Publikum, als das Korps der Fischer hiesiger und benachbarter Gegenden ist, recht bald zu erwarten steht — das ganze Druckfehlerverzeichnis durch folgenden neuen Titel entbehrlich zu machen: „Das Fest der Fischer, ein Druckfehler in einem Aufzuge 2c.“ Somit wäre gleich zum voraus allen falschen Auslegungen und hämischen Deutungen auf einmal begegnet, und es bliebe ihm dabey immer noch unbenommen, den Druckfehler auf dem Titel hinten ausdrücklich für einen Druckfehler auszugeben — wenn etwa außerdem niemand geneigt seyn sollte, ihn dafür zu halten.

Ein anderes, ganz besonderes Kämmerlein in dem von uns oben vorgeschlagenen Institut würden wir dem Verf. von No. 2 anweisen. Er zeigt eine gewisse Geistesstärke, die ihn der Aufmerksamkeit mehr als den Verf. von No. 1 empfiehlt, bey dem eigentlich nichts von Geist zu spüren ist. An seinen Flaumfedern haben wir diesen Vogel schon vor mehreren Jahren kennen gelernt. Er unternahm nämlich im Jahr 1793 die Herausgabe einer periodischen Schrift, unter dem Titel: Helvetische Kleinigkeiten in Kurland geschrieben, wovon die ersteren Bogen auch wirklich erschienen, aber — kein Publikum fanden. So scheint es ihm mit einigen andern Unternehmungen gleichfalls gegangen zu seyn. Das brachte ihn gegen das Publikum auf, wovon der vor uns liegende Bogen (ob mehr erschienen ist, haben wir

nicht erfahren), zeugt. Sein Zorn erstreckte sich sogar auf mehrere Buchstaben des Alphabets, selbst den Anfangsbuchstaben seines eigenen Namens nicht ausgenommen. Ehemals schrieb er sich mit einem B. Der Orthographie seiner neuesten Schreiberen gleicht auch ihr Inhalt. Von beyden mag der Anfang zur Probe dienen.

„Ist etwas Verzeihlicher als meine Bemühungen, einigen Nutzen von so langen und mühsamen Studien zu ziehen und einige Früchte von meiner Arbeit zu ärndten. — Allein es ist mein Schicksal, daß man mir gegen jede Unternehmung fast unübersteigbare Hindernisse in den Weg wälzt. — —

„Von allen Beispielen nur eines. Ein Kaufmann, der sich jährlich fülleicht sechs Tausend Taler verdient, lacht bey der Präsentation meines Manuscripts, welches er nicht kennt, nie gelesen hat und nicht zu beurteilen versteht, laut auf zc.“  
 Weinen sollte man über den Verf. — besonders wenn man weiter liest: wie die gute Stadt Riga sich gegen ihn verschworen habe, seinen Verdiensten mit dem schändlichsten Undank zu lohnen — und er (S. 14.) dem schwarzen Genius dieser Stadt begegnet, der es höhnlisch tadelt, daß er eine Lesebibliothek angelegt habe und sich unter andern also über sein patriotisches Unternehmen gegen ihn äußert: „In deiner Bibliothek sind wenig mehr als alte Scharteken und defekte Bücher zc.“ Drollig ist die Antwort unsers Verfassers, die eigentlich

eine satyrische Pointe wider ihn selbst enthält, die er schwerlich geahndet haben mag: „Höre, Genius, du hast die Gallsucht und siehst alles mit eiterndem, schwarzgelbsüchtigem Auge an. Wie würdest du sonst nicht auch das Gute an meiner Bibliothek und an mir bemerken.“ Also, so ganz unrecht hat der Genius doch nicht? Wir wagen es auf die Gefahr, die der schwarze Genius der Stadt Riga so glücklich überstanden zu haben scheint, zu behaupten, daß die Schriften des Hrn. D. Fogel seu Vogel nur allein in seiner Bibliothek zu prangen würdig sind, auch schwerlich wohl anderswo angetroffen werden möchten. Und ist das nicht mehr, als der Verf. von No. 1 sich rühmen kann, der nicht das Glück hat, eine eigene Lesebibliothek zu halten? Dieser ist gezwungen allein sein Buch zu lesen — zur eigenen Pönitz, würden wir sagen, wenn es Autoren dieser Gattung überhaupt zur Strafe gereichte, sich selbst zu lesen.

— 8.

---

Ovids achtzehnte Heroide.

(Schluß.)

Wenig der flüchtigen Zeit ward uns zum köstlichen  
Raube,

Aber wir drängten des Stücks viel in den engen  
Bezirk;

Denn kaum mahnte die Frühe Auroren von Tithonos  
Lager,

Als schon Lucifers Licht schimmernd im Osten er-  
glänzt.

Küsse häufen wir dann in stürmischer Eile Verwirrung,  
Klagend, daß allzukunft weile die Wonne der Nacht.  
Also zaudernd mich Armen treibt dann der Alten Er-  
mahnung

Endlich hinaus aus des Thurms Freuden ans kalte  
Gestad ;

Weinend trennen wir uns , und kämpfend zurück durch  
die Meerfluth

Blick' ich, wenn ich es darf, oft zur Geliebten zurück.  
Glaub' es! ich dünke mich dort an deinen Ufern ein  
Schwimmer,

Hier am Muttergestad nur ein schiffbrüchiger Mann.  
Ja mich dünken zu dir bergab die Pfade zu rollen,  
Klippen sind sie zurück, Berge von starrender Fluth.  
Ungern fehr' ich zum Vaterlande, wer sollte mir's  
glauben,

Ungern bewohn' ich die Stadt, die mich im Schooße  
gezeugt.

Wehe, warum muß das Meer der Seelen Umarmung  
zerreißen ?

Warum ist unser Land Eins nicht, wie Eins unser  
Herz ?

Nähme mich hin deine Gestos, dich auch meine Abydos,  
Gern, wo du wohnest, bin ich, gern, wo ich wohne,  
bist du.

Warum wühlt es in mir, so oft es die Meerfluth durch-  
wühlet ?

Warum ein Nichtiges darf halten die Kraft mir,  
der Wind ?

Unsre Liebe weiß schon die Schaar der krummen Del-  
phine,

Selber der Fische Volk bin ich, so dünkt mich, be-  
kannt.

Schon führt offen ein Weg durch oft bewandelt' Ge-  
wässer,

Gleich der Straße, die stets reisend der Fuhrmann  
besucht.

Doch nur so und immer nur so ihn bewandeln? so  
seufzt' ich,

Ach auch so nun verwehrt's mir der Orkane Geheul!  
Schwer von Wogen erdröhnt der athamantische Meer-  
grund \*)

Raum, daß sicher das Schiff ruhet im schirmenden  
Port.

Wahrlich mir scheint, das Meer, es trage nicht unrecht  
den Namen

Von der Jungfrau, die hier ihm in dem Schooße  
versank.

Längst von Helle's Tod ist dieser Abgrund berufen,  
Und wie schonet er mein, da ihn schon Greuel be-  
fleckt?

Glücklicher, Phrygus \*\*), warst du, dich durch die  
traurige Wüste

Trug das wollige Thier sicher auf goldenem Bliß.  
Doch ich begehre kein Schiff, bedarf nicht des dienen-  
den Widder,

Hätte nur Fluthen mein Arm, die er wie vordem  
durchschnitt!

Sicher ist mir die Kunst, nur gönnt mir das zürnende  
Meer nicht

Schiff und Schiffer zugleich, Rachen und Steuerer  
zu seyn.

---

\*) Helle, die im Hellespont ertrank, war des Königs Atha-  
mas Tochter, daher das Athamantische Meer.

\*\*\*) Phryrus, Helle's Bruder, sah' auf einem goldenen  
Widder mit ihr, vor dem Zorne ihrer Stiefmutter Ino,  
über den Hellespont. Helle ertrank, und gab der Meerengas-  
den Namen; Phryrus kam glücklich nach Kolchis.

Arktos nicht, noch Helice \*) soll wie dem Tyrer nur  
 leuchten,  
 Unfre Liebe bedarf nicht solches Alltagsgestirns;  
 Späh' ein andrer Andromeda's Licht, die helle Korona  
 Oder Kalisto's \*\*) Gestirn schimmernd am eisigen  
 Pol;  
 Perseus und Jupiter späh't es, auch Liber harrete des  
 Aufgangs,  
 Ich nur warte des Wink's nicht zu dem Wagstück  
 der Fahrt.  
 Anderswo brennt mir ein Licht, untrüglicher lacht mir  
 sein Schimmer,  
 Läßt in Finsterniß irren die Liebenden nicht.  
 Dieß nur leuchte mir stets, so wandl' ich ans Ende der  
 Meere,  
 Und des Thessalischen Schiffs Reisen versuch' ich ihm  
 nach.  
 So auch Palämon \*\*\*) , den Jüngling, besiegt ich, den  
 künstlichen Schwimmer,  
 Und den der Zauber des Krauts plötzlich gestaltet  
 zum Gott.  
 Oft zwar sinken erschöpft vom ewigen Rudern die Arme  
 Und ermessen es kaum, das unermessliche Meer.  
 Doch ich mahne sie gleich: Euch winket ein kostbares  
 Kleinod,  
 Euren Umhalsungen beut bald sich die lieblichste  
 Braut.  
 Weiter streiten sie dann und streben dem herrlichen  
 Preis zu,

---

\*) Nördliche Gestirne.

\*\*\*) Ebenfalls dem Schiffer wichtige Gestirne.

\*\*\*) Palämon, Athamas und Inos Sohn, wurde unter die  
 Meeresgötter aufgenommen.

Wie das Fleische Ross rennend den Schranken ent-  
 strebt. —  
 Sieh', so nähr' ich denn selbst die Liebe, die mich verzehret,  
 Brenne, Mädchen, nach dir, Mädchen, des Himmels  
 so werth!  
 Ja, des Himmels so werth, doch weile noch länger der  
 Erde,  
 Oder führe mich an, göttlich zu werden wie du.  
 Ach, noch weißt du wohl, doch kaum ein Heil dem Ge-  
 liebten!  
 Schauer, wie sie das Meer schütteln, durchbeben  
 mein Herz.  
 Was, daß Meere vergebens dich trennen, was frommt  
 es mir Armen,  
 Trennet die schmale Fluth nun dich nicht dennoch  
 von mir?  
 Wars, schon frag ich, nicht süßer, in unermessliche  
 Ferne  
 Hoffnung beseeligt nach dir, Theure, hinüber zu  
 sehn?  
 Denn mit dir, du Nahe, brennt heißer die nähere  
 Flamme,  
 Hoffnung lacht mir, doch ach! selten nur wird sie  
 beglückt.  
 Fast so klein ist der Raum, berührt meine Hand was  
 ich liebe,  
 Ach, das selber nun ist's, was mir oft Thränen  
 erpreßt!  
 Quälet mit herberem Schmerz die Frucht jene hung-  
 rige Lippe?  
 Oder der fliehende Trank jenen heißbrennenden  
 Durst?  
 Also küß ich dich nie, als wenn die Fluth sich erbarmet?  
 Also kein Winter soll je zeugen, wie glücklich ich bin?

Also in Wasser und Wind' den Spielen des ewigen  
 Wechsels,  
 Nur in Wasser und Wind fluthet die Hoffnung  
 dahin?  
 Doch noch tobet es fort! wie? hat mir Plias die  
 Bogen,  
 Oder Menus Thier, oder Bootes \*) empört!  
 Kenn' ich sie nicht die Macht ihrer Kühnheit, oder den-  
 noch besteh' ichs,  
 Tauche von Liebe berauscht mich in die brandende  
 Fluth;  
 Glaube nur nicht, daß ich Zeiten, die nimmer kom-  
 men, verspreche!  
 Bald wird der Zeuge dir nahn, daß ich dir Wah-  
 res verheß.  
 Schweige nun auch die Wuth der Wellen nach weni-  
 gen Nächten,  
 Ich versuch' es, ob sie trotzig die That mir verwehrt.  
 Wohlbehalten bey dir mich landet die siegende Kühnheit  
 Oder es endet die Qual traurender Liebe der Tod.  
 Spüle dann nur die Fluth zu dir hinüber den Leichnam  
 Und mein zerbrochnes Gebein treib an dem Ufer  
 dir an.  
 Weinen wirft du dann, mich ehren mit zarter Berüh-  
 rung,  
 Und das bebende Wort schluchzen: Ich hab' es  
 gethan!  
 Doch ich schweige; dich kränket ja nur die schaurige  
 Ahndung  
 Und du wendest den Blick zugend von dem was ich  
 schrieb.  
 Ja, ich schweige! nun klage nicht mehr, und mische  
 dem Meinen,  
 Daß das zürnende Meer ende den Aufruhr, dein  
 Flehn;  
 Ach, ein Weilchen nur ende, bis ich die Wellen durch-  
 flogen.  
 Tobe doch wieder sein Grimm, wann mich dein  
 Hafen umschließt;  
 Dort meinem Schifflein ein schicklicher Port, umschlie-  
 fet die Bucht mich,  
 Nirgend im Ocean ruhet mein Rachen so wohl.

\*) Den Schiffern feindliche Gestirne.

Dort, wo die Seeligkeit wohnt, verschließe mich Boreas  
 Zürnen,  
 Dann will ich flügeln, ob's Rath sey zur gefährli-  
 chen Fahrt;  
 Nie will ich Schmähungen dann an taube Fluthen ver-  
 schwenden,  
 Nimmer klagen, das Meer ebne dem Schwimmer  
 sich nicht.  
 Stürme, haltet mich dann, erschlaßt, ihr ruhenden Arme,  
 Zwiefach wehre mir so doppelter Hinderniß Macht.  
 Schon hebt mein Ruder sich auf, die erste Stille zu  
 nutzen,  
 Du nur nähre das Licht sorgsam zu förderndem  
 Schein;  
 Mag indessen mit dir dieß glückliche Blatt übernachten,  
 Bald, ihr Götter! vielleicht folgt, der es sendet, ihm  
 nach.

D. Trinius.

## Die Mode und die Moden.

(von D. Jhling.)

Raum darf man wagen, über einen so beliebten, so viel beschriebenen und so oft besprochenen Gegenstand, als die Moden sind, im Allgemeinen noch ein Wort öffentlich zu sagen. Diese Kinder der Welt und der Zeit, so zahllos und mannigfaltiger Art als sie seit Menschen Gedenken waren, haben, wie Alles, ihre Verehrer und ihre Tadler gefunden. In Lob- und Spottgedichten, in Flugschriften und Zeitungsblättern, auf Kanzeln und in Gesellschaftshäusern, in glänzenden Waarenlagern und in engen Trödelbuden, an allen Orten und Enden der Welt wurden sie bald in ihrer schwarzen, bald in ihrer lichten Seite aufgestellt. Sie haben sogar seit Jahren eigne Journale beschäftigt, die ihren Namen tragen. Millionen von Menschen nehmen aus ihren freygebigen Händen die Besorgnisse, den Stab und die Stütze des Lebens. Tausende erkaufen sich von

ihnen, nach Laune und Geschmack, die Zierde oder Entstellung des Menschenkörpers; und ach! auch manches Herz wird von ihrer allgewaltigen Zauberkrast gefangen! Zwar ist ihr Wesen wandelbar und flüchtig, ihr Schimmer eitel und vergänglich, denn die Zeit ist ihre Mutter; aber fast bey allen Nationen der Erde und in allen Weltaltern sind ihnen bleibende Altäre errichtet, auf welchen immer frische Opfer lobern.

Diese leicht gezeichnete Skizze muß uns jedoch zu ernsteren und wichtigen Untersuchungen hinleiten, die dem Zwecke dieser Zeitschrift vollkommen entsprechen. Die Geschichte ausgezeichneter Völker der alten (z. B. der Griechen und Römer) \*) und neuen Zeit (z. B. der Engländer und Franzosen), so wie das Wesen oder die Natur der Moden selbst, zeigt dem aufmerksamen Beobachter zur Genüge, daß sie allerdings bald mehr, bald weniger einen bedeutenden Einfluß auf das Wohl und Wehe der Menschheit gehabt haben und noch haben müssen — daß sie viel zur Bildung und Verbildung des menschlichen Körpers und Geistes beytragen — und daß sie endlich einen nicht ungültigen Maßstab zur Charakteristik der verschiedenen Zeitalter sowohl, als der verschiedenen Nationen abgeben können. Diese auf Erfahrung gestützte Bemerkungen lassen uns die Moden aus einem weit wichtigern Gesichtspunkte ansehen, als von welchem aus sie gewöhnlich betrachtet werden.

Von einem höhern Standpunkte angesehen unterscheidet man nothwendig die Mode von den Moden, so wie Philosophie von den Philosophien, oder einzelnen philosophischen Sy-

\*) Man vergleiche unter andern Metavorto's treffliche Schrift über Sitten und Privatleben der Römer; — Böttiger's Sabina, und die Reise des jüngern Anacharsis.

stemen, die eben so wandelbar sind als die Moden. Jene, die Mode, ist das Ideal, die unsichtbare Göttin, deren Zauber in mannigfaltigen Regungen das ganze Weltall durchglüht. Diese, die Moden, sind Spiele der Laune, der Phantasie, des Zufalls und des herrschenden Zeitgeistes. Der Maßstab der Würdigung ist die größere oder geringere Annäherung zu jenem Ideale der Schönheit und des Wohlgefallens. Dieß Ideal, das in Aller Seelen, mehr oder weniger hell und klar, thronet, giebt dem Menschengeschlecht einen ausgezeichneten Glanz, holde Anmuth und heilige Würde. Aber in dem Streben nach jenem Ideale fehlen nicht selten die Kinder der Welt und gerathen ins Labyrinth der Verirrungen. Im Tempel der Schönheit hat die Göttin der Mode mit goldner Schrift ihre Gesetze angeschrieben. Viele opfern im Heiligthume, aber die Göttin verschmähet ihr Opfer, wenn ihre Gesetze nicht beachtet werden. Sie sind ewig und fest, wie die Wahrheit. Fragst du forschend nach ihrem Inhalt, so vernimm die bedeutenden Worte:

„Nur wer im Gewande der sittlichen Grazie einhertritt, darf meinem Altare sich nahen!“

„Wohlfeyn des Körpers bewahre, wer meinen Segen empfahn will!“

„Liebliche Form nur gefällt mir, und keine entstellende Hülle!“ —

Sittlichkeit, Wohlfeyn und Anmuth ist die heilige Dreyzahl dieser Gesetze. Verstehst du den Maßstab der Moden? —

### D r u c k f e h l e r :

In No. 35 ist S. 136 Z. 9 statt unzählbarer unzählbarer; S. 139 Z. 2 v. u. statt Urnen Urne, und in No. 36. S. 151, Z. 1 statt andere Gasthäuser anderen Gasthäusern, zu lesen.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

No. 38. Mitau, den 17. September 1806.

---

## L i t e r a t u r.

über das Wachsen und Fortschreiten der Cultur bey dem russischen Volke, ein Versuch von Friedrich Behmer, Oberlehrer am Kaiserl. Gymnasio zu Dorpat. Als Einladungsschrift zu der öffentlichen Prüfung, welche am 20. Jun. — in der Kaiserl. Kreisschule und am 21. Jun. — in dem Kaiserl. Gymnasio veranstaltet werden wird, herausgegeben von Dr. Friedrich Rambach, Professor, Mitgliede der Schulkommission, und jetzigem Direktor aller Schulen zu Dorpat. Dorpat, bey Grenztus, 1806. 36 S. 8.

Öffentlichen Lehr- und Bildungsanstalten ist das Vertrauen des Publikums, dem sie bestimmt sind, unentbehrlich. Wenn die Aussteuer, die ihnen, sey es der Gemeingeist der Staatsbürger, wie ehedem, oder die Milde der Fürsten, wie jetzt nicht selten, giebt, als ihre Nahrung zu betrachten ist: so mag man jenes Vertrauen als die Luft

betrachten, ohne welche der reichlich genährte Körper in Kurzem zur leblosen und unwirksamen Masse zusammensinken muß. Bey einer öffentlichen Lehranstalt ist es daher nicht genug, daß sie im Stillen wirke, sie muß in die Augen fallende Beweise ihres Daseyns geben, welche die Aufmerksamkeit auch der Achtlosen (und dazu gehört wohl in unsern, von allem Gemeingeist immer herab- und zum plattesten Egoismus hinsinkenden, Zeiten der größere Theil der Staatsbürger) auf eine vortheilhafte Weise erregen können. Freylich sind die Kenntnisse, welche der Zögling einer Schule bey seiner Entlassung zur Universität, die Kenntnisse, die Anstellungsfähigkeit, die Geschicklichkeit und der Charakter, welche er bey seinem Eintritt in die Geschäftswelt zeigt, die allein vollgültigen Beweise für die zweckmäßige Einrichtung und gewissenhafte Verwaltung einer Schul-; aber von einer neu gestifteten Lehranstalt muß man solche Beweise erst erwarten, und damit sie Gelegenheit habe sie zu liefern, bedarf sie schon des Vertrauens.

— Ehedem, da der Gemeingeist Lehranstalten gründete, da die Stadtgemeinden die Nutritoren ihrer Schüler und die allgemeinen Rathgeber in Sachen des Geistes und Herzens, die Religionslehrer, in ihrem Namen Aufscher waren, da nahm der Bürger jeder Stadt von seiner Schule Notiz; die Lehrer freueten sich, ihre Zöglinge einmal im Rathe der Stadt zu sehen, und die ehemaligen

Zöglinge pflegten dankbar die Anstalt, in welcher sie ihre erste Bildung zu Fleiß und guten Sitten erhielten. Seitdem aber der gesunkene Gemeingeist es nöthig gemacht hat, daß die Regierungen sich näher mit dem Schulwesen beschäftigen, muß das Publikum in gewisser Art genöthigt werden, von denselben Notiz zu nehmen, damit sie sich Vertrauen erwerben können. Daher sind feyerliche Einweihungen, Bekanntmachung der Lehrpläne, öffentliche Prüfungen und Preisvertheilungen, mit einem Worte zweckmäßige Schulfeyerlichkeiten in unsern Tagen gerade nothwendiger, als je. — So betrachten wir auch die sogenannten Schulprogramme als eins der Mittel, wodurch Lehrer und Direktoren zeigen, daß es ihnen ein Ernst sey, jenes Vertrauen zu verdienen. In manchen Dienstverhältnissen mag es genug seyn, wenn der Angestellte sich der Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erfreut; aber in allen den Staatsbedienungen, welchen die Belehrung des Publikums, die geistige und sittliche Bildung der gegenwärtigen und künftigen Generation anvertraut ist, muß der Angestellte, so wie die ganze Anstalt, bey welcher er steht, einen höhern Richter anerkennen. Die öffentliche Meynung und das Publikum, gesetzt es gäbe auch gar nichts zur Erhaltung der Lehranstalten, hat ein Recht zu erwarten, daß es von dem Zustande derselben genau unterrichtet sey. Was man nicht kennt, kann nicht interessiren. Jes

mehr also das Publikum von der innern Einrichtung einer Anstalt unterrichtet ist, desto bereitwilliger wird es ihr Zöglinge anvertrauen; jemehr das Publikum auf die Anstalt sieht, desto lebendiger wird bey Lehrern und Schülern der Eifer im Lehren und Lernen, in Fleiß und guten Sitten seyn, desto blühender wird die Anstalt werden. — Die Oberschuldirektion geht in dieser Rücksicht dem ganzen Reiche mit erhabenen Beyspielen vor; schon ist das 14te Heft des Journals über die Fortschritte der Volksaufklärung im russischen Reiche erschienen (in Russischer Sprache, also außerhalb des Kreises der B. U.), und seit der Wiederherstellung der Schulen in Dorpat erstattet der Direktor derselben, Herr Hofrath und Professor Kambach, in dieser Schrift zum zweytenmale dem Publikum Bericht über ihren Zustand. — Das Gymnasium zu Dorpat hat jetzt in drey Klassen 51 Zöglinge und jeder Sachkundige wird sich freuen, zu erfahren (S. 20.), daß diese Anstalt lieber weniger Zöglinge zählt, als nicht gehörig vorbereitete aufnimmt. 38 Stunden wöchentlich wird Unterricht ertheilt von 4 Oberlehrern und 3 Lehrern. In der Kreissschule erhalten 106 Schüler in drey Klassen 26 bis 32 Stunden wöchentlichen Unterricht. Leider hört man auch hier die Klagen, daß die Kosten für die Unbemittelten zu groß sind (S. 34). Es macht Dorpat indessen Ehre, daß schon eine Gesellschaft von Jugend-

freunden einen Unterstützungsfonds von etwa 300 Rubel jährlich zusammen gebracht hat. Wer das livländische Publikum kennt, darf auch nicht zweifeln, daß dieses nur ein Anfang zu größeren Ausfertigungen der Wohlthätigkeit sey, und daß das Wort, welches der Herr Direktor (S. 35) zu demselben zu reden verspricht, nicht ohne Erfolg bleiben wird. Nur eine Stelle in dieser vorläufigen Ankündigung ist Rec. unverständlich gewesen; deshalb läßt er sie hier folgen:

„Aufgefordert durch einen sehr achtungswürdigen Mann, wird der Schreiber dieser Zeilen über diesen Gegenstand, welcher ihm um so wichtiger ist, da das Vertrauen der Bedürftigen ihn zu ihrem Vertrauten macht, und es ihm Amtspflicht scheint, mehr väterlich und wohlwollend zu sorgen, als herrisch zu gebieten, nächstens zu dem wohlthätigen und Jugendliebenden Publico aller Stände Livlands ein öffentliches Wort reden, und ihm vielleicht schon einen Plan zur Unterstützung junger Leute, auf Gymnasien vorzüglich, vorlegen.

(Der Schluß folgt.)

Verfolgung des Averroes, eines arabischen Gelehrten.

Die Geschichte aller Zeiten hat es gelehrt und die Erfahrung bestätigt es täglich, daß das Schein-

verdient mit dem wahren im beständigen Kampf begriffen und jenes nur zu sehr geeignet ist, wenn auch nicht zu siegen, wenigstens immer zu triumphiren. Die Herrschaft des Verstandes erlag fast immer der Macht geheiligter Vorurtheile. Und wenn der Glanz des Nachruhms auch den Schimmer einer präfabriren, eingebildeten Größe überstrahlte; so entzogen doch Neid und Rabale mancher Flamme, welche noch spätern Generationen die Lebensbahn erleuchtete, die eigne Nahrung. Die den Muth hatten, Wahrheit und Recht zu lehren, verloren ihn; und wer sich selbst über das Gefühl in seiner Brust vergaß, der wurde ein Gegenstand der Ränke jeder niedern Leidenschaft. Wahrheiten haben die Menschen von jeher am wenigsten ertragen; darum haßten sie die, denen sie heilig war, und die im Eifer für diese — ihre eigne Existenz nicht achteten. Alle die großen Männer, welche zum Wohl der Menschheit wirkten, sind das Ziel der Bosheit — und den härtesten Verfolgungen ausgesetzt gewesen. Sokrates mußte den Schierlingsbecher leeren, Themistokles sich selbst verbannen, Seneka — der Patriot — die Feinde seines Vaterlandes mit seinem Blute sühnen. Das Exil oder ein freywilliger Tod war im Alterthume das gewöhnliche Loos derer, die sich durch Energie und Geistesgröße über ihre Mitbürger erhoben. Die neuere und die neueste Zeit unterscheiden sich nur darin von jenem, daß sich in

ihnen der Verfolgungsgeist leiser — aber nicht schwächer, regt. Abälard, der Wiederhersteller der Wissenschaften, erlag dem Pfaffenthume und mußte die Bereicherung des menschlichen Geistes an seinem Körper büßen. Zwang man ihn nicht auch noch, seine Schriften zu verbrennen? und dichtete die Bosheit seiner Zeitgenossen ihm nicht sogar die schwärzesten Laster an? — Cartesius, ohne den es keinen Newton gegeben hätte, wurde aus seinem Vaterlande verjagt, und der unsterbliche Bayle entging seinen Verfolgern selbst da nicht, als sie ihn, seine Heimath mit dem Rücken anzusehen, zwangen. Voltaire's und Rousseau's Verhängniß ist uns allen noch zu sehr im Gedächtniß. — Wer zählt sie alle, die ausgezeichneten Köpfe, die das Opfer der Schwachköpfe waren! Wer kennt und erwähnt derer, die es im Stillen wurden — und noch werden?

Gelehrte sind dem Haß und der Verfolgung mehr als jeder andere ausgesetzt. Sie legen ihre Überzeugungen öffentlich ab; jedes Wort ihrer Rede wird daher ein Dolch, den ihre Widersacher — und dieß ist jeder, dem solche Überzeugungen unwillkommen sind — gelegentlich zu ihrem Verderben spitzen. Die sogenannte Gelehrtenrepublik selbst wird durch Anarchie zerfleischt, und Eifersucht unter den Gliedern jenes sogenannten Freystaats nährt die Flamme der Zwietracht in demselben. Statt gegen die Gewalt ihrer äußern Feinde ver-

brüder anzukämpfen, reicht kleinliche Leidenschaft jenen oft selbst die Waffen gegen die, welchen ein undankbares Zeitalter, im Wahn und blinden Fanatismus, statt des Bürgerschmuckes eine Dornenkrone slicht.

Europa ist es nicht allein, dem man den Un dank gegen die Verdienste großer Männer zum Vorwurf machen kann; alle Nationen, zu welchem Himmelstrich und zu welcher Religion sie sich bekannten, haben sich unbillig gegen die gezeigt, die sich über sie und ihre Meinungen zu erheben suchten. Averroes mag hier zum Beyspiel dienen, daß die mahomedanischen Gelehrten in Afrika in Absicht der Verfolgungsucht den europaischen vollkommen gleichen. Dieser gelehrte Araber lebte im 13. Jahrhundert und war nicht nur ein berühmter Lehrer auf der hohen Schule zu Cordua, sondern bekleidete dabey auch zugleich ein angesehenes Richteramt. Er war der erste, durch den daselbst die aristotelische Philosophie bekannt wurde. Seine Lehre fand Beyfall; die Wärme seines Vortrags und seine hinreißende Beredsamkeit schafften ihr ungewöhnlichen Eingang. Aber in dem Maaße, als jener wuchs, mehrte sich auch die Zahl seiner Feinde unter seinen Standesgenossen. Diese wußten sich bald einen Anhang im Publikum zu schaffen, und an den Großen des Landes fanden sie bald eine starke Stütze bey Ausführung ihrer Absichten, die auf nichts geringeres als das schmäliche Verderben ihres Kollegen ausgingen. Denn jene hatten schon lange ein Argerniß daran genommen, daß der Buchstabenheld, wie sie unsern Helden nannten, im Eifer für das Wohl der Menschheit, ohne alle Schonung, ihre geheiligten Rechte angestastet und die Brandschäden des Staats, bey welchen sie sich so wohl befanden, mit dem Messer

der Philosophie zu operiren unternommen hatte. Um einen Vorwand, ihm beyzukommen, war man nicht verlegen; man wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit. Und diese fand sich bald. Einer seiner öffentlichen Lehrvorträge enthielt eine freymüthige Äußerung über die irrigen Begriffe vom Wesen der Religion, und eine eindringende Empfehlung der Toleranz in Glaubenssachen. Dieses nutzten seine Feinde zu seinem Verderben. Sogleich setzten sie eine schriftliche Anklage wider ihn auf, worin er der Ketzeren beschuldigt ward. Die Schrift wurde weit und breit umhergeschickt und von mehreren hundert Personen — unter welchen gewiß viele waren, die weder den Angeklagten noch seine Lehren kannten — unterschrieben und dem damaligen Beherrscher des Marokanischen Reichs, Mansor, zugesendet.

Der Regent war, nach dem Zeugniß aller Unpartheyischen, die ihn kannten, einer der gerechtesten und sanftesten mahomedanischen Herrscher; aber, bey allem guten Willen, zu schwach, um das Gewebe der Bosheit zu durchschauen. Die Menge der Unterschriften nahm ihn gegen Averroes ein — und entrüstet rief er aus: Es ist offenbar, daß dieser Mensch keine Religion hat! Sogleich befahl er, seine Güter einzuziehen, beraubte ihn aller bisher bekleideten Ehrenstellen und verbannte den Unschuldigen unter die Juden, denen damals ein eigener Bezirk angewiesen war, in welchem sie, wie Ausfällige, von aller Gemeinschaft mit den übrigen Einwohnern geschieden, lebten. Averroes unterwarf sich seinem Schicksal mit Resignation. Doch unterließ er nicht, zuweilen die Menschen zu besuchen, um seine Andacht zu verrichten, dadurch aber zugleich einen Beweis seiner Rechtgläubigkeit an den Tag zu legen. Jedoch auch hier duldete

ihn der Pöbel nicht; mit Steinwürfen verjagten ihn die Kinder von der heiligen Schwelle und die Fläche der Alten verfolgten ihn bis in seine elende Wohnung. Er durfte sich zuletzt nicht mehr aus seinen vier Pfählen wagen, und begab sich daher heimlich von Cordua nach Fex, wo er in stiller Verborgenheit zum größten Theil von Almosen, lebte. Aber auch hier ward er bald erkannt, Man warf ihn ins Gefängniß und fragte bey Hofe an: was mit dem Gefangenen zu machen sey? Mansor, dem vielleicht seine Ubereilung jetzt erst fühlbar wurde, als ihm der Name eines Mannes ins Gedächtniß zurückgerufen ward, dessen frühere Verdienste ihm dabey gleichfalls vor die Seele traten — Mansor setzte einen eignen Rath aus den vornehmsten geistlichen- und Landesbeamten nieder, dem er die Entscheidung übertrug. Vielleicht hatte A v e r r o e s unglückliches Schicksal diesem unterdeß einige Freunde erworben; vielleicht hatten die Häupter seiner Feinde ihren vorigen Einfluß verloren, oder konnten ihn nicht, wie sonst, geltend machen; vielleicht lieb selbst das nämliche Standesverhältniß der Richter seiner Sache ein Interesse, das seinem Schicksal eine günstigere Wendung gab: genug, man erkannte auf W i d e r r u f; ein Urtheilsspruch, dem er sich um so mehr unterwerfen konnte, als er eigentlich nichts zu widerrufen hatte. Mansor genehmigte die Sentenz. Aber von welchen schimpflichen Umständen war die Vollziehung derselben begleitet! Man stellte den Gefangenen an einem festlichen Gebetstage am Eingange der großen Moschee nackt und mit geschornem Haupt auf einen erhöhten Platz. Alle Gläubigen, welche Neugier und frommer Eifer an dem Tage stärker als je zum Tempel zog, glaubten ihre Verehrung dem großen Propheten nicht besser zu beweisen, als wenn

sie dem zur Schau gestellten Sünder das ganze Gewicht ihrer Verachtung fühlen ließen. Jeder, der die Moschee betrat, spuckte dem Ausgestellten ins Gesicht, oder schlug ihn wohl gar mit Fäusten, und es entstand ein ordentlicher Wetteifer unter dem Volk — dem der Philosoph am Pranger gezwungen stille hielt. Nach geendigtem Gebet traten die vornehmsten Lehrer und Rätthe hinzu und legten ihm mit großer Feyerlichkeit die Frage vor: ob ihm sein Irthum leid sey und ob er seine Ketzerrey bereue? Die Bejahung derselben befreyete ihn von aller weiteren Strafe. Er wurde wieder Herr seiner Person — aber sein Eigenthum war und blieb dem marokanischen Fiskus verfallen. Im Elende und in der größten Dürftigkeit lebte er mehrere Jahre, von jedermann verachtet, alles Umgangs, aller Bücher sogar, und jeder Unterstützung beraubt. Endlich schien das Glück dem Verlassenen wieder zu lächeln. Sein Nachfolger im Richteramt — das Hauptwerkzeug seines Sturzes und sein eigentlicher Unglücksstifter — hatte sich indeß mehrere Nachlässigkeiten im Dienst und zuletzt sogar Vergehungen zu Schulden kommen lassen, die die Ungnade des Monarchen und den Verlust des ersteren zur Folge hatten. Dieser, in dessen Augen *Averroes* vielleicht wieder gerechtfertigt seyn mochte, ließ ihn nach Cordua kommen und beobachtete ihn eine Zeitlang im Stillen. Dann zog er ihn hervor und vertraute ihm, zum Erstaunen aller, die Oberaufsicht über die Justiz; bald darauf ernannte er ihn auch wieder zum öffentlichen Lehrer an der hohen Schule zu Cordua, und überhäufte ihn zuletzt mit Geschenken und Ehrenstellen. Da summten im Sonnenschein des Glücks, wie Mücken, die Schmeichler wieder um ihn her — und von denen, die ihm ehemals ins Gesicht spuckten, küßte

jetzt mancher den Staub an seinen Füßen. Sein Andenken lebt noch unter den Arabern. Er übersetzte die Werke des Aristoteles ins Arabische und seine eigenen Schriften genießen, bis auf den heutigen Tag, eines vorzüglichen Ansehens unter seiner Nation.

— 8.

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
von Ulrich Freyh. von Schlippenbach.

(Fortsetzung des in No. 36 abgebrochenen Aufsatzes.)

Groß-Blieden, dasige Kirche, das Grabgewölbe und die Grabstätte; Fahrt nach Meschencufen.

In Groß-Blieden ist eine Tuchfabrik — so viel ich weiß, die einzige in Kurland — wo sehr gutes und wohlfeiles Tuch verfertigt wird. Die Wolle, welche man daselbst verarbeitet, wird auf den beträchtlichen Bliedenschen Gütern, größtentheils von eigenen Schaafen, gewonnen. Im Vorbeyfahren sahen wir diese Thiere in einer Anzahl von gewiß mehr als 100 an den Abhängen weiden, wo sie, wie Schneeflocken, auf den grünen Hügeln lagen. Die Kirche zu Groß-Blieden ist klein, aber gefällig, und die weite Aussicht von dem Thurme, der sich mitten aus dem Dache der Kirche erhebt, entschädigt die Mühe, ihn bestiegen zu haben. Eines in den mehresten hiesigen Kirchen ehemals häufiger als jetzt gewöhnlichen Gebrauch, fand ich auch hier wieder, den nämlich, zum Andenken verstorbener Kinder an den Kirchwänden Kronen und Blumensträußer aufzuhängen, die größtentheils ein Täfelchen, das den Namen des Verstorbenen nennet, zur Seite haben. Mich hat diese Sitte, in der ein so zartes Gefühl liegt, von jeher innigst gerührt und an die schon bey den Römern

gebräuchlichen Botivtafeln erinnert. Auch der Ärmste kann so seinem entschlummerten theuren Kinde ein Andenken in einem einfachen Blüthenstrauß weihen, und die Andacht einer Mutter, deren Blick auf den welken Kranz fällt, welcher das Symbol ihres entschlafenen Lieblings und ihrer im Staube verwesenden Freude ist, wird gewiß inniger seyn, als sie nur je Wort und Gesang erwecken kann. Ein solches Herbarium aus dem großen weiten Garten des Todes wird für die heiligsten Gefühle gesammelt, und diese Kronen, auf denen ehemals Mutterthränen, statt glänzender Diamanten, schimmerten, haben ja auch das mit vielen goldenen gemein, daß der, der sie bis hieher an sein Grab trug, in einem gepreßten Herzen die Last ihrer Deutung empfand. In dem Grabgewölbe, neben der Kirche, mitten auf dem von hohen Linden beschatteten Kirchhofe, ruhen in einem großen bleernen Sarge die Gebeine eines für die vaterländische Geschichte merkwürdigen Mannes, des Reichsgrafen Hermann Karl von Keyserling, Russisch = Kaiserl. Geheimenraths, Ritters der Russischen und Polnischen Orden, und Erbesitzers mehrerer in Kurland und Preußen belegenen Güter, der, nachdem er dem russischen Hofe unter der Regierung dreier Beherrscher 33 Jahre lang mit eben so vieler Treue als Geschicklichkeit gedient, mehreremal die wichtigsten Ambassaden bekleidet und selbst zur Wahl des letzten polnischen Königs Stanislaus Augustus, als russischer Botschafter, mächtig gewirkt hatte, 1764 zu Warschau starb \*). Auf dem Sarge liegt sein balsamirtes

\*) Nachrichten von seinen Lebensumständen geben Gadenbusch in der Stölandischen Bibliothek, und Schwarz in der Bibliothek kurländischer Staatschriften. —

Herz in einer silbernen Kapsel; jenes Herz des großen Staatsmannes, an welches mächtige Monarchen das Wohl ihrer Staaten legten, lag hier, trotz aller Versuche der Kunst, schon halb in Staub zerfallen vor mir. Seine Gefühle bestimmten das Wohl von Millionen, als es noch die Hülle der Brust, enger als hier die silberne, umschloß; es klopfte einft, von Freude und Kummer und von allen menschlichen Trieben bewegt; — in der großen Minute des Todes hat es auf immer ausgebebt — in ihr sank der Glanz, mit dem Fürstengunst die Brust des Staatsmannes schmückte, und der Tod weihte selbst die Reste des Lebens sich zu einem so treuen Eigenthum, daß auch die Kunst ihm diese nicht für wenige Fahrzehende ganz entreißen konnte. Mit einem Gefühle inniger Wehmuth verließ ich dieses Grabgewölbe und wandelte zwischen den Kreuzen, die hier an den vielen Rasenhügeln, wie Einschnitte in Bäumen, als Merkzeichen der Vorübergegangenen standen. Unter dem Schatten der hohen Bäume, wo der vormalige hiesige Prediger B. einige seiner Kinder hat begraben lassen, deren grünende Hügel, wie friedliche Ruhesitze, da liegen, steht auch das Grabmal einer alten 70jährigen Bäuerin, die mit der größten Sorgfalt, als Wärterin, sowohl die noch lebenden als die hier ruhenden Kinder des Predigers B. gepflegt und sie herzlich geliebt hat. Hier schläft sie nun bey ihren geliebten Pfleglingen, und das Kreuz auf ihrem Grabe trägt die kurze schöne Inschrift in lettischer Sprache:

„Alle Kinder, die du dem Herrn erzogst, werden im Himmel dich ehren und erfreuen.“

Jeder Leser wird es mit mir empfinden, daß hier der laute Dank am Grabe der edlen Bäuerin eben so das Verdienst dieser als das schöne Gefühl

dessen bezeichnet, der ihr das Denkmal weihte. Genes große redliche Herz in der silbernen Hülle ruht dort nicht sanfter als hier unter dem stillen Rasen das schöne Herz der Bauerfrau, die ja auch das höchste gethan, was nur ein Mensch zu thun vermag — die ihre Pflicht erfüllte.

Bey dem Spaziergange auf diesem Kirchhofe fand mein Freund, Dr. L — s, der mich nach Mitau begleitete, mehrere Schädel, die er nach den Regeln der Gall'schen Lehre beobachtete. Vorzüglich sah er an einem Schädel, der im hohen Grade, als ob er schlief, auf der Schläfe lag, ein auffallend starkes Organ des Hörsinnes. Welche Träume mögen einst auf den Organen des Gehirns dieses Schädels geflattert haben, deren leichte Schwingen endlich an den Spitzen des todtten Kreuzes zerbrachen! wie ängstlich mag der ätherische Bewohner dieses engen Knochenhauses über seinen Stand und dessen Fessel hinausgestrebt haben! und so mag wohl sein letzter Schlaf im Grabe sein erster ruhiger gewesen seyn! Eine Laune des Zufalls hat dem sprechenden Organe dieses Schädels noch im Grabe gehuldigt, indem sie ihn aus der Tiefe hervor in die Höhe auf die Grabhügel seiner Brüder hinwarf. — O schade, schade, daß auch im Menschenleben selbst der Hörsinn sich selten anders und höher als auf die Gräber seiner Brüder schwingt! Dieser Schädel, als ihn noch das frische Leben mit der Gitterwand von Fleisch und Bein verband, hätte, in anderen Verhältnissen geboren, vielleicht als Held auf Gräbern gewandelt, wie er jetzt auf Gräbern ruht. Ein zweyter durch das Organ der Kindesliebe ausgezeichnete Schädel lag bey kleinen Knochen, als hätte es ihm das Schicksal gewährt, die Reste der Lieblinge um sich zu versammeln, deren Verlust im Leben ihn

vielleicht frühe zum Grabe führte. Ich kenne die Wissenschaften lange nicht alle, die über den Werth der Wahrheit der Gall'schen Schädellehre entscheiden müssen; aber eine schöne poetische Lehre ist es, welche die Hieroglyphen der Natur lesen lehrt, die diese mit künstlerischer Hand in die feinsten Knochengewebe schrieb, und wo jeder nackte Schädel, wie ein abgerissenes Blatt aus dem großen Buche der Wesen, in deutlichen Zügen die Geschichte seines Daseyns erzählt.

Was er gefühlt, was er gelitten,  
Der Mensch, im Kampf der Leidenschaft,  
Die mühsam nur die Pflicht bestritten,  
Bey eigener Neigung starker Kraft,  
Das grub Natur, ein Denkmal zu erhalten,  
In seines Schädels wechselnden Gestalten.

Frey läßt sie ihre Schöpfung sehen,  
Und schlägt der Triebe Lebenslauf,  
Die schon an unsrer Wiege stehen,  
Vor dem erstaunten Blicke auf.  
Von Blüthen aus dem zarten Keim gebrochen  
Hat sie die künftige Frucht hier schon versprochen.

Des Willens Freyheit kämpft mit wilden Trieben  
In desto reinerem Gewinn;  
Der Sieg läßt selbst die schweren Pflichten lieben,  
Und die Vernunft erfaßt der Neigung Sinn.  
Die Laster fliehn, in solchem Kampf verloren,  
Dem Menschen bleibt nur Tugend angeboren!

Über Bächhoff, wo sich eine Poststation befindet, ging es nun durch manche recht interessante Gegenden, der Birtenschen Mühle und Annenhoff vorbei, nach dem Mescheneek'schen Krüge. Es war erst vier Uhr Nachmittags, da ich anlangte, und ich beschloß bald, um bey dem heitern Wetter des herrlichen Parks mit Ruhe genießen zu können, die Nacht hier zu bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

---

No. 39. Mitau, den 24. September 1806.

---

## L i t e r a t u r.

Über das Wachsen und Fortschreiten der  
Cultur bey dem russischen Volke; von  
Behmer &c.

(Beschluß der in No. 38 abgebrochenen Recension.)

Außer dem Bericht über den Zustand der Lehr-  
anstalt hat, wie bey dem vorigen Programm Hr.  
Dr. Malmgren (S. W. U. Bd. 2. S. 81.), bey  
diesem Hr. Behmer, Oberlehrer für Geschichte  
und Geographie, das Publikum mit einer Abhand-  
lung von seiner Arbeit beschenkt. — Solche Gele-  
genheitschriften müßten nur einen Gegenstand,  
der das große lesende Publikum interessiren kann,  
in einer korrekten Sprache, in sehr rein aufgefaß-  
ten, bestimmt vorgetragenen, Ansichten abhandeln;  
denn das bloß lesende Publikum hat weder Zeit  
noch Beruf den Autor zu berichtigen, und die Be-  
richtigungen, die etwa ein Gelehrter zu liefern, die  
unverdankte Mühe sich nehmen wollte, werden gerade

da nicht gelesen, wo unrichtige Darstellungen schiefe Begriffe austreuen. — Je weniger daher eine solche Schrift sich in die Sphäre hoher Ansichten und eines genialischen Fluges (dazu gehören starke Schwingen, und wenige Augen vermögen dem kühn und glücklich Fliegenden zu folgen) erhebt; je mehr sie in die Individualität des thätigen Menschenlebens eingreift; desto nützlicher wird sie sich machen, und desto mehr die Lehrfähigkeit des Jugendlehrers dokumentiren \*), desto mehr Vertrauen der Lehranstalt erwerben, desto sicherer ihren Hauptzweck fördern. An Stoff dazu kann es nie fehlen. Rathschläge über häusliche Erziehung; Nachrichten über merkwürdige Tüde aus der vaterländischen Geschichte, vorzüglich über das, was die Vornwelt für Unterricht und Erziehung that; Vergleichung der Sitten der Vornwelt mit den jetzigen; Beyträge zur Geschichte der Erfindungen; faßliche Beurtheilung älterer und neuerer Erziehungs- und Unterrichtsmethoden — welche ein großes Feld für Schulprogramme, und welche eine nützliche Sammlung würde eine Sammlung solcher Schriften seyn! — Wenn der Verf. des vorliegenden Versuches diesen Forderungen nicht ent-

---

\*) Hätte Weisse einen Kommentar über den Aristoteles oder Euklides geschrieben, hätte er ein neues System der allgemeinen Welthistorie oder Naturgeschichte aufgestellt, er hätte sich dadurch nicht den Platz im Pantheon der Jugendfreunde erworben, den ihm sein Kinderfreund sichert.

sprochen hat, so wird solches ihm nicht zum Tadel gereichen können. Er hat vielleicht eine andre Ansicht, als wir, und seine Schrift diene uns nur zur Gelegenheit, unsre Meynung über diesen Gegenstand ins Publikum zu bringen. — Allgemein interessant ist sein Gegenstand ohne allen Zweifel; aber er selbst nennt seine Schrift nur ein Skelett (S. 5), und ein Skelett dieser Art ist eben so wenig für das große Publikum, als die Präparate eines anatomischen Theaters. — Allein, er verzeihe uns, sein Versuch ist nicht Skelett; denn es enthält nicht eine Reihe historisch gesichteter Thatsachen; sondern eine nicht geringe Menge Deklamationen, deren einige wir zur Probe, sowohl des Styls als des Inhalts wegen, ohne genau zu wählen, ausheben:

S. 7. „Mag es glauben, wer es will, aber ein Irrthum ist es gewiß, wenn man sich einbildet, daß die, in dieser Zeit nach mancherley Gegenden ausgeschiedten christlichen Missionarien, hohe Kenntnisse dahin brachten, es war dieß unbedeutend, und wenig zur Aufklärung des Ganzen wirkend, wie denn überhaupt als erste Veranlassung des Verfalls der Wissenschaften das angesehen werden muß, daß sie Monopole des geistlichen Standes allein wurden.“

Was<sup>90</sup> die Missionarien lehrten, war freylich nicht <sup>91</sup>hohe Weisheit, nach unsrer Art zu reden; aber sie lehrten doch Lesen und Schreiben, und Latein und Griechisch. Und schwerlich würden wir

Universitäten haben, wenn unsre Vorfahren jene Elementarkenntnisse nicht gelernt hätten.

S. 12. „Nicht Schuld daran (an dem Zurückbleiben der Russen in der wissenschaftlichen Kultur) war, nach der Meynung einiger Gelehrten, daß es vorzüglich der Annahme des griechischen Ritus zuzuschreiben sey, daß die Russen so lange ohne Cultur blieben. Der griechische Mönch im zehnten Jahrhunderte hatte mehr Bildung und wissenschaftliche Kenntnisse als der lateinische, und Rom stand gewiß damals hinter Konstantinopel zurück. Eben weil Rom's Päbste keinen Einfluß auf Rußland hatten, ist es zu verwundern, daß es bey so vielen vortrefflichen Verordnungen seiner Regenten, die Bildung des Volks betreffend, und ohne Einfluß der päpstlichen Hierarchie, und ohne Übermacht der Clerisey und Mönche, so lange zurückgeblieben ist. Aber auch hier dringt sich wieder die traurige Wahrheit auf, daß Clerisey und Ordensgeistliche nur bis zu einem gewissen Punkte Erzieher der Nationen seyn können.“

Jeder Erzieher kann nur bis auf einen gewissen Punkt Erzieher seyn, d. h. bis der Zögling sich selbst erzieht. Will er dann noch meistern, so läuft der Zögling ihm aus der Schule und zerbricht im Entlaufen wohl gar Bänke und Fensterscheiben. Das ist im Bilde die Geschichte der Reformation. Der päpstliche Hierarchismus muß doch nicht ein so ganz schlechter Erzieher gewesen seyn, weil er wirklich

Europa so weit erzogen hat. — Aber ernsthaft gesprochen, durch seine Trennung von Rom und von Konstantinopel blieb Rußland gerade in der Kultur zurück. — Es hatte keine Kreuzzüge, lernte keine römische Munizipalverfassung kennen, bekam keine Zünfte, keine Universitäten, keine Ritterschaft, und das hätte es alles bekommen, wenn es seit Bladimir dem Großen mit Rom in genauer Verbindung gewesen wäre. Give the devil heis due sagt der Britte; warum nicht auch dem Pabst, der selbst dem Britten noch nicht so arg ist, als der Teufel?

Zum Schlusse noch die Bemerkung. Es ist seit einigen Jahrzehenden Mode geworden, in der Historie mit der Jugend beym Raisonniren anzufangen, ehe man ihr Materialien zum Raisonniren gegeben hat. Das Raisonnement muß den Lehrer in der Wahl der Thatsachen leiten, die er seinen Lehrlingen mittheilt — die er sie lernen läßt; aber sie selbst Raisonniren lassen, heißt aus Wasser Kraftbrühe kochen, fliegen wollen, ehe die Federn gewachsen sind. Der gute Geschichtslehrer und Geschichtschreiber kaut auch dem Publikum das Raisonnement nicht vor; er stellt die Thatsachen so, daß das Raisonnement sich (verstehet sich beym Denkenden) von selbst findet. So machte es Tacitus; so macht es Müller. Wenn der Geschichtslehrer die denkwürdigen Thatsachen vorträgt und immer aufmerksam macht, daß nichts allein da-

steht, sondern immer eins von dem andern abhängt, dann lehrt er seine Zöglinge raisonniren, ohne sie zu seichten Plauderern zu machen.

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
von Ulrich Frenh. von Schlippenbach.

(Fortsetzung des in No. 38 abgebrochenen Aufsazes.)

### Der Park zu Meschenecken.

Der Eingang zum Park, zu dem das in diesem stehende Landhaus und der Krug mitgehören, ist an der Heerstraße, mitten in einem tiefen Fichten- und Tannenwalde, neben einer kleinen Wiese. Ein gerader, acht Fuß breiter, Gang führt auf eine, in Form eines Tempels errichtete, Tafel, die folgende Inschrift trägt:

Viel Wege hat Natur, den Menschen zu erfreun;  
Doch auch auf kleinen stillen Pfaden  
Will sie dem Guten Freuden streun.  
Sieh', Wandrer! diese Zweige laden,  
Dich zu erquicken, zu erfreun,  
In ihre stillen Schatten ein.

Gleich hinter dieser Tafel führt der Pfad zu einem hohen Ufer, das einen tiefen und breiten Bach einschließt. Diesem Ufer entlang geht ein geebnetter Weg in die Spaziergänge des Parks, dessen Charakter, in allen seinen Theilen, erhabene, stille, feyerliche Natur ist.

Es war ein sonnenheller Nachmittag; ein starker Wind, der auf der Fläche wehte, konnte aber diese von hohen Tannen und Fichten umschatteten Pfade nicht erreichen, und gewährte ihnen nur angenehme Kühlung, während dem er in den hohen Wipfeln brauste, als wollte er, im Einklang mit dem Rauschen des Bachs und den auf den Zweigen des Waldes ruhenden besiederten Sängern, eine Hymne an die Natur erkönen lassen. Einzelne Wolken zogen am Himmel hin; die Sonne hatte diese Feyerkleider des Himmels mit ihren Strahlen geschmückt — in wechselnden Gestalten, denen die Phantasie Deutung gab, flohen sie vorüber. Ich wählte einen Ruhesitz an einer hochstämmigen Birke, deren Rinde die Einschnitte mir geliebter theurer Namen trug, und dachte hier der Vergangenheit, welche mir in diesen feyerlichen, stillen Schatten einst die schönsten Stunden meines Lebens gewährt hatte. Aber jetzt rauschten mir Wald und Strom Grabgesänge; wie die Wolken über mir dahin zogen, so war der sanfte stille Geist, dessen Daseyn, wie dieser Hain, ein Schmuck der Natur war, und der, ein Schöpfer aller dieser lieblichen Anlagen, seinen innern, für das Gute, Schöne und Erhabene glühenden, Sinn in ihnen ausgesprochen hatte, vorübergegangen. Seinen Namen trug der verwachsene Einschnitt der Rinde; — in deutlichern Zügen trug ihn mein Herz. Er ist vorübergegangen, der mir so theure, edle

Mann! \*) der Nachhall seines Geistes weilt in diesen Schatten, wenn gleich jener selbst nun schon dem Schattenlande entfloh.

In ernster, wehmuthsvoller Stimmung ging ich weiter, wo des Baches Ufer flacher wird und mit schönem Laubholz bewachsen ist, aus dem lichten Gebüsch am Bache herauf in die tiefsten Dunkel des Fichtenwaldes. Über einen, ganz in Form eines Grabhügels gestalteten, hochbemoosten Stein führt ein gerader Gang zu einer hohen Tanne mit tief herunter hängenden Ästen, unter deren natürlichem Dache ein Altar von Stein errichtet ist. Ein einfaches Kreuz, dem ein eben so einfaches, mit Epheu umwundenes, Postament zur Unterlage dient, steht auf demselben, und an dem Postamente liest man die prunklose schöne Inschrift:

Erhebe dich Seele!

Hier im schauerlichen Hain

Denk den erhabenen Gedanken —

Unsterblichkeit. —

Einen Altar der Unsterblichkeit kann und darf kein Schmuck keine gewählte Kunst zieren. Hat sie einen Tempel sich errichtet, so ist es nur die

---

\*) Ernst Johann von Medem, Erbbesitzer auf Kumbenhoff und Mescheneeken, legte diesen Park und das Wohngebäude, in dem er eine geraume Zeit lebte, vor ungefähr 20 Jahren an. Dieser allgemein geschätzte Redliche starb, von seiner Familie und seinen Freunden innigst betrauert, im Jahr 1206.

blühende Erde, mit der hohen Sternendecke voll Welten über ihr. Hier dieser einfache Altar, in stilles Dunkel gehüllt, entspricht jener heiligen Abn- dung, die die Natur ja auch immer nur tief ver- schleyert vor unsre Blicke führte. Vom Bache aus, als dem Bilde des noch im frischen Daseyn wo- genden Lebens, geht, über einen Grabhügel, durch dunkle Pfade der Weg zum Altar der Unsterblich- keit. So weit wäre selbst als Allegorie diese An- lage vortrefflich ausgeführt; nur müßte vom Altar aus eine sich im Fortschritte immer weiter, wie ein Lichtpunkt, ausbreitende Aussicht darstellen, deren Hintergrund allenfalls auch eine Allegorie umfassen könnte. Denn Psyche, die zu dem von der Natur errichteten Altar der Unsterblichkeit über dem Grabhügel wandelt, wo ihr zurückgelassener Gefährte in Staub sank, und sie selbst, dem dun- keln Todesgange entflohen, opfernd an dem Altar der Unsterblichkeit niedersinkt und um Erhaltung fleht, muß hier einen Lichtpunkt haben, dem sie entgegen wandeln kann, und in dem ihr Erhörung entgegen schimmert; oder sie muß traurend um- kehren zu dem verlassenen Gefährten und mit ihm sinken in ein ewig schweigendes Grab, — was aber hier schwerlich in der Idee des edlen Schöpfers die- ser Anlagen liegen konnte. Ob der jetzige Besitzer nicht die so schön begonnene Allegorie, entweder auf diese Weise oder vielleicht noch viel sinnreicher, aus- führen sollte?

Das Ufer des Baches wird bald wieder höher und gewährt die schönste Ansicht, besonders an einer Stelle, wo man den Lauf des letztern auf eine ziemliche Strecke übersehen kann. Er zieht sich hier zwischen schroffen, steilen, vom Eisgange im Frühlinge zerrissenen, zum Theil nackten, zum Theil mit schönem Laub bewachsenen Ufern hin; so still und feyerlich, als fühlte er seine Bestimmung, das schöne Gemälde der Natur zu vollenden. Durch die hohen Ufer beschützt, kräuselt kein Lüftchen den glatten Spiegel der Tiefe, und rein und hell strahlt sie, von Sonnenstrahlen vergoldet, das Bild der überhängenden Zweige der Hängebirken zurück, deren eine, vom Strome im Frühling aus ihrer Wurzel gerückt, beynah horizontal über der Wasserfluth schwebt, und ihre herabfallenden Blätter, wie Locken, in den vorübergleitenden Strom badet. Durch eine Kluft geht man auf Steintreppen weiter, während die Ansicht des Stromes jeden Augenblick wechselt, und gelangt zu einem halbrunden, von Haselsträuchen eingefassten, Platze, der sich in einer breiten Allee verliert, in deren Hintergrunde ein runder Altar steht. Auf einer um denselben angebrachten Platte sind die Attribute des Ackerbaues, verbunden mit den Attributen der ländlichen Musen, der Hirten Flöte und der Leyer, vorgestellt. Tiefer in den Wald hinein, vor einem runden, mit hohen Stämmen eingefassten, Hasenplatze, liegt eine Waldhütte, die

aus zwey Zimmern besteht; das eine vordere im Eingange ist mit Steinen gepflastert, und hat nur mit Matten belegte Bänke und mit Baumrinde bekleidete Wände. Eine Lanne, die durch das Strohdach emporsteigt und ihre Zweige über dasselbe, wie einen Mantel, ausbreitet, steht mitten im Zimmer, und um diese ein roher hölzerner Tisch. Das zweyte Zimmer, das sich durch eine verborgene Feder öffnet, ist tapezirt und hat bequeme Ruhesitze. Hier werden ein paar Bücher aufbewahrt, in denen Reisende, die diesen Park besuchen, ihre Namen und Bemerkungen, die zum Theil die Gefühle bey dem Anblick dieser Gegenden, zum Theil auch nur die Tendenz der ganz eigenen Ansicht der Beschauer bezeichnen, geschrieben haben. Ich fand darunter ein sehr liebliches Gedicht, das, wie ich mit Grund vermuthe, eine Dame zur Verfasserin hat, und weil es bekannter zu seyn verdient, hier folgen mag.

#### Des Lieblingsörtchens Wiedersehn.

Was wallst du, Luft, so liebend mir entgegen?  
 Was rührt mein Innerstes mit zarter Hand,  
 Und führt den Geist auf längst bekannten Wegen  
 In der Erinnerung stilles Schattenland?

Hier war es, hier, wo einst in holden Träumen  
 Der Hore Flug mit sanfterm Hauch zerrann;  
 Wo sich die Phantaste in fernen Räumen  
 Ein schönes Feenland voll Lust ersann.

Da wehte um das neue frische Leben  
 Der Zauberduft der Unerfahrenheit;  
 Ich sah die Gegenwart mir hold entschweben,  
 Und nah und ferne reine Seligkeit.

Verloren ist die Blüthe der Gefühle,  
 Der Täuschung glänzend Lustgebild verblich,  
 Der Menschheit schönes Bild floh im Gewühle,  
 Und ach! die Götter selbst entfernten sich.

Erfahrung schuf zerstörend Qual und Schmerzen,  
 Auf ihr Geheiß entfloh der süße Wahn;  
 Nur du, Natur! an dem verlassnen Herzen  
 Klingt rein dein schöner Ton, wie vormals, an.

Wohl mir, daß in des Lebens bunten Scenen  
 Nicht diese zarte Harmonie entwich!  
 Noch quillt für dich ein ewig reges Sehnen,  
 Und dieß Gefühl bleibt ewig jugendlich.

Du bist das Band, das bess're Seelen leitet,  
 Die zart besaiteten! wenn sich das Glück,  
 Wenn Phantasie und Lust von ihnen scheidet,  
 Du ruffst den Frieden in ihr Herz zurück.

So zarter Blüthen wegen ist es schon der Mühe  
 werth, diesen ganzen Korb, wo sich freylich unter  
 Blumen auch manche Krautstengel gemischt haben,  
 zu durchsuchen. Ein Fuhrmann aus Königsberg  
 hat eine sehr naive Bemerkung, deren es hier in allen  
 Sprachen giebt, niedergeschrieben. Sie lautet:

„Ich fahr in einem fort,  
 Und komme selten an diesen Ort;  
 Doch wenn ich hier verweile,  
 So hab ich wenig Eile.“

Die letzte Versicherung gilt als Beweis, daß, trotz dem immerwährenden Fahren, die Seele des Fuhrmanns dennoch nicht alle Fracht an lebendigem Gefühl für die Schönheiten der Natur abgesetzt hatte. Vor dem Eingange der Strohhütte stehen eng beisammen vier Lannen, wie Schweitzer vor diesem Throne der Einsamkeit und Ruhe. Ich führe den Leser wieder zurück zu der Allee, die wir verließen, um den schönen Pfad an den Ufern des Baches nicht zu verlieren, und zu einer großen weiten Wiese, die an den Wald grenzt. Hier haben wir eine Aussicht auf den Krug und auf die vorbeigehende Landstraße, die fast keinen Augenblick, besonders zur Johanniszeit, von Equipagen leer wird, und wo man die Töne des Posthorns schon aus der Ferne mit einem Echo hört, das sich drey- bis viermal wiederholt. Vor einigen Jahren sah ich an einem hellen Frühlingmorgen ein sehr schönes Kürassierregiment mit voller Musik hier vorbeiziehen. Es machte eine prächtige Wirkung. Unter den häufigen Schlägen der Nachtigallen am Bach hallte das Echo der kriegerischen Töne, und die weißen Uniformen der Reuter schimmerten aus dem Grün der Bäume, wie Lichtgestalten, hervor. Es war als feyerte die schöne Natur des Vaterlandes ein Fest zur Ehre der Krieger, die die heimischen Fluren zu beschützen eilten.

Zu dem ländlichen, aber bequemen, Wohnhause führt der Weg neben dem Bache hin. Dieses

Wohnhaus liegt ungefähr 150 Schritte von der Landstraße, mit der es eine breite, über einen grünen Rasenteppich gehende, Allee verbindet. An der Straße selbst sind allenthalben Bänke angebracht. Oft sah ich hier ermüdete Fußgänger ruhen und schlummern, die den edlen Mann gesegnet haben mögen, der ihnen diesen Ruheplatz verschaffte, und der nun, ermüdet von der Pilgerreise des Lebens, selbst im Schooß der Erde ruht.

Der Umfang des ganzen Parks kann wohl eine halbe deutsche Meile betragen, und das Ganze gewinnt dadurch vorzüglich, daß hier die Natur allenthalben so schön und nicht durch gehäufte Kunststeyen entstellt ist. Gewiß wird der jetzige Besitzer dieser schönen Gegenden es sich zur Pflicht machen, die Anlagen sorgfältig zu erhalten. In ihnen lebt der Geist seines Vaters und das Ganze ist ein Monument der Denkungsweise des Entschlafenen, welches Kindesliebe und Kindesdanf sicher nicht verfallen lassen wird. Bis spät in der Nacht verweilte ich im Park, der, wenn man ihn in der Beleuchtung des Mondenlichtes durchwandelt, noch feyerlicher und erhabener auf das Gefühl wirkt. Der sanfte Silberschein schimmert auf dem stillen Bache, indes ein tiefes Dunkel den schweigenden Wald umzieht, und nur einzelne Bäume, wie Riesengestalten, das Haupt, von der Glorie des Mondes umstrahlt, erheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Theaternachricht aus Mitau.

Seit mehr als einem Jahre blieben wir — dem Himmel sey es gedankt — von allen Besuchen herumirrender deutscher Schauspielergesellschaften ver-

schont, und man durfte hoffen, daß nach der gänzlichen Zerstreung der Lindnerschen Truppe, die eine Zeitlang in hiesigen Gegenden, bis zur Insel Osel hin, ihr Umwesen trieb, sich sobald kein neuer Schwarm zusammen finden würde. Aber, siehe da! seit kurzem ist uns von Libau aus ein andres Theatervölkchen zugewandert, das sich dort, unter der Anführung eines gewissen Herrn K o p p e, einige Zeit kümmerlich ernährt hat und nun, dem Bernehmen nach, den ganzen Winter hindurch hier hausen und, im eigentlichsten Sinne des Wortes, uns tägliche Brod arbeiten will. Man kann freylich sagen: il faut que tout le monde vive; aber warum denn gerade von einer Kunst, die man nicht versteht? Giebt es für Leute, die sonst gesunde Gliedmaßen haben, durchaus keine andre Erwerbsquellen als das Theater? — Den 16. d. M. begannen die Vorstellungen mit dem A m e r i k a n e r von Vogel. Das Stück ist an sich langweilig und ohne Interesse; aber so wie es hier zerzaust wurde, erregte es beynahе Eckel. Referent gesteht unpartheyisch, daß ihm nicht leicht etwas ähnliches vorgekommen ist. Außer einem Herrn U n z e r, der den Lips spielte, schien keiner der übrigen auch nur eine Idee von anständiger Haltung des Körpers, vom Gange auf der Bühne, oder von Modulation der Stimme zu haben. Alles war komplett schlecht. Ein Herr W u n d e r glich völlig einem Automat. — Das weibliche Personal, soviel sich davon in dem erwähnten Stücke zur Schau stellte, ist, wo möglich, noch erbärmlicher. Die prima Donna, M a d a m e K o p p e, weiß Ref. mit nichts besser zu vergleichen, als mit den bekannten Puppen, die man durch Fäden in Bewegung setzt, und die, je nachdem man hier oder da zieht, bald diesen, bald jenen Fuß, bald einen Arm erheben und fallen lassen,

oder den Kopf nach jeder Richtung senken. Alle ihre Bewegungen sind widerliche Kontorsionen und ihr, gratiose seyn sollender, Gang ahmt den bekannten italienischen Harlequinschritt täuschend nach. Mad. Hoffmann machte aus der Frau des Kaufmann Herb die Ehehälfte des politischen Kannengießers in Holbergs belobtem Lustspiele, und bestrebte sich durch allerley seltsame Knickse und Verzerrungen ihr Publikum auf der Gallerie zu gewinnen; was denn auch freylich zur Genüge gelang. Von Dem. Machlitz ist eigentlich gar nichts zu sagen; denn diese betete ihre Rolle, wie eine U B C Schülerin, nur her, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern. Ein würdiges Seitenstück zu der armseligen Kunst war die Garderobe. Kaufmann Herb z. B., der im Stücke zu sagen hat: „Sehen Sie meine einfache Kleidung“, trug einen bunt quadrirten Rock, mit ungeheuer großen funkelnden Stahlknöpfen; Herr Unzer, als Amerikaner Lips, einen rothen russischen Zwoschiksgurt um den Leib u. s. w.

Am Schluß des Stückes ließ sich, bey alledem, ein lautes Beyfallklatschen vernehmen. Ref., der schon im Weggehen begriffen war, konnte aber nicht recht unterscheiden, ob dieß — wie doch zu vermuthen steht — bloß von der Gallerie herab kam.

---

### D r u c k f e h l e r :

In No. 38 ist S. 178 Z. 6 v. u. statt Schüler Schulen zu lesen, und S. 179 Z. 6 v. u. die Interpunktion folgendergestalt abzuändern: anerkennen — die öffentliche Meynung — und das Publikum ic.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

---

No. 40. Mitau, den 1. Oktober 1806.

---

## L i t e r a t u r.

Nordischer Almanach für das Jahr 1807.  
Herausgegeben von F. G. Albers. Riga,  
bey W. G. A. Müller. Ohne den Kalender,  
220 S. 12.

Der Herr Herausgeber fährt auf der einmal betretenen Bahn rühmlich fort und liefert uns in dem neuen Jahrgange seines Almanachs abermals eine recht interessante Lektüre. Wie in dem vorigen, macht eine mehr ausführliche Biographie — die des ersten Herzogs von Kurland, Gotthard, — den Anfang. Wenn sie gleich kein eigentliches historisches Kunstwerk genannt werden kann — der Verfasser giebt sie S. 5 selbst nur für ein Bruchstück aus — so muß man doch bekennen, daß alles, was von gedruckten Nachrichten über jenen merkwürdigen Fürsten existirt, hier fleißig genutzt und so zusammengestellt ist, daß der bloße Dilettant in der Geschichte, dem ja auch dergleichen

Aufsätze eigentlich nur bestimmt sind, immer hinlängliche Belehrung und Unterhaltung darin finden wird.

Unter den darauf folgenden Schilderungen und Zügen aus der nordischen Geschichte verdient die Braut von Wenden besonders bemerkt zu werden. Eine mit reger Phantasie gedichtete, in die Zeiten der Belagerung des Schlosses Wenden unter Iwan Basiljewitsch verlegte, rührende Geschichte zweyer Liebenden wird hier leicht und gefällig erzählt. — In dem Aufsätze: Der Kirchenpatron, ein altes livländisches Karikaturgemälde, von Herrn Pastor Broße, herrscht durchweg Laune und Humor; so wie die schöne Beschreibung einer Jagd auf dem Papensee, von Herrn v. Schlippenbach, gewiß keinen Leser unbefriedigt lassen wird. — Die kurze Biographie des verstorbenen Bürgermeister Schwarz in Riga haben wir hier um so lieber gelesen, da das Andenken dieses seltenen Mannes nie genug geehrt werden kann.

Was den poetischen Theil dieses Almanachs anlangt; so glauben wir, ihn ohne Bedenken über den vorigjährigen setzen zu müssen. Die Herren v. Schlippenbach, Liebau und Broße haben mehrere vortreffliche Beyträge geliefert. Gern würden wir von ersterem den Wanderer im Thale der Karmenta und von letzterem das Gedicht mit

der Überschrift: Seine Urne, ganz abschreiben; da aber der beschränkte Raum dieß nicht gestattet: so mag nur ein kleines Lied, das Herrn Liebau zum Verfasser hat, als Probe hier folgen:

An den Oktober.

Da stürmt er nun schon wieder her  
Mit wilden Regengüssen,  
Thürmt Wellen auf im hohen Meer  
Und in des Landes Flüssen;  
Er jagt die Blumen von der Flur,  
Denn Stoppelfeld ergözt ihn nur.

Dort steht der nackte Birkenhain  
Mit seinen grauen Zweigen,  
Der Rabe krächzt in ihm allein,  
Die Frühlingsfänger schweigen;  
Wer fürchtete vor ihm sich nicht,  
Zeigt er sein grämlich Angesicht?

Und kam' er, Unhold, nur allein,  
So wär' er noch zu tragen;  
Doch auch der Nord muß bey ihm seyn,  
Mit Heulen uns zu plagen.  
Ihr seyd ein lieblich Brüderpaar —  
Das ist, bey allen Göttern, wahr!

Doch hört, ihr Stürmer, fürder will  
Um euch mich nicht kassiren,  
Lobt ewig oder werdet still  
In euren Wüsteneyen!  
Hier unter meinem Dach in Ruh  
Seh' eurem Spiel ich lächelnd zu.

Noch manche Flasche, Goldes werth,  
 Vom milden Rhein gesendet,  
 Hab' ich, und Holz auf meinem Heerd,  
 Das flammend Wärme spendet,  
 Und Dora's seelenvoller Blick  
 Scheucht jede Sorg' und Mißgeschick.

Die acht von Rosmäßler, Veith und Frosch gearbeiteten Kupfer, welche das Büchelchen zieren, sind dießmal besonders gut ausgefallen. Am besten das Titeltupfer, das Portrait der Herzogin Anna von Kurland und die Ansicht des Schlosses Doblen. In dem Portrait des Bürgermeister Schwarz aber (nach einer Büste von Friedemann), ist am Munde etwas verfehlt und dadurch der Kopf nicht alt genug geworden. Ubrigens giebt uns der Herr Herausgeber im Vorberichte die erfreuliche Zusicherung, daß er seinen Almanach jährlich ununterbrochen fortsetzen wird. Wir halten ihn beym Worte. —

R.

---

#### Über die Bäder der Alten.

Unstreitig sind bey den Alten die Bäder unter die wesentlichsten Gebäude zu rechnen, welche zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen dienen. Die nützliche Gewohnheit, zu baden, die uns eine übelverstandene Konvenienz zum T. verdrängt hat, und an welche in neuern Zeiten ein namhafter Arzt erst wieder sehr dringend erinnerte, war den

Alten so unentbehrlich, daß sie lieber manche andere Bedürfnisse, als ein Bad, vermist haben würden. Schon im Morgenlande gehörte das Baden unter die nothwendigsten körperlichen Bedürfnisse, und jener Gewohnheit ist es wohl zuzuschreiben, daß die Alten eine Menge Hautkrankheiten nicht einmal dem Namen nach kannten, die wir, als Folgen einer vernachlässigten Reinigung, schaarenweise mit uns herumtragen. Doch es ist unser Zweck nicht, über den Nutzen der Bäder zu sprechen. Wer darüber noch eines Beweises bedarf, verlange ihn vom Arzte. Wir haben es hier nur mit ihrer Einrichtung und Anordnung zu thun.

Man kann die Bäder in zwey verschiedene Arten eintheilen: in privat- und in öffentliche Bäder. Von beyden wollen wir nun etwas ausführlicher reden.

Wenn gleich Vitruv, wo er von der Einrichtung der griechischen und römischen Wohnhäuser in den Städten spricht, der Bäder nicht namentlich gedenket: so ist doch, nach andern Nachrichten, kein Zweifel vorhanden, daß sich auch in den städtischen Wohngebäuden der Vornehmeren Bäder, und zwar im Souterrain, befanden. Wahrscheinlich aber ist es, daß dieß nur bey der vornehmern Klasse der Fall war, indem für die ärmere, deren Vermögensumstände dergleichen Anlagen nicht gestatteten, die öffentlichen Bäder in den Städten dienten. Mit desto größerer Gewißheit kann man

behaupten, daß bey jedem Landhause ein Bad als nothwendige Bedingung vorausgesetzt wurde.

Schon in den frühesten Zeiten der Republik, wo man noch bey Erbauung der Villen den goldenen Spruch: *ne fundus villam, nec villa fundum quereat*, vor Augen hatte, und wo man von einer Landwohnung nur Bequemlichkeit, nicht aber unnütze Pracht verlangte; schon damals vergaß man nicht, ein Bad anzubringen, das, wenn es auch nicht die Üppigkeit der späteren Zeiten zeigte, doch gerade hinreichend war, seinem Zwecke zu entsprechen. Ein solches einfaches Bad schildert uns *Seneca*, indem er die alten Sitten mit den neuern vergleicht, und von der Villa des *Scipio Africanus* sagt: „In diesem Winkel badete ein Held, der Karthago's Schrecken war, ermüdet vom Graben und von ländlichen Arbeiten, mit denen er sich, gleich unsern Vorältern, beschäftigte. Unter diesem schlechten Dache wohnte er; auf diesem Fußboden ging er einher. Aber wer würde sich jetzt eines solchen Bades bedienen? Arm und unvermögend würde jeder sich dünken, wenn nicht die Wände seiner Badezimmern mit großen Spiegeln belegt, wenn sie nicht mit Feltern von alexandrinischem Marmor getäfelt und diese wieder mit Streifen von numidischem Marmor und mannigfaltigen andern Arten desselben Steines, einem bunten Gemälde gleich, eingefast wären; wenn die Gemälde nicht mit Glas überzogen, die Bassins

nicht mit thalifchem Stein, den man sonst kaum einmal in Tempeln gebrauchte, umgeben seyn sollten; wenn sich endlich das Wasser nicht aus silbernen Röhren ergöffe! Doch dieß gilt nur von ganz gewöhnlichen Bädern; was aber soll man von den Bädern der Freygelassenen sagen? Welch eine Menge Statuen, wie viele Säulen, die nichts tragen, sondern nur eine überflüssige Zierde sind, sieht man? Welch ein Wasserstrom stürzt hier rauschend über die Stufen herab! Wir sind jetzt so eckel geworden, daß wir nur auf den edelsten Steinarten umhergehen wollen. In Scipio's Bad sind so kleine Fenster, daß man sie lieber Ritzen nennen möchte. Aber jetzt heißt ein Bad ein Loch für Ungeziefer, sobald es nicht durch große, hohe Fenster den ganzen Tag über die Sonne erhält, und wenn man aus diesen nicht die ganze Gegend und das Meer überschauen kann.“

Schon diese Vergleichung des Seneka giebt zu erkennen, wie sehr man späterhin bemüht war, die Bäder zu einem Gegenstande der Pracht und des Luxus zu erheben. Ja es scheint sogar, daß man in der Folge die *Villa urbana* bloß um der Bäder Willen erbaute, wenigstens halten sich die alten Schriftsteller, wenn sie die Villen beschreiben, am längsten dabey auf, und geben zu erkennen, daß dieß der Haupttheil sey. Auch zeugt davon die Aufmerksamkeit und Pracht, mit welcher die Bäder verziert wurden. Gewöhnlich lagen sie

mit in der Reihe der Wohnzimmer, oder wenigstens nicht weit davon entfernt. Plinius sagt, indem er sein Landhaus beschreibt: „Hierauf tritt man in ein Wohnzimmer, das von einem zweyten, mit einem Vorgemach versehenen, durch eine gemeinschaftliche Scheidewand getrennt ist. Nun folgt das Zimmer zu dem kalten Bade; dieß ist groß und geräumig. An den gegen einander über stehenden Wänden sind Badewannen angebracht, so groß, daß man zur Noth darin schwimmen kann. An dieß Zimmer stößt ein Gemach zum Salben und ein anderes, worin das Badewasser warm gemacht wird, so wie der Platz zum Einheizen. Alsdann folgen zwey Zellen, die mehr zierlich als prächtig sind, und endlich ein großes warmes Bad, aus dem man die Aussicht aufs Meer hat. In der Beschreibung seines zweyten Landhauses zu Tusci sagt Plinius über das Bad, nachdem er erst von den Wohnzimmern gesprochen hat, folgendes: „Von hier geht man durch ein geräumiges und heiteres Auskleidezimmer in das kalte Bad, wo im Schatten eine große Badewanne steht. Wer aber geräumiger und lauer baden will, der kann sich des Teiches auf dem freyen Platze darneben bedienen, wo auch ein Brunnen befindlich ist, aus dem man kaltes Wasser erhält, um sich wieder zu erfrischen, wenn etwa die Wärme unangenehm wird. Mit dem kalten Bade hängt das laue Bad, dem die Sonne herrliche Dienste leistet, zusammen.“

In dem warmen Bade aber ist die Wirkung der Sonne noch größer, weil es weiter vorliegt. Dieß Zimmer hat drey Vertiefungen zum Baden; zwey sind der Sonne ausgesetzt, die dritte liegt zwar im Schatten, hat aber doch hinlänglich Licht.“

Nichts kann vielleicht über die Anordnung der Privatbäder bey den Alten einen bessern Aufschluß geben, als diese beyden Stellen des Plinius, die uns alles deutlich vor Augen legen. — Nach dieser hatte man ein laues und warmes Bad; das trockne Schwitzbad aber scheint nur ein Eigenthum der öffentlichen Bäder gewesen zu seyn, wie wir in der Folge sehen werden.

(Der Schluß folgt.)

#### Luthers Petschaft.

Dieß enthielt eine weiße Rose, in welcher ein rothes Herz mit einem Kreuze abgebildet war. Ob das Kreuz gelb, wie Paulus Roberus behauptet, oder schwarz, wie Spangenberg erzählt, oder „ein Kreuz mit der Rosen schattiret und umbfasset“, wie andre sagen, war, lassen wir dahin gestellt seyn. Merkwürdiger scheint, daß Justus Jonas im Jahr 1530 von Augspurg nach Koburg an Luthern schreibt: „Mein gnädiger junger Herr (Johann Friedrich Herzog zu Sachsen, nachmals Churfürst) läßt Euer Rosen in einem hübschen Stein schneiden und in Gold fassen. Wird ein sehr schön Pittschier, das wird S. F. Gn. Euch

selbst überantworten.“ Daß diese Überantwortung erfolgt ist, erwähnt Luther in einem Schreiben an Melancthon im Septbr. 1530. „Der Fürst“ sagt er „hat mir einen güldenen Ring geschenkt. Aber, daß ich merken sollte, ich wäre nicht geboren Gold zu tragen, ist er mir alsbald vom Daumen auf die Erde gefallen (denn er ist etwas zu weit und groß an meine Finger). Darauf sagte ich: du bist ein Wurm und kein Mensch. Fabern oder Ecken hätte er sollen verehret werden; dir stehet besser an ein Stück Bley, oder vielmehr ein Seil, oder ein Strick am Halse.“ Johann Schlosserus Aemilianus schrieb in rosam cum cruce Martini Lutheri mehrere Verse, von denen wir nur ein Bruchstück anführen:

Ut rosa jucundos florescit verna per hortus,  
 Vicinumque suo complet odore nemus:  
 Haud secus aetherei venerabile dogma parentis  
 Floruit e studio docte Luthere tuo.

— — Quid crucis in medio floris imago velit.

Illam crucem, verbi quae concomitatur alumnos  
 Daemonis ac mundi retia saeva notat. etc.

Vorschlag, den Gebrauch der sogenannten Pergel, deren sich die Letten zur Erleuchtung ihrer Wohnstuben bedienen, abzuschaffen.

Bevor den Forstbeamten die Weisung erteilt wurde, ohne ausdrücklichen höhern Befehl, keine

Kiefern aus den Kronforsten verabfolgen zu lassen, war die Benutzung derselben zu den sogenannten Pergeln den Wäldern sehr schädlich. Zu den Pergeln nahm der Lette durchaus nur die schönsten, reinsten Kiefern, und zwar nur so viel von jeder, als er gerade hierzu brauchte; der Überrest blieb also im Walde liegen und verdarb ungenutzt. Bey aller Aufmerksamkeit mag dieses auch jetzt noch oft genug der Fall seyn, da die Späne von Birkenholz nicht so lang als jene ausfallen, und der Lette so schwer von seinen alten Gewohnheiten abzubringen ist. Auch jetzt noch mögen jährlich Tausende der schönsten Kiefernstämme zu Pergeln verarbeitet und verbrannt werden. Es scheint daher der Mühe werth zu seyn, auf Mittel zu denken, diesem immer noch fast nothwendigen Übel auf eine zweckmäßige Art abzuhelpen. Bey dem fast gänzlichen Mangel an Ölmühlen in Kurland, zu deren Anlegung doch gerade hier Aufforderung genug wäre, da im Lande selbst viel Lein- und Hanffamen bereits gewonnen wird und manche andere Samen leicht gewonnen werden könnten, darf man auf den Gebrauch der Lampen nicht rechnen; und der jährlich steigende Preis des Talgs, läßt auf dieses Brennmaterial auch nicht hinweisen, obgleich zu wünschen wäre, daß die strengsten obrigkeitlichen Befehle den Letten die größte Vorsicht, in Absicht des Feuers, zur unnachlässlichsten Pflicht machen würden, da ihre Sorglosigkeit so weit gehet, daß

sie sich im Finstern mit brennenden Pergeln in Vieh- und Pferdeställe, ja selbst auf den Heuboden wagen, wodurch denn auch die Feuersbrünste auf dem Lande so gewöhnlich sind. Beym Besuch der genannten Orte müßten sie sich durchaus des Talglichts oder der Lampe in einer Laterne bedienen. Zur Erleuchtung ihrer Wohnstube aber dürfte folgender Vorschlag, dessen Zweckmäßigkeit die Erfahrung bereits bewiesen hat, der Erwägung werth seyn. In jeder Wohnstube muß sich ein etwa 3 Schuh hoher, am obern Ende ausgehöhlter, Klotz von 18 bis 24 Zoll im Durchmesser befinden. Die Höhlung, welche 4 bis 5 Zoll tief seyn muß, wird mit Lehm fast ganz ausgefüllt. In dieser werden nun einige Späne Kien angezündet und das Feuer unterhalten. Um aber den dadurch entstehenden Rauch wegzuschaffen, wird ein trichterförmiger Sack auf einigen Stäben ausgespannt, oben in einer durch die Decke des Zimmers gemachten kleinen Öffnung von 2 Zoll im Durchschnitt befestiget, und der Klotz gerade darunter gesetzt. Den erforderlichen Kien kann sich ein jeder Hauswirth durch Ausbrechen der bey Fällung des Bauholzes übrig bleibenden Stammenden und Wurzeln des Nadelholzes verschaffen. Ein andrer wichtiger Vortheil hierbey wäre auch noch, daß die Luft in den Wohnstuben der Bauern dann nicht mehr so schädlich für die Augen und die Brust seyn würde, da diese Stuben jetzt an Winterabenden eher den

Rauchkammern, als menschlichen Wohnungen, ähnlich sind.

Aus Riga vom 8. September.

Meinem Versprechen gemäß muß ich Ihnen doch — obwohl ein wenig spät — ein paar Worte über die beyden folgenden Debüts der Demoiselle Pöschel sagen. Wir sahen sie als Lilla und als Margarethe in Jfflands Hagestolzen. Ihr Spiel als Lilla ließ nichts zu wünschen übrig; — manches aber ihr Gesang. Zwar ist ihre Stimme ganz artig, allein sie detonirt zuweilen, auch schien an diesem Abend die Kehle nicht ganz rein. Nun — Zeit bringt Rosen! — Ihre ersten Scenen als Margarethe erinnerten zu sehr an Gurli; aber gegen das Ende ward ihr Spiel vortrefflich. Besonders glückte ihr die Scene, wo sie dem Hofrath ihre Liebe gesteht. Es ist nicht möglich, dieß mit mehr Innigkeit und Wahrheit zu geben. Auch ihr Kostüm war sehr gut. So muß ein deutsches Bauermädchen auf dem Theater erscheinen. — — Man übersieht der liebenswürdigen Pöschel in solchen schönen Momenten so gern manchen kleinen Fehler, besonders wenn man sich an ihre sechszehn Jahre erinnert, und unterschreibt den Ausspruch des Freymüthigen: „daß sie eine aufblühende Rosenknospe sey, an welcher alles im Werden ist,“ mit vollem Herzen. Gewiß wird sie einst eine der schönsten Blumen in dem Strauße unserer Schau-

spieler werden. — Am 6. wurde Kozebue's blinde Liebe zum erstenmale gegeben. Herr v. Kozebue ist bestimmt der beste jetztlebende deutsche Lustspieldichter. Auch dieses Lustspiel hat, als solches, vielen Werth, wenn man es gleich nicht vollkommen nennen kann. Das Publikum lachte unaufhörlich; indeß war es demungeachtet sehr karg mit seinem Beyfall. Aber es widerfährt uns Nigaern dfter, daß wir erst hinterher den Werth eines Stückes einsehen — wir müssen uns nur erst gehdrig besinnen. — Wie kam es aber wohl, daß Madame Ohmann so äußerst nachlässig spielte? — Diese sonst so schätzbare Schauspielerin scheint seit einiger Zeit das schöne Bündniß, in welchem sie mit der Kunst lebte, vorsätzlich aufzulösen; das muß man in der That sehr beklagen. — Wenn Madame Lencke künftig wieder ein Kammermädchen spielt, so kleide sie sich doch auch so, wie es einem Kammermädchen zukommt: einfach, mit Geschmack; aber ums Himmels Willen nicht in rother Seide, mit durchsichtigem Florüberwurfe!!

### Liebe und Gegenliebe.

Jungen Grazien und Horen  
 Gab den Sohn, den sie geboren,  
 Venus zur Erziehung hin,  
 Und mit mütterlichem Sinn  
 Pfliegten sie den holden Kleinen;  
 Doch er hört nicht auf zu weinen,

Reißt selbst in der Grazie Schooß  
 Sich von ihrem Schmeicheln los.  
 Ach! was mag dem Kleinen fehlen?  
 Aus der Grazie Arm entflohn  
 Jammert Venus holder Sohn;  
 Welch ein Leiden kann ihn quälen? —  
 Das Orakel soll es deuten,  
 Das der Götter Schluß belauscht,  
 Wo sich Lorbeerzweige breiten  
 Und die heilige Quelle rauscht;  
 Und wenn Opferdünste wallen  
 Öffnet sich des Schicksals Buch, —  
 Aus geweihtem Haine schallen  
 Höret des Orakels Spruch:

Anteros \*) nur kann ihn heilen,  
 Amorn, der in Kummer sinkt,  
 Muß ein Daseyn mit ihm theilen,  
 Das vereint nur Lust erringt.  
 Den Gespielen aufzufinden,  
 Sey der Grazie erste Pflicht,  
 Lieb' und Gegenliebe schwinden  
 Dann aus ihren Armen nicht.

Schlittenbach.

### Gelehrter Wörterstreit.

Ein kleiner Sekretär, jedoch  
 (So sagt man überall), der noch  
 Wie einstens Cicero lateinisch schreibt,  
 Und stets das Studium der Römer treibt,  
 Stritt heftig sich im Magistrate —

\*) Anteros, ein Kind des Mars und der Venus, war die Gottheit der Gegenliebe, so wie Amor oder Eros die Gottheit der Liebe.

Wo keiner im hochweisen Rathe  
 Ein Wörtchen vom Latein verstand —  
 „Brevia actisatione müßt' man schreiben,  
 Das praevia gäbe keinen Sinn:“  
 Ich glaub' es Ihnen, sprach ein Advokat,  
 Der eben in den Saal der Themis trat,  
 „Kurz“ heißt Ihr Lösungswort. Wohin  
 Man blickt, sey 's Deutsch, sey es Latein,  
 In Ihren Aktenstücken,  
 Und sah' man mit der Brill' hinein,  
 Entdeckt man nichts als — Lücken.

†.

---

Esprit de corps.

Esprit de corps! Mit diesem Wort sind wir betrogen.  
 Der Körper ist es, der sich jetzt noch regt,  
 Wie und wohin man ihn bewegt;  
 Der Geist ist längst daraus verfliegen.

H.

---

Der Herr im Hause.

Gebäut von seiner Hausmånade,  
 Mürb, wie ein abgekochter Fisch,  
 Wählt Meister Fops die letzte Retirade,  
 Das dunkle Plätzchen — unterm Tisch.  
 „Heraus! Willst du zur Werkstatt reisen!“  
 Brüllt sie, und zeigt ihm die Karbatsche hin;  
 „Nein“ ruft er „nein, ich will dir weisen,  
 Daß ich auch Herr im Hause bin.“

F.

---

Aries, der Sturmbalkenkopf.

Die Alten brauchten ihn, um Mauern einzurennen;  
 Wir? ach, wer mag die Ämter alle nennen!

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 41. Mitau, den 8. Oktober 1806.

---

## L i t e r a t u r.

Nordisches Archiv vom Jahre 1806. Herausgegeben von Johann Christoph Kaffka. Riga, in der nordischen Kommissionshandlung. 1806. Erstes Bändchen. Januar, Februar, März. 224 S. Zweytes Bändchen. April, May, Juny. 232 S. 8.

Dieses schon im vierten Jahre existirende Journal, dessen Aufhören mit dem Schlusse des vorigen Jahres zwar angekündigt war, jedoch vorzüglich durch die Beyfall zeigende Aufmunterung des rigaschen Publikums unterblieb, kündigt sich in seiner neuen Laufbahn durch Mannigfaltigkeit und mehrere interessante Aufsätze vortheilhaft an. Bey dem guten Willen mancher Mitarbeiter würde eine strenge Kritik dieser Dilettanten-Produkte übel angebracht seyn. Sie erfüllen größtentheils ihren Zweck: den Leser angenehm zu unterhalten, auch wohl zu unterrichten.

Das Januarheft liefert: 1. Empfindungen am Geburtstage Alexanders des Ersten — welche „als Dankgebet der treuen Millionen, die Alexanders Scepter sich erfreu'n“ durch ihre Veranlassung auch selbst Herzen, die nicht das Feuer der Musen entflammen kann, theilnehmend erwärmen. — 2. Neueste Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der vornehmsten Handelsplätze am schwarzen Meere. Dieser sehr interessante Aufsatz stellt die merkantilschen Verhältnisse der gedachten Handelsplätze, so wie der im nächsten Handelsverkehr mit selbigen stehenden Orter, dar, namentlich Kremenstschug, Voltawa, Komen, Meschin, Gluchov, Starodub, Briänsk, Tschetscherok, Schlow, Kaluga und Moskwa. — Bis zum Jahr 1782 war zu Cherson noch kein eigentlicher Aktivhandel getrieben worden, indem bloß Türken und Griechen Früchte und Weine dahin brachten und den Preis für diese Lebensmittel, in russischem Gelde, nach Konstantinopel zurücknahmen, weil zum Gegentausch noch keine russische Produkte daselbst vorhanden waren. Jetzt werden in Cherson jährlich zwey Messen gehalten, die eine im May, die andere im September. Russische Waaren und Lebensmittel des Landes werden dahin zum Verkauf gebracht und dagegen fremde Waaren genommen. Die gegenwärtige Bevölkerung dieser Stadt wird

auf 25= bis 30,000 Seelen gerechnet. Alle Civil- und Kriegsangelegenheiten der Krimm und von Cherson sind der Regierung, welche in dieser Stadt ihren Sitz hat, zur einzigen Entscheidung unterworfen. — 3. Beytrag zur Charakteristik der französischen, östereichischen und russischen Heere. Der Verfasser dieses Aufsatzes, ohne Zweifel ein Mann vom Metier, giebt dem Leser durch seine militärischen Kenntnisse, durch die Aufstellung mehrerer interessanten Anekdoten, so wie überhaupt durch die mit einem philosophischen Blick gemachte Darstellung selbst solcher Sachen, die bereits bekannt sind, eine lehrreiche und angenehme Unterhaltung. — 4. Übersicht der ehemaligen Theaterentreprise des Hrn. Miré zu St. Petersburg. — Die Tendenz dieses Aufsatzes zeigt der Eingang: „Es sind so viele lieblose Urtheile über das deutsche Theaterwesen unter Hrn. Miré's Direktion in öffentlichen Blättern verbreitet worden, der Vorwurf von Verschwendung wurde diesem Manne so allgemein und doch so ungerecht bengelegt, daß es sich wohl der Mühe lohnt, die Sache ein wenig näher zu beleuchten. Für diejenigen, die es nicht begreifen können, daß Hr. Miré, trotz der Kaiserlichen Unterstützung, nicht fertig werden konnte, und noch obendrein eine Schuldenlast von sechzigtausend Rubel seinem Nachfolger hinterließ, kann es zugleich statt eines Comptes rendu dienen, wornach sie

ihren Kalkül zu ziehen belieben werden.“ — 5. Gedanken bey dem gewaltsamen Ende eines Mannes, den Spielsucht zu Grunde richtete. Es wird hier das letzte Schreiben eines Unglücklichen, der sich in Riga am Ende des Dezembers erschoss, geliefert. Wenn es gleich angreifend für das Gefühl ist, die unter krampfhaften Verzückungen der Seele sich äußernden Bekenntnisse und Empfindungen eines Verzweifelnden zu lesen, und man im ersten Augenblick der herzlichsten Theilnahme die Bekanntmachung derselben nicht billigen möchte: so findet man doch diese Aufstellung in moralischer und psychologischer Rücksicht bedeutend und — in unsern Tagen, in denen oft Menschen von den besten Anlagen durch jene wüthende Leidenschaft hingerissen werden, lehrreich und gutgemeint. — 6. Die Zurückkunft Alexanders. Ein Aufsatz, der ganz gelesen werden muß, um an der Erzählung von der Freude, welche die Zurückkunft des Allgeliebten in Petersburg verbreitete, herzlichsten Theil zu nehmen, und dessen Lektüre, unmittelbar nach dem vorhergehenden, dem Herzen eine neue Stimmung giebt. — 7. Anzeige der neuesten russischen Originalschriften und Übersetzungen. Vor einem Jahrzehend kam in Moskwa nur ein russisches Journal heraus; zu den jetzt existirenden 18 sind in diesem Jahre 9 hinzugekommen. Originalwerke erschienen im Jahre 1805 nur wenige.

Vier vorzügliche Übersetzungen werden angezeigt. — 8. Verschiedene Nachrichten, den Handel, errichtete Schulanstalten u. s. w. betreffend. Unter andern die Erzählung des auch durch die Zeitungen bekannt gewordenen Phänomens von dem bey Doroninsk in Sibirien aus einer Wolke auf die Erde gefallenen glühenden Steins, an Gewicht 7 R. — 9. Theaternotizen aus St. Petersburg. — 10. Brief ebendaher, einige Theaterkritiken betreffend.

Das Februarheft enthält: 1. Die Fortsetzung der neuesten Nachrichten von dem Zustande der vornehmsten Handelsplätze am schwarzen Meere. Der Bestand der Volksmenge von Odessa beläuft sich auf 9= bis 10000 Seelen. Odessa hat noch mit keinem Handelsplatze von Europa einen direkten Wechselverkehr. — Nikolajew zählt ungefähr 25000 Einwohner. — Koslow und Kaffa sind diejenigen Häfen der Krimm, welche den größten Handel treiben. Sewastopol ist nur ein Kriegshafen. — Taganrok am asowschen Meere, mit einem der vornehmsten Häfen des schwarzen Meeres, würde für den Handel mit Moskwa noch bequemer als Cherson seyn, wenn die Schiffahrt in diesem See wegen des wenig tiefen Wassers und wegen der Sandbänke nicht zu beschwerlich würde. Der allgemeine Friede im Jahre 1802 machte besonders für den Handel und die Schiffahrt nach dem schwarzen Meere, welche

nun den meisten Flaggen freygegeben waren, ansehnliche Spekulationen in den Häfen des mittelländischen Meeres rege. Alle Kornböden waren während des Krieges ausgeleert worden, und selbst Italien hatte nicht mehr, wie sonst, Vorräthe von diesem Lebensmittel zurück behalten. Weit entfernt, etwas übrig zu haben, zogen diese Gegenden selbst Getraide aus der Fremde. Da nun die Häfen des schwarzen Meeres mit vollem Rechte als sehr ergiebige Quellen dieses Lebensbedürfnisses angesehen werden, so gingen auch vorzüglich im Jahre 1803 von allen Seiten Schiffe, um Getraide zu kaufen, dahin ab. Auf viele dieser Fahrzeuge wurden Waaren und baares Geld, in mehr oder weniger großen Quantitäten, geladen; doch begab sich der größere Theil, aus Besorgniß von Seiten der Befrachter, daselbst für die bey sich führenden Handelsartikel keinen schnellen und vortheilhaften Absatz zu finden, bloß mit Ballast beladen dahin. Die Unternehmer fanden es für rathsamer, die zu den Ankäufen nöthigen Fonds, durch Vermittelung der Bankiers von Moskwa, Petersburg, Hamburg, Warschau, Wien, Brody und Konstantinopel, dahin zu übermachen. Die allgemeine Regsamkeit, welche dieser Handel, in Rücksicht seiner Neuheit, der durch die Seltenheit des Getraides entstandenen Konkurrenz, und des davon zu erzielenden Gewinnes verbreitete, war so außerordentlich, daß sich nach authentischen An-

gaben die Anzahl der von den verschiedenen Nationen während des Jahres 1803 nach den Häfen des schwarzen Meeres geführten Schiffe auf 900 beläuft, von denen 500 zu Odessa, 200 zu Taganrog, und die übrigen zu Kaffa, Koslow und Sebastopol Anker warfen. Von diesen 900 Fahrzeugen segelten 815 dasselbe Jahr aus den gedachten Häfen nach verschiedenen Richtungen wieder ab. Was die Ladungen dieser 815 Schiffe anbelangt, so bestanden dieselben größtentheils in Getraide, dessen ganze davon ausgeführte Quantität sich ungefähr auf 6,300,000 Killows (ein türkisches Maas) belief, welche gegen 1,112,000 Tschetwert, 74,700 Amsterdammer Lasten, oder 1,418,700 Pariser Setiers gleich zu rechnen sind. — 2. Blick auf Italien (aus der Schreiftafel eines Reisenden). Mehreres Bekannte und manches Interessante über dieß Land der Kontraste. — 3. Etwas über den Begriff des Wortes Coquet. Eine Ausführung des paradox scheinenden Satzes, „daß es zu wünschen wäre, es möchte recht viele kokette Weiber geben, dann würden die glücklichen Ehen auch zahlreicher seyn“ — welche sich auf die Meinung des Verfassers gründet, daß das Wort coquet aus conquête entstanden sey. — 4. Welches sind die Grenzen zwischen den Ständen und öffentlichen Beamten im Staate? Ein Aufsatz in dem manches Unhaltbare vorgetragen wird. — 5. Bemerkungen über China und die im Jahr 1805 dahin abgefertigte russische Gesandtschaft. Enthalten vornämlich die Bemerkung, daß wegen der Schwierigkeiten, die der erwähnten Mission in China in den Weg gelegt wurden, ein großer Theil des Gesandtschaftspersonals — nach spätern Nachrichten das ganze

— sich veranlaßt sah, zurückzukehren — und der Grund dazu in der natürlichen Furchtsamkeit der Chinesen — eine Folge des Bewußtseyns ihrer Schwäche — zu suchen sey; als Anhang, der aber  $\frac{2}{3}$  des Aufsazes wegnimmt, folgt noch ein Auszug aus einem bekannten Schriftsteller über die Regierungsverfassung und bürgerliche Kultur der Chinesen. — 6. Unglückliche Seefahrt zweyer Kurländer auf einem ungeheuer großen Eisstücke. Eine umständliche Erzählung des dem Sohne des Ungerschen Kronförsters und dessen Gefährten durch das Wegtreiben eines Eisstücks in die See, worauf beyde sich sechs Tage befanden, betroffenen Unglücks. — 7. Heroismus eines siebenzehnjährigen Knaben. Ein Schiffsjunge rettet durch seine heroische Entschlossenheit, indem er mit einem aus den Brettern eines verunglückten Schiffs zusammen gebundenen Floß sich den Wellen des Meeres überläßt, und 2 Fischerböte zur Hülfe auffindet, die aus 15 Mann bestehende, in unthätiger Verzweiflung ihrem Tode entgegen jammernde Schiffbesatzung. — 8. Der Steinregen. Enthält, zur Erläuterung des im Januarheft angeführten Phänomens von dem bey Dorouinsk aus den Wolken herabgefallenen glühenden Stein, eine Darstellung der Hypothese des Professor Dittmars in Berlin über den Steinregen, und die Aufklärung mehrerer Fälle. — 9. Über die Bewunderung großer Männer. Eine Rhapsodie, die zur Ausföhrung des Satzes: „Selten erhält das Verdienst großer Männer die ihm gebührende Belohnung,“ einige Beyspiele aufstellt. — 10. Universitäts-Anstalten im russischen Reiche und deren neueste Ereignisse. Enthält viele interessante Angaben. — 11. Auszug eines

Schreibens aus St. Petersburg. Enthält eine Nachricht von dem Brande des deutschen Theaters daselbst.

Im Märzheft finden wir: 1. Er und Sein Volk. (Zur Feyer der Thronbesteigung Alexanders I., den 12. März). — 2. Ausbreitung der Wissenschaften in Rußland, von F. Schmidt, Professor in Jaroslaw. Der Inhalt dieses Aufsatzes wurde bey der Eröffnung der adelich-demidowschen Schule höherer Wissenschaften zu Jaroslaw den 29. April 1805, als Einladungsschrift, in russischer Sprache von seinem Verfasser dem dortigen Publikum mitgetheilt. Da diese Schrift manches Interessante für den Patrioten Rußlands enthält, so ist solches hier auszugsweise mitgetheilt worden. — 3. Meine Promenade in Moskwa in den ersten Tagen des Jahrs 1806. Ein Schreiben an den Herausgeber: — das Panorama — deutsches Theater — demidowsches Museum — die moskwasche Universität &c. Der um die griechische Literatur so verdiente Professor Matthäei, fährt unermüdet fort, alte griechische Manuscripte aufzusuchen und sie dem Publikum bekannt zu machen. So hat er vor kurzem Fragmentum ineditum Clytemnestrae, Tragoediae Sophoclis, herausgegeben; auch hat das gelehrte Publikum viele bisher ganz unbekannte griechisch=medizinische Schriften von ihm zu erwarten. Die Manuscripte davon sind von ihm in verschiedenen Bibliotheken entdeckt, und ehemals vom Berge Athos nach Rußland gebracht worden. — Russisches Theater. — 4. Die Gesellschaft Jesu in Rußland. Übersicht der seit 1804 bey dem Jesuiten=Orden im russischen Reiche vorgefallenen Veränderungen. — Tod des Generals dieses Ordens P. Gabriel Gruber. Sein

Nachfolger Thaddäus Brzozowski. Noch unter Grubers Leitung hat sich der Orden seit 1804 merklich vermehrt und ausgebreitet. Damals zählte er 262 Mitglieder und etwa 5 bis 6 Kollegien. Der jetzige Etat in dem Provinzialkatalog des Ordens giebt an 7 Kollegien, 3 Residenzen, 7 Domicilia, eine Missionsanstalt zu Saratow und 333 Mitglieder. — 5. Merkantilische Nachrichten von Petersburg und Laganrog; — Handel in Riga 1805. Werth der eingekommenen und der ausgegangenen Waaren. Die auf mehr als 15 Millionen Rubel angegebene bedeutende Summe der Exporten und die gegen 3 Millionen Rubel angeführte Summe der Importen, so wie die beträchtlichen Summen des eingebrachten baaren Geldes, außer dem in Barren eingebrachten Silber, zeigen die sehr vortheilhafte Handelsbilanz an. — 6. Gewinnen die Häfen der Ostsee bey einem Seekriege zwischen England, Spanien und Frankreich? Nicht viel Neues. Das Resultat ist: daß bey einem solchen Seekriege die Häfen der Ostsee nothwendig gewinnen müssen. — 7. Einige Bemerkungen über die Moden und ihren Einfluß auf die Gesundheit (von einem Arzte). Ein Wort zu seiner Zeit, besonders zur Beherzigung der Damen. — 8. Apologie des Kriegeß. Ein Auszug aus einer — satyrischen!! Schutzschrift für den 1805 geführten Krieg. Unter den 13, zum Beweise des Guten, daß der Krieg mit sich führt, hergebrachten Gründen ist der 13te: daß er uns den Genuß der Wohlthaten des Friedens fühlbarer macht, als das größte Gute erwähnte. — 9. Berichtigung des Aufsatzes: Etwas über den Begriff des Wortes Coquet. Eine Radikalberichtigung jenes Aufsatzes. — 10. Schreiben an

den Herausgeber. Enthält Auszüge aus der von dem jetzigen Churfürsten, vormaligen Markgrafen von Baden, erlassenen Antwort, bey der Gelegenheit, als ihm, wegen Aufhebung der Leibeigenschaft in den gesammten badenschen Landen, das ganze Land eine feyerliche und herzliche Dankfagung darbrachte. — 11. Am Grabe des unglücklichen C. — „Gönnt, Menschen, ihm den Frieden!“ — 12. Anekdoten. — 13. Neuigkeiten. Theaternachricht aus St. Petersburg.

(Der Beschlus folgt.)

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
von Ulrich Freyh. von Schlippenbach.

(Fortsetzung des in No. 39 abgebrochenen Aufsatzes.)

Groß-Bersen, nebst dem dazu gehörigen Park.

Ein nebliger Morgen weckte mich zur Fortsetzung meiner Reise nach Mitau, und nur die Hoffnung, daß sich das Wetter erheitern würde, gewährte mir Trost. Die Phantasie gleicht dem Schmetterlinge, der seine Puppe — sein Gefängniß — an einem heitern Tage im Nu zersprengt, an einem trüben Tage aber mehrere Stunden braucht um seinen Kerker zu durchbrechen, und auch dann nur mit zusammengelegten Schwingen ängstlich fortkriecht. Das trübe Wetter hatte sich wie ein Flor um die Schönheiten des Mescheneek'schen Parks gefaltet; nur mühsam konnte die Erinnerung die ursprünglichen Züge der ländlichen Schönheit erkennen. — Meine Reisegefährten klagten überdem, während der Nacht von Mückenstichen beunruhigt worden zu seyn. Ich wußte sie nicht besser zu trösten, als mit dem Beyspiel des heiligen Makarius von Alexandrien, der sich über den Stich einer Wespe erzürnte, sogleich aber die

richtige Bemerkung machte, daß es doch besser gewesen wäre, als wenn ein Elephant ihn würde getreten haben; weshalb er denn auch nachher zur Buße sechs Monate auf den Scythischen Feldern stand, und sich von jenen Insekten martern ließ. — Ein leichter Ostwind, als zürnte er über die neidische Hülle der schönen Natur, trieb die Nebel, wie Rauchwolken, fort, und bey heiterem Wetter, und in einer, zufällig durch einen nach Mitau reisenden Freund vermehrten, angenehmen Gesellschaft, langte ich in Groß-Berssen, das nur ein paar Werst von Mescheneeken entfernt ist, an. Der Groß-Berssische Park, der dem Mescheneekischen so nahe liegt, kann mit Recht als ein passendes Seitenstück zu diesem betrachtet werden. So ernst, feyerlich und erhaben die Natur allenthalben in Mescheneeken hervortritt; so freundlich und heiter scheint sie dagegen in Groß-Berssen zu lächeln. Schon das frische Grün des Laubholzes, im Vergleich des tiefen Fichten- und Tannendunkels, trägt viel zu dieser Ansicht bey — und in dieser Berücksichtigung sind die sich so nahe liegende Anlagen vereint zu betrachten. Wenn in Mescheneeken heilige Schauer der Ahndung eines höheren Seyns die Seele durchbeben, und das innere Leben sich in ernstern Träumen entfaltet; so führt Groß-Berssen dagegen sanft und freundlich das Außere in heiterer Wirklichkeit den Blicken der Wanderer vorüber. Von der Seite der Landstraße, die nur ein paar hundert Schritte vom Gute entfernt ist, leitet an der Berse (eben derselbe Fluß, der den Mescheneekischen Park durchfließt) ein Weg in ein kleines Gebüsch, bis zu einem auf zwey Seiten von Hügeln umschlungenen Thale. Ein auf frey stehenden Säulen ruhender Tempel, der über ein kühles, durch eine in den Tempel herauf reichende runde

Öffnung beleuchtetes, Gewölbe erbaut worden, und ein amphitheatralischer Rasensitz, der sich an dem sanft eingebogenen Hügel fortzieht, machen die Hauptparthien dieses Thals aus. Die Aussicht aus dem Tempel über den Park und nach den schön gruppirten Gebäuden des Gutes sowohl, als nach dem doblenschen lettischen Pastorate hin ist malerisch. — Aus diesem Thal, wo ich mit wahrhaft herzlichem Dank die Blumensträuße empfang, welche mir die jüngsten Kinder der edlen Besitzer von Groß-Bersen, wie liebliche Genien dieser Fluren, überreichten, und in diesen Blüthen mir jene aus meinem eignen Leben zurückriefen, die ein gebildeter, dem Schönen der Kunst und der Natur geweihter, Umgang mir einst in diesem edlen Hause so oft gewährt hatte, führen mehrere kleine Wege durch das Gebüsch zu einer großen Wiese, rund um von ansehnlichen Weidenbäumen umgeben, deren groteske, häufig getheilte, Stämme, unter den sie umringenden jungen Birken und Ellern, wie ehrwürdige Greise unter Jünglingen, stehn. Mitten auf der Wiese ruht, auf frey stehenden weiß angestrichenen Pfählen, die oben durch ein grünes Gitterwerk verbunden sind, ein geräumiges Sommerhaus, unter dessen Dachung sich an dem Tage, wenn man hier das Urndtefest feyert, die Bauerschaft dieser Güter zu versammeln pflegt. Geschäfte haben mich immer abgehalten, diesem schönen Feste beizuwohnen, das jährlich hier begangen wird; doch will ich, nach einer Erzählung meiner Freunde, die zugegen waren, eine Beschreibung versuchen. Sie muß schon als Charaktergemälde der Behandlungsweise der Letten in Kurland Interesse gewähren. Nach der Urndte waren alle Bauern, männ- und weiblichen Geschlechts, groß und klein, welche zu den beträchtlichen Groß- und Klein-Bers-

fenschen Gütern gehören, an einem bestimmten Tage auf dieser Wiese versammelt, und nur wenige zur Aussicht der Wohnungen zurückgeblieben. Die Feyer wurde Nachmittags mit einem geistlichen Liede begonnen, worauf der doblensche lettische Kirchspielsprediger eine Rede hielt, welche auf das Fest einer gesegneten Urndte (in diesen fruchtbaren Gegenden etwas ganz gewöhnliches) Bezug hatte. Eine solche Rede, im Geiste und Sinne des jetzigen doblenschen lettischen Predigers, Herrn Richter, gesprochen, und von diesem höchst achtungswerthen, eben so wahrhaft gelehrten als humanen, Manne vorgetragen, mußte auf alle Anwesende, und eben so gut auf die aus den gebildeteren Ständen, als auf die versammelten Letten, den lebhaftesten Eindruck machen. Sodann erhielten diejenigen Mädchen, deren Aufführung von den versammelten Hausvätern als vorzüglich bezeugt wurde, und eben so auch die Jünglinge, gewisse Preise. Sie bestanden für erstere in schönen Tüchern und Schürzen, für letztere in zierlichen Hüten und Tüchern; den fleißigsten Hausvätern (Wirthen) selbst aber wurden große beschlagene Wagen, mit Heu beladen, zu Theil. Unter einem starken breitästigen Weidenstamme, den eine Tafel als den Ehrenplatz bezeichnet, wurden jene Preise, so wie außerdem durch Loose, in denen aber keine Nieme fiel, verschiedene lettische Bücher vertheilt, und der Tag beschloß mit einem reichlichen Schmause und den frohen Tänzen der glücklichen Landleute. Die Letten sind in diesen Gegenden, so wie beynah in ganz Kurland, wohlhabend, einige sogar reich und Besitzer von mehreren Tausend Albertusthalern. Reinliche Kleidung und selbst ihr, einen gewissen Grad von Bildung verrathendes, Benehmen, so wie die Liebe und Anhänglichkeit an ihre Herrschaft

vollendete ein Gemälde, das hier, auf einem grünen Wiesenplatz an einem heiteren Tage, von jedem, der Gefühl für dergleichen Freuden hat, nur mit warmer Theilnahme erblickt werden konnte. Mit Ehrfurcht betrachtete ich den ehrwürdigen Stamm, unter dem die Ehrenpreise ausgeheilt waren. Wie manche Tugend — nicht wie sie bey der Dfenglut der Empfindeley in den Treibhäusern der großen Welt gedeiht, sondern voll Natur, der knospenden Rose gleich — mag hier nicht, wie diese, bescheiden erröthet seyn, als ihr Verdienst bemerkt wurde. Preise für die Tugend aber, da diese selbst keinen Preis hat, werden, wenn sie nur das Ehrgefühl, jene zu bewahren, erwecken sollen, eben so glänzend mit einem Hute, als mit einer brillantenen Brustschleife ausgeheilt.

Von der Wiese aus gehen mehrere Wege durch das anstoßende Gebüsch, in welchem sich eine kleine Einsiedeley befindet, die aber kein leeres Schneckenhaus ist, sondern ihren Bewohner lebend in sich faßt. Mit einem langen Barte, in braunem Mönchsgewande trat er aus seiner Hütte und überreichte mir ein Buch, um in selbigem meinen Namen zu verzeichnen. Ich schrieb folgendes Akrostichon auf Groß=Versen hinein, das, wie alle dergleichen poetische Spielereyen, keinen eigentlichen Werth hat, und daher nur als Andenken einer frohen Stunde diesen Blättern geweiht seyn mag:

Giebt die Natur für ihre Freuden Sinn,  
Reicht zum Genuß sie ihren Segen hin:  
D, dann entblühn dem einsam stillen Thale  
So feltne Freuden, als sie nie die Pracht,  
Schwelgt sie auch stolz am königlichen Mable,  
Bey aller Kunst Gewalt erdacht!  
Ein Leben unter Blüthenzweigen  
Ruft edlere Gefühle wach:  
Sie wogen in dem stillen Bach

Empor, in jeder Blume sanftem Neigen,  
Natur, wo deine Opferdüste steigen.

Der Gang längs dem Bache, der auf der Seite,  
wo das Wäldchen liegt, ein flaches, gegenüber aber  
ein steiles, abgerissenes, felsenhähnliches Ufer hat,  
leitet zu einer kleinen, im gleich winkeligen Dreieck  
erbauten, Fischerhütte; deren weiße Mauer zwischen  
dem Grün des Laubes angenehm hervorschimmert.  
Auch mehrere andre kleine Parthien im Park sind  
lieblich und mit Sinn angelegt; aber ich habe dem  
Leser nur die vorzüglichsten darstellen wollen. So-  
bald man das Tannenwäldchen bey Groß-Bersen  
verläßt, erblickt man die graue Mauer der alten  
Burg D o b l e n, deren Ruinen schon in der Aus-  
sicht einen interessanten Anblick gewähren.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Der Herbsttag \*).

Warum zürnt ihr dem Herbst und nennet ihn traurig  
und düster?

Lachte des Himmels Blau freundlicher je uns im  
Lenz?

Fühltet ihr leiseren Hauch des Westes am Abend des  
Mantags,

Als er um goldene Frucht obstreicher Bäume heut  
spielt?

Nein, ich preise den Herbst, des Jahres vollendetem  
Sproßling,

Welcher die Blüthe des May's zeigt in vollkomme-  
ner Frucht.

Du auch sey mir begrüßt, o Spätjahr des eilenden  
Lebens,

Da sich der Locken Braun weiß an der Schläfe  
mir färbt:

Denn ich sehe durch dich die Frucht von der Blüthe  
des Lenzes,

Wie sie, allmählig gereift, sinkt in des Sammeln-  
den Hand.

Liebau.

\*) Der 19. Sept. d. J.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

No. 42. Mitau, den 15. Oktober 1806.

---

M a r i a

(zum 14. Oktober 1806.)

Was Eirene, voll Huld, mit ihren blühenden  
Schwestern

Früher Vorwelt einst war, bist Du Maria uns  
heut.

Alles was schön ist und gut kam ihr von den  
Töchtern Kronions:

Mitwelt und Nachwelt, durch Dich, blüh't sie  
uns herrlicher auf.

Darum nennen wir Dich die holdeste Schwester  
der Horen,

Segnen, Maria, Dich laut. Segnet, ihr  
Enkel uns nach!

---

## L i t e r a t u r.

Gedichte der Frau Elisa von der Recke, gebornen Reichsgräfin von Medem, herausgegeben von C. A. Liedge. Mit Kompositionen von Himmel und Mann. Halle, in der Nengerschen Buchhandlung, 1806. XII. u. 140 S. 8.

Herr Liedge sagt in der Zueignung an die Fräulein Charlotte, Louise, und Dorothee von der Lühe, und die Gräfinnen Anna und Wilhelmine von Medem: „Gute Menschen können, wenn sie von der unruhvollen Bühne dieses Lebens abtreten, ihren Lieben nichts wertheres hinterlassen, als die redenden Stellen, aus dem Inhalte ihres innersten Lebens. Als ich dieß kleine Bändchen Gedichte für das Publikum sammelte, war mein Augenmerk doch vorzüglich auf Sie, meine jungen Freundinnen, gerichtet. Ganz neu ist ein Drittheil der Sammlung. Die übrigen Gedichte sind aus periodischen Blättern und handschriftlichen Mittheilungen zusammengestellt, einer strengen Kritik unterworfen und einige, vor denen nur die Hauptidee unverwerflich schien, sind von der Verfasserin so überarbeitet worden, daß sie für neu angesehen werden können.“ „Einigen Stücken,“ fährt Herr Liedge in der Vorrede fort, „wird man das Blumenleben der früheren Jahre ansehen. Auch die geistlichen Lieder sind größtentheils Blüthen des achtzehnten und zweyundzwanzigsten Jah-

res. Alle sind von einem Geiste eingegeben, der sich mit den Nichtigkeiten des menschlichen Verkehrs abgefunden hat, der das Edle, das Höhere kennt und innig umfaßt. Alle sind durchdrungen von zartem, tiefem Gefühl; alle athmen nicht selten große Gefinnungen und entwickeln ein Gemüth, welches auf einer hohen Stufe der Bildung steht; eine sanfte, zur Vollendung mit Erfolg hinaufstrebende Weiblichkeit. Bald seufzen ihre Lbne eine zarte Sehnsucht aus, das heilige Bedürfniß einer reinen himmlischen Liebe; bald entzücken sie durch Gefühle der Freundschaft, die hoffnungsvoll über das Grab hinausblickt. Dann vernimmt man wiederum die kräftigen Lbne der Grundsätze, die unter allen Stürmen des wandelbaren Lebens sich bewahren. Alles, was das Gemüth festhält, und erhebt; alles, was den Muth in unglücklichen Zeiten, wie die unsrigen sind, tröstet, spricht sich erquickend aus in diesen Liedern. Sie sind gewissermaßen weiße Merksteine am Pfade des Lebens, bey denen die Seele ein sanftes Zurückschauen in eine abendröthliche Aussicht feyert. Und es ist ja so süß, dem anspruchlosen Wandel einer schönen Seele nachzublicken! Darum wird es mir außer den Freunden der Verfasserin ein großer Theil des Publikums Dank wissen, daß ich diese Gedichte aus der Zerstreung zusammen berief.“ — Ref. glaubte diese Gedichte nicht besser anzeigen und empfehlen zu können, als mit Herrn Tiedges eben

angeführten schönen Worten. — „Dieser Sammlung sind drey Gedichte einer Freundin der Frau von der Recke beygefügt. Die Verfasserin derselben ist Frau Caroline von der Lühe, eine Frau, deren Talente durchaus ihren Gattin- und Mutterpflichten dienen und die das Vorurtheil widerlegt, welches von einigen mißrathenen Bestrebungen abgezogen ist.“ Von den letztern Gedichten hat „die unsichtbare Welt“ Ref. vorzüglich gefallen. Er will den Lesern dieser Blätter die freundschaftlichen Ergüsse zweyer schönen weiblichen Seelen nicht vorenthalten, und läßt daher zwey Gedichte, die zu den vorzüglichsten der Sammlung gehören, hier folgen.

Staffenhagen, den 20. Julius 1804.

### An Elisa.

(Bey Uebersendung eines kleinen Herzens, vor ihrer Abreise nach Italien.)

Nimm dieses Herz, du Herz voll Lieb' und Güte,  
 Es ist der Freundschaft heiliges Symbol!  
 Nimm dieses Blatt, als eine späte Blüthe;  
 Es bringet dir ein frommes Lebwohl.  
 O lebe wohl! Dieß saget dir die Stille,  
 Durch die das Abendlüftchen schwärmt,  
 O lebe wohl! Wenn deine franke Hülle  
 Sich an dem Strahl des Mittagslandes wärmt.

Hoch wirst du stehn auf Romas sieben Hügeln,  
 Wirst zwischen Trümmern hoher Wunder stehn:  
 Dann wird mein Geist sich liebevoll beflügeln,  
 Und freundlich dich, wie Frühlingsluft, umwehn.  
 Wo goldner dich des Mondes Licht umleuchtet,

Da spiegelt er der Freundin fernen Blick,  
 Von Sehnsuchtsstränen überfeuchtet,  
 Im Lorbeerhaine dir zurück.

Es wird die Welt vergötterter Gestalten,  
 Die hohe Kunst, in ihrem schönsten Kranz,  
 Wird sich vor deinem trunkenen Aug' entfalten;  
 Dann blick' herab aus diesem Zaubergranz!  
 O blick' herab nach diesem kleinen Kreise,  
 In welchem sich mein stilles Leben dreht,  
 Und wo, geschmückt mit einem Lorbeerreife,  
 Dein Altar, edle Freundin, steht!

Und um ihn flammen, wie geweihte Kerzen,  
 In liebeträulichem Verein,  
 Fünf treue, dir verwandte Herzen,  
 Und du nimmst gern, was sie dir weihn.  
 Du wirfst den Kranz, den wir aus unsern Locken,  
 Dir, Edle, flochten, nicht verschmähn.  
 Wir freun indes uns mit Frohlocken.  
 Auf dein geliebtes Wiedersehn.

E. v. d. Lûhe.

Rom, den 20. Februar 1805.

An Caroline von der Lûhe.

Wenn im Schatten, wo die Pracht zertrümmert,  
 Welche siegend einst im vollen Licht  
 Einer stolzen Herrlichkeit geschimmert,  
 Die Vernichtung zu dem Wandrer spricht:  
 O dann weht, ihr fernen Huldgestalten,  
 Mich von Euch die holde Tröstung an:  
 Freundschaft, Tugend werden sich erhalten,  
 Wie der Geist, der sie empfinden kann.

Wo der Troß gekrönter Bösewichter,  
 Unter ihrer Lannen wildem Spiel,

Vor dem Schicksal, diesem ernststen Richter,  
 Endlich in das Schwerdt der Rache fiel:  
 Dort umwandelts mich, wie Nachtgestalten;  
 Doch die sanfte Hoffnung lispelt dann:  
 Freundschaft, Tugend werden sich erhalten,  
 Wie der Geist, der sie empfinden kann.

Dort in Neros Goldsaal wohnen Eulen!  
 Karakallas Stadt ist ein Ruin!  
 Hin eil' ich zu euren Ehrensäulen,  
 Mein Trajan und du, mein Antonin!  
 O dann fühl' ich Gottes Frieden walten,  
 Und er weht mich mit der Hoffnung an:  
 Freundschaft, Tugend werden sich erhalten,  
 Wie der Geist, der sie empfinden kann.

Werk der Kunst, auch du bist eine Trümmer!  
 Ach, die Zeit hat dich dahin gerafft!  
 Aber leuchtet nicht aus dir der Schimmer  
 Einer hohen Himmelsbürgerschaft,  
 Die bestimmt ist, höher einst zu walten,  
 Zu vollenden, was sie hier begann!  
 Freundschaft, Tugend werden sich erhalten,  
 Wie der Geist, der sie empfinden kann.

Melancholisch trauern Roms Gesilde,  
 Gleich der öden, starren Todesruh!  
 Wie mit einem Auferstehungsbilde  
 Deckt sie die Natur mit Gräbern zu,  
 Läßt der Seele Flügel sich entfalten,  
 Caroline, dein gedenk' ich dann.  
 Freundschaft, Tugend werden sich erhalten,  
 Wie der Geist, der sie empfinden kann.

Elisa.

### über die Bäder der Alten.

(Beschluß des in No. 40 abgebrochenen Aufsatzes.)

Über die zweyte Art von Bädern, die öffentlichen, geben uns Vitruv und Palladio ziemlich genauen Aufschluß. Bey den Griechen, die diese wohlthätige Stärkung des Körpers eben so wenig vernachlässigten als die Römer, waren die Bäder sehr zweckmäßig mit den Gymnasien verbunden: Gebäude, in welchen nicht nur die geistige, sondern auch die körperliche Übung und Bervollkommnung der Jünglinge besorgt wurde.

Gewöhnlich bestand das Bad aus drey verschiedenen Abtheilungen. Aus dem Schwitzzimmer (concamerata sudatio), wo die Badenden sich den Schweiß abtrockneten und reinigten. Es lag in der Mitte, und gleich daran stieß auf der einen Seite das eigentliche trockne Schwitzbad (Lacnicum), welches ein stark und gleichförmig geheiztes Zimmer war, das seine Wärme, durch Röhren, aus der darunter liegenden Heizung erhielt. Auf der andern Seite befand sich das warme Bad, und in der Nähe desselben das Kühlzimmer (frigidarium) für diejenigen, welche warm gebadet hatten.

Die Thermen der Römer waren eigentlich bloß öffentliche Bäder, wiewohl sie später auch zu Leibesübungen und zum Unterricht der Jünglinge gebraucht wurden. Sie waren anfangs ganz unbedeutende, einfache Gebäude, bey denen man nichts

als den Gebrauch, wie bey den frühern Privatbädern, beabsichtigte. Seneka drückt sich in der angeführten Vergleichung so darüber aus: „Ehemals gab es nur wenige Bäder und ohne alle Verzierungen. Wozu hätte man auch eine Sache verzieren sollen, wofür nicht mehr als ein Dreyer bezahlt wurde, und die nur zum Nutzen, nicht zum Vergnügen erfunden war?“ Selbst späterhin und unter Augustus Regierung, obgleich die Bäder damals eleganter und prächtiger eingerichtet wurden, hatte man damit noch keine Palästra oder Gymnastien verbunden. Nero scheint diese Idee zuerst ausgeführt zu haben; denn nach seiner Zeit erhielten die Thermen eine weitläufige Anlage, wie die Bäder des Titus, Domitian, Trajan, Hadrian, Commodus, Septimius Severus u. s. w. beweisen. Nicht minder bemerkenswerth sind die Bäder des Karakalla, Aurelian und Diokletian.

Die eigentliche Einrichtung der Thermen, mit allem, was in spätern Zeiten dazu gerechnet wurde, zu bestimmen, gehört, bey den unvollständigen Beschreibungen und den wenig erhaltenen Ruinen, die wir davon haben, zu den schwierigsten Aufgaben. Da uns aber hier nur die Bäder allein interessiren, so betrachten wir auch nur ihre Anlage und Einrichtung. Sie waren mit unendlich vieler Kunst und Überlegung angelegt. Das Wasser floss, je nachdem man es verlangte, heiß, lau und kalt. Vitruv und Palladio haben sich be-

müht, eine deutliche Beschreibung von der Einrichtung der Bäder zu entwerfen; wir folgen daher diesen beyden Schriftstellern.

Das vorzüglichste Augenmerk richtete man bey der Anlage eines Bades auf den Ort, wo es stehen sollte. Gewöhnlich wählte man dazu den wärmsten Platz, der von Mitternacht und den Nordwinden abgewendet lag. „Die lauen und warmen Bäder“ sagt Vitruv „müssen von der Winter-Abendseite her ihr Licht erhalten; sollte jedoch die Beschaffenheit des Orts dieß verhindern, so muß es wenigstens von Mittag her geschehen, weil die gewöhnliche Badezeit von Mittag bis Abend ist.“ In der Mitte wurde die Heizung (hypocaustum) angelegt und auf beyden Seiten derselben, vor und neben einander, befanden sich die Badegemächer, und zwar so, daß man von einem in das andere gelangen konnte; ein Theil der Zimmer war für die Männer, der zweyte für die Weiber bestimmt. Der Heizung zunächst lag das warme Bad (Caldarium), dann folgte das laue (Tepidarium), und endlich das kalte (Frigidarium). Vor dem zum lauen Bade bestimmten Zimmer war das Schwitzbad (Sudatio oder Laconicum) angebracht. Vitruv erwähnt bey seiner Beschreibung keines Zimmers zum Aus- und Ankleiden; wir lernen es aber aus dem Plinius und Varro kennen, wo es apodyterium genannt wird. Das hypocaustum lag etwas vertieft und war gewölbt.

Über demselben befand sich ein Gemach, das die Gefäße enthielt, in welchen das Wasser zum Baden warm gemacht wurde. Diese Gefäße waren von Blei und standen auf einer kupfernen Schüssel, damit sie durch das Feuer keinen Schaden litten. Sie waren so gestellt, daß das Wasser aus dem frigidarium in das tepidarium und aus diesem wieder in das caldarium floß; das frigidarium aber erhielt seinen Zufluß von außen her. Aus allen diesen Behältnissen gingen Röhren in die verschiedenen Zimmer. Sie waren mit Hähnen versehen, um nach Belieben Wasser zulassen zu können. Die Form der Badezimmer war ein längliches Viereck. Vertieft in den Fußboden waren die Badewannen angebracht und von einem Geländer umgeben. Sie enthielten zwey Stufen; eine um darauf zu sitzen, die andre, um die Füße darauf zu setzen. Eine Badewanne sollte, nach Vitruv, wenigstens sechs Fuß breit seyn. Sie war entweder aus Marmor und Ziegeln, oder aus Erz verfertigt. Die Fußböden der warmen Badezimmer waren unten hohl und hatten einen Heerd unter sich, auf dem, zur Erwärmung der Zimmer, Feuer gemacht wurde; man nannte dergleichen Bäder deshalb auch wohl schwebende Bäder. Die Konstruktion dieser Fußböden, nebst der darunter angelegten Feuerung und Röhrenleitung, giebt Vitruv genau an; da aber das Detail davon den größten Theil unsrer Leser ermüden dürfte, so übergehen

wir solches und verweisen auf jenen Schriftsteller selbst. Die Decken waren gewöhnlich gewölbt. Burden sie aber aus Holz gemacht, so mußten sie doch unten massiv verblendet seyn; eine Konstruktionsart, die Vitruv ebenfalls umständlich beschreibt.

Das Schwitzbad (Laconicum) endlich, welches diesen Namen von seinen Erfindern, den Lacedämoniern, erhalten hatte, war ein rundes Zimmer, mit einem Kuppelgewölbe bedeckt. In der Mitte des Gewölbes ließ man eine Öffnung, die durch einen ehernen Deckel, welcher an Ketten hing, geöffnet und geschlossen werden konnte. Unter dem Schwitzbade befand sich ein eigener Ofen, der nicht nur den Fußboden, sondern, vermittelt Röhren, auch die Wände heizte.

Dies wären die wesentlichsten Theile eines Bades der Alten. —

Über die Pracht, mit welcher späterhin diese öffentlichen Gebäude geschmückt wurden, haben wir bereits oben etwas gesagt; hier wollen wir nur noch folgendes erinnern. Schon in frühen Zeiten, nachdem die Römer den Geschmack an Verschönerungen mancherley Art von ihren Vorbildern in den Künsten und Wissenschaften, von den Griechen, angenommen hatten — schon damals fingen sie an, ihre Bäder, als die am häufigsten besuchten öffentlichen Gebäude, schön und prachtvoll zu verzieren. Wir lesen, daß unter Cäsar die Bas-

sins aus Marmor verfertigt, die Fußböden mit Mosaik ausgelegt und die Wände mit Gemälden verziert wurden. Agrippa ließ einige Zimmer in seinen Bädern mit enkaustischen Malereyen versehen, und die Wände im warmen Bade mit Marmortafeln, in denen kleine Gemälde eingefast waren, bekleiden. Alles dieß aber wurde von der Pracht übertroffen, welche in den Bädern des Nero, Titus, Karakalla und Diokletian herrschte. Hier waren Wände und Decken mit den kostbarsten Marmorarten bekleidet, oder mit den herrlichsten Gemälden versehen, und die Portiken mit den schönsten Statuen und andern plastischen Werken geschmückt, deren Schönheit wir noch in ihren Ruinen bewundern müssen.

Wer sich über die Einrichtung der Bäder der Alten durch bildliche Vorstellungen näher belehren will, der darf nur die Kupfer zum Vitruv von August v. Röde zur Hand nehmen, wo er nicht nur ein altes Gemälde von einem Bade, sondern auch die Ruinen eines römischen Bades abgebildet findet.

#### Die Strumpf-Fabrik auf dem Gute Ilgen in Kurland.

Sind Fabriken und Manufakturen für uns wünschenswerth und zuträglich oder nicht? darüber ließe sich viel streiten. Gewiß ist es, daß in einem menschenarmen, bloß durch den Ackerbau bestehenden, Lande alle Fabrikindustrie, die für die feinen Bedürfnisse des Luxus arbeiten, ihre Materialien aus dem Auslande holen und mit der so hoch getriebenen Industrie und den raffinirten Maschinen der Ausländer, wie nicht weniger mit dem Despotismus der Moden, kämpfen muß, nur eine sehr

prekäre Existenz haben, dem Lande selbst aber, durch Entziehung so mancher Hände vom Pfluge, eher Schaden als Nutzen bringen wird. Der Ackerbau ist die erste und sicherste Industrie; seine Produkte braucht Jedermann, dahingegen eine Menge künstlicher Fabrikate entbehrlich sind, oder leicht durch einfachere ersetzt werden können. Höhere und feinere Fabrikindustrie ist nur dann wohlthätig und nöthig, wenn der Ackerbau nicht hinreicht, die Volksmenge zu ernähren. Wir sagen höhere und feinere Industrie absichtlich; diese wäre für Kurland erzwungen und schädlich, nicht aber Fabrikindustrie überhaupt, wenn wir darunter die Verfertigung nothwendiger, dem Klima angemessener, Fabrikate, aus größtentheils einheimischen Materialien verstehen. Ein Hauptumstand ist noch, daß die inländische Fabrik wohlfeiler und doch eben so gut arbeitet als der Ausländer. Alle diese Bedingungen erfüllt die Fabrik, deren wir hier erwähnen. Wäre ihre Bestimmung, Seidenwaaren zu liefern, so träte sie mit Recht alles obengesagte; so aber liefert sie, aus größtentheils einheimischen Materialien, Kleidungsstücke, die unserm rauhen Klima entsprechen, eben so schön und unstreitig viel dauerhafter gearbeitet, auch wohlfeiler, als wir sie hier durch den Krämer vom Auslande erhalten, und verdient daher liebevolle Aufnahme, Dank und Unterstützung.

Die Strumpfwirkeren in Elgen arbeitet seit dem Anfange des vorigen Jahres. Ihre Fabrikate, die man selbst sehen muß, um über deren Schönheit und Zweckmäßigkeit zu entscheiden, bestehen in Damen-Kapots, baumwollenen Chemisen, Kamisölen, Manns-Mänteln, Pantalons, baumwollenen und leinenen Unterhosen, Bettdecken, Damen-Röcken und vorzüglich in Strümpfen. Diese

Fabrikate werden aus feiner spanischer und anderer Wolle, aus Baumwolle, aus Kastorhaaren und leinen Garn verfertigt. Einen besondern Vorzug giebt ihnen der Felbel, womit die innere Seite gefüttert oder geplüschet ist. Die mehresten Artikel sind sowohl geplüschet als ungeplüschet zu erhalten. Der Felbel macht alle Kleidungsstücke warm und weich, und ist vorzüglich für unsern Norden empfehlungswerth. Er wird bekanntlich durch die Verlängerung der Naschen hervorgebracht \*).

Die Fabrik hat vier Weberstühle, und beschäftigt, außer einem Werkmeister und drey Lehrburschen, noch funfzehn Personen, die das Krempeln, Spinnen, Walken, Scheren und andre Nebenarbeiten besorgen. Hundert Schafe von spanischer Race liefern ihre Wolle für die Anstalt. Der Stifter und Besizer dieser Fabrik, Herr Hauptmann von Offen berg auf Ilgen, befließt sich nämlich seit mehreren Jahren der Schafszucht, und hat es durch große Mühe und Kosten dahin gebracht, von sechs Schafen, spanischer Race, hundert zu ziehen, die vortreffliche feine Wolle liefern. Ob sie der besten spanischen Wolle gleich kommt, müßte eine Vergleichung ausweisen \*\*). Dem sey in-

\*) Vielleicht geschieht manchem Leser ein Gefallen, wenn wir eine Anzeige von den Preisen der verschiedenen Artikel, welche die Fabrik liefert, hier folgen lassen:

Geplüschtes wollenes Zeug zu Männern und Kavots	die Elle zu 1 Th. 18 Sch.
Kastor-Zeug zu demselben Gebrauch	die Elle zu 2 ½ Fl.
Damen-Röcke	das Stück zu 4 bis 5 Th.
Sacke zu Pantalons	das Stück zu 4 — 5 Th.
Fertige Pantalons, nach Maas	das Paar zu 5 — 6 Th.
Schlafamisoler	das Stück zu 4 — 5 Th.
Feine baumwollene Strümpfe	das Paar zu 5 — 6 Fl.
Zwirne Strümpfe	das Paar zu 3 — 4 Fl.
Ganz feine Kastor: u. Sajettestrümpfe	das Paar zu 6 — 8 Fl.
Größere Kastor: Strümpfe	das Paar zu 3 — 5 Fl.

\*\*\*) Selbst die spanische Wolle wird in vier Sorten getheilt. Die beste kommt aus Kastilien und Arragonien. Die Ballen werden mit R., F., S., und T. bezeichnet, welches Restoretas,

dessen, wie ihm wolle, so bleibt das Verdienst des Herrn von Ossenberg um Kurland und Rußland immer sehr groß, wie derjenige leicht einsehen wird, der Englands, Sachsens und Preussens Bemühungen um diesen Gegenstand und die Angstlichkeit der spanischen Regierung kennt, die Ausfuhr der spanischen Race zu verhindern \*). Hundert Schafe von spanischer Race sind also ein sehr wichtiger Schatz für uns, und vorzüglich für unsere junge Fabrik, der ihr, wenn nicht widrige Umstände sich gegen sie vereinigen, Bestand und Flor sichert. Mit Bedauern zählen wir zu dergleichen widrigen Umständen die verhältnißmäßig sehr großen Unterhaltungskosten, die sich jährlich, laut einer vor uns liegenden Angabe, auf 2480 Thaler Alb. belaufen, da doch die ganze Einrichtung der Wirkerey nur 2860 Thaler kostet.

Die Fabrik hat im Laufe eines Jahres 187 Kleidungsstücke von verschiedener Gattung und 168 Paar Strümpfe geliefert. Das ist für die Anzahl der Arbeiter nicht viel, da ein recht geübter Strumpfwirker allein an einem Tage drey Paar Mannsstrümpfe verfertigen kann. Man muß also annehmen, daß Mangel an Absatz eine größere Betriebsamkeit in der Fabrik unnöthig gemacht, und wahrscheinlich ein großer Theil der angestellten Nebenarbeiter nicht ausschließend für die Fabrik gearbeitet hat, weil sonst nothwendig mehr hätte geliefert werden müssen. Der Zweck von Fabriken

---

Finas, Segundas und Terceras bedeutet. F, giebt 25 p. c. weniger als R.; S. und T. 50 p. c. Spanien liefert jährlich 11250000 Pf. Wolle; ein Schaf giebt  $2\frac{1}{2}$  Pf.

\*) Es ist als eine besondere und sehr wichtige Befälligkeit anzusehen, daß Spanien gegenwärtig die Ausfuhr einer gewissen Anzahl Widder nach Frankreich gestattet; da Aeetes, fabelhaften Andentens, sein goldnes Widderfell nicht sorgfältiger vor Emigration hütete, als Spanien seine Merinos.

ist viel Wirkung mit weniger Kraft; dazu dienen Maschinen, und das ist auch, was der Strumpfwirkerstuhl im hohen Grade leistet. Ein Stuhl von der gewöhnlichen Art strickt mit 280 Nadeln und hat 3000 Theile. Die verbesserten Stühle haben deren nur etwas über 2000. Aber auch diese können noch nicht so dauerhafte Arbeit liefern, als die eigentliche Handstrickerey, weil der Stuhl die Maschen nicht so fest anziehen kann, als es die Finger der Strickerin thun, die, mit Bequemlichkeit, jährlich 36, und, wenn sie recht emsig strickt, gegen 50 Paar Strümpfe zu liefern im Stande ist. Daß die auf dem Stuhl gewirkten Strümpfe hinten zusammengenäht, auch die Zwickel besonders eingenäht werden müssen, ist bekannt. Die Kleidungsstücke werden in Säcken gearbeitet. In Flgen kann man die Breite der Säcke nach Maasß bestellen, sie brauchen also nicht so viel zerschnitten zu werden und sind eben deshalb dauerhafter. Die äußerst künstliche Zusammensetzung eines Strumpfwirkerstuhls verdient gesehen zu werden; es ist der Triumph der menschlichen Erfindungskraft. Aber gerade dieser Umstand macht bey etwanigen Reparaturen oft ein neues Hinderniß für dergleichen Anstalten aus, wenn nach Abgang des Werkmeisters etwas stockt oder unbrauchbar wird.

Wir wünschen übrigens der neuen Fabrik allen möglichen Absatz, so wie jede Pflege und Unterstützung, die ein so gemeinnütziges und zweckmäßig berechnetes Unternehmen verdient, und sind im Voraus überzeugt, daß der edle Besitzer es alsdann auch von seiner Seite an keiner Vervollkommnung wird fehlen lassen.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 43. Mitau, den 22. Oktober 1806.

---

## Romische Literatur.

Novitäten. Herausgegeben von Dr. Samuel Vogel. (Mit dem Motto) Das höchste Gut. Aufrecht gemacht zu erspähn sein Höchstes über den Sternen, bückt sich der Maulwurf von Mensch, sucht's in dem tiefsten Schacht. Riga, 1806. Bis jetzt 64 S. 8.

Novitäten? — Karitäten! — — Aus etwas Altem was Neues machen, gehört eben nicht zu den seltensten Künsten — oder vielmehr Kunststückchen — unsrer Tage. Aber alte Nachrichten und schier vergessene Dinge dem Publikum als Neuigkeiten obtrudiren, ist so selten und ein an sich so kühnes Unternehmen, daß es Auszeichnung verdient, auch wenn es nicht schon selbst darauf Ansprüche machte. Und das ist wirklich bey diesen Novitäten der Fall. Das Ganze derselben, wovon 4 Bogen vor uns liegen, gleicht vollkommen einer aus alten Lappen von den heterogensten Far-

ben zusammengeflackten Jacke. Wer aber tritt wohl gerne mit einer solchen öffentlich auf? Doch, wir wollen, um nicht ein Büchlein über ein Büchlein zu schreiben, die dabei unvermeidliche Ideenassociation nicht weiter verfolgen — und zu den Novitäten selbst zurückkehren.

Es sind dieß abgerißene Stellen aus verschiedenen periodischen Blättern, deren jeder man, wenn man ihr ins Gesicht sieht, als einer alten Bekannten „Ey, ey, guten Tag, Nicdchen!“ zurufen möchte. Auch findet wohl eben deßhalb Herr Vogel — der (beiläufig gesagt) das *V* wieder in integrum restituiert hat, was, als eine wirkliche Novität, nicht unbemerkt bleiben darf — es nicht für gut, zu bekennen, woher des Landes seine Novitäten sind. Wahrscheinlich hält er dafür — und nicht mit Unrecht, daß jeder mit der neueren Literatur nicht ganz unbekannte Leser es ohne ihn errathen wird. Auf der andern Seite hat er gleichwohl dafür gesorgt, dem Leser das Rathen nicht so leicht zu machen; indem die ihm entgegen geführten alten Bekanntschaften sammt und sonders unter dem literarisch-chirurgischen Messer des Herrn Doktors nicht selten solche Amputationen und Verfürzungen erlitten haben, daß man nur mit Mühe aus ihrer jetzigen krüppelhaften Gestalt auf ihre eigenthümliche schließen und sich manche von ihnen nicht so leicht mit ihren vorigen gesunden Gliedmaßen ins Gedächtniß zurückrufen kann. Das ist

z. B. gleich anfangs die ersten Blätter hindurch der Fall, wo von dem Tode des Kasselschen Hofmalers Böttner die Rede ist, „dessen der Merkur schon öfter mit dem gebührenden Ruhm erwähnte“ — wie es dort heißt, und woraus man nur schließen muß, daß alles hier über ihn Gesagte aus dem (deutschen) Merkur entlehnt sey. Eine ähnliche Verwandniß hat es auch mit den gleich darauf folgenden, anderswoher genommenen, Raisonnements — von welchen man nicht weiß, was und wie viel davon dem Herausgeber gehört. Nachdem er so z. E. über Schiller, Cicero und — Kindervater gesprochen, die er höchstens nur durch Gedankenstriche, und das kaum, von einander trennt; so kömmt er auf das Journal für deutsche Frauen und liefert darüber einige Zeilen aus einer Recension des Freymüthigen. Dann hebt wiederum ein, von dem vorigen durch einen Strich getrennter, völlig neuer Absatz mit folgender irgendwoher entlehnten Apostrophe an, von der man weder weiß, wie sie dahin kommt — noch auch an wen sie eigentlich gerichtet ist:

S. 11. „Ich ersuche den Herrn Professor Eloquentiae künftig in affectirten Pathos die „Worte nicht unnütz zu wiederholen &c.“

Die ganze Stelle, deren Anfang wir hier herausgehoben haben, ist uns aus einer früheren Lectüre bekannt; nur des apostrophirten Professors der Beredsamkeit erinnern wir uns nicht namentlich,

Warum verschwieg Herr Vogel den Namen? Lieber hätte er doch seinen eigenen verheimlichen sollen — weil dann die Novitäten auf die Rechnung irgend eines anonymen literarischen Chevalier d'industrie gekommen wären. — —

Zugleich glauben wir hier den schicklichsten Ort für die noch nachzuholende Anzeige gefunden zu haben, daß von den in No. 37 der B. U. gewürdigten Aefforistischen Aufsätzen, wovon uns damals nur der erste Bogen zu Gesicht gekommen war, bereits mehrere (in allem 9) erschienen — und in diesen das B und F, N und Kw und einige andere Buchstaben des Alphabets nicht mehr, wie vorher, wohl aber Herr Vogel und der Genius der Stadt Riga — den wir für den Genius des guten Geschmacks zu halten, uns erdreisten — immer noch im offenen Kriege begriffen sind. — Immer bleibt jedoch, wie wir auch bey der vorangezeigten Piece gesehen haben, Herr Vogel ein rara avis in der Literatur!

— 8.

---

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
von Ulrich Frenh. von Schlippenbach.

(Fortsetzung des in No. 41 abgebrochenen Aufsazes.)

Doblen, der Flecken und die Ruinen der alten Burg.

Der jetzige Flecken Doblen, welcher 28 Werst von Mitau am Berse-Fluß, auf einer ziemlichen Anhbhe liegt, hat nur 15 Häuser, alle von Holz

erbaut. In der Mitte steht die steinerne Kirchspielskirche, deren Thurm, mit seinen nach oben zu sich immer mehr verjüngenden Absätzen, fast einem senkrecht stehenden ausgezogenen Perspektive gleicht, und so in seiner Qualität als Kirchenthurm für ein Symbol der Ausficht in die Ewigkeit gelten kann. Hier war ehemals der Sitz eines Komthurs in der 1263 vom Herrmeister Burchard von Hornhusen erbauten Feste. Unter allen alten Burgen Kurlands, die ich kenne, Goldingen, Amboten und Allschwangen etwa ausgenommen, hat Doblen, von der Wasserseite her, die romantischste Lage. Wenn man aus dem ersten Hause im Flecken, dem Krongute Doblen gegenüber, die hier immer breiter und tiefer strömende Berse betrachtet, wie sie am Fuße des Schloßberges sich durch Gebüsch windet, bald sich, wie ein See, vor der Mühle ausbreitet und bey derselben schäumend über einen Abfall herunter stürzt; dann seinen Blick auf die grünen Wiesen und die sie rings umgebenden Hügel, welche, großen Theils mit neuen Gebäuden bebaut, das Ganze, wie in einem Kessel einschließen, wendet, und nach der Seite des Stromes hin auf der Scheitel des höchsten dieser Hügel die schönen Ruinen des alten Schlosses gewahrt: so weilt das Auge lange mit Lust auf der schönen Landschaft. Am Abhange des Hügel, auf dem die Ruine steht, führt, längs der Berse, ein Gang durch Weiden- und Faulbaumgesträuch nach dem

Krongute Dohlen, woselbst sich auch, in einem Nebengebäude, die zwischen Bäckhoff und Mitau liegende Poststation befindet. Ich sah hier mehrere Faulbaumstauden, die, wie in einem weißen Schleyer, in dem Gewebe von Schmetterlingslarven so eingehüllt waren, daß kaum noch die hinwelfenden Blätter erblickt werden konnten. So, dachte ich, wiederholt die Natur in einem kürzern Zeitumlauf eine Scene, wie sie sie oben in den Ruinen des alten Schlosses, nur in weiterem Zeitenschwunge, dargestellt hat; — wie jetzt hier den blühenden Baum, auf dem sich kurz zuvor Nachtigallen wiegten, ein Gespinnst verschleyert; so decken Nebel der Vorzeit die Spuren der vollen Lebenskraft, die einst in diesen Ruinen wirkte. Der Mensch und die Larve der Ephemere haben endlich ihren Raupenstand gewechselt, und beyden gelingt es nur, ihre Gräber über ihr Daseyn hinausreichen zu lassen. — Die hohe Mauer hat sich an einigen Stellen noch sehr erhalten, auch in dem Innern der Ruinen stehen die Wände noch zum Theil, und zeigen selbst Spuren der ehemaligen Einrichtung in Resten von Streckbalken, Wand-schränken und Treppen. Vor nicht vollen hundert Jahren soll man in der Schloßkirche noch Gottesdienst gehalten haben. Diese hat auch bis jetzt noch dem Zahne der Zeit am kräftigsten widerstanden; wenigstens ist das hohe Kreuzgewölbe noch ziemlich vollständig erhalten. Da, wo dieses sich

aus den Seitenwänden zu erheben anfängt, wird es von kleinen, aus einer grünlichen Marmorart gehauenen, Kragsteinen unterstützt. Auch von der Kanzel sind deutliche Reste und eben so von dem Glockenthurme vorhanden. Hin und wieder ist indessen das Gewölbe schon eingestürzt, und junge Bäume, die oben auf demselben Wurzel gefaßt haben, blicken durch die geborstene Decke herab auf den mit Schutt und Trümmern angefüllten Boden, über den ihre herabfallenden Schatten hinwallen. Hier thut ein Blick zu dem schönen blauen Himmelsgewölbe, durch das zerbrochene der alten Kirche, dem Herzen wohl; wie die Ewigkeit umfaßt jenes Ruinen und die blühende Natur in unendlicher Weite! Hinter der Kirche, wo wahrscheinlich die Wohnungen der Geistlichen waren, kann man über einige aus der Mauer hervorragende Steine bis zu einer Windeltreppe gelangen, die zu einem Thurme führt, der mit dem Gewölbe der Kirche gleich hoch ist. Es gelang mir, diese Höhe zu erreichen und durch eine herrliche Aussicht ward ich reichlich belohnt. Zu Johannis pflegt man hier, nach einer alten vaterländischen Sitte, in die Fensteröffnungen des Thurmes Theertonnen zu stellen und diese anzuzünden. — Es muß ein schönes erhabenes Gemälde seyn, wenn in einer stillen Sommernacht diese ehrwürdigen Steinmassen von den Flammen erhellt werden, und die Glut aus des Thurmes gewölbten Fenstern auf das grüne Laub

und den tiefen stillen Strom am Fuße des Schloßherges, wie feuriger Thau, herabsinkt. Ich würde glauben, die Vorzeit selbst zu erblicken, wie sie, von flammenden Erinnerungen geweckt, hier aus einem ihrer vielen Gräber mit glühendem Auge herabschaut. An der äußern Mauer der Kirche fand ich, wie in Dombängen, einzelne große Steine, die aus der übrigen glatten und geraden, noch mit einem Kalkanwurf bedeckten, Mauer hervorragten. Ich kann mir diese absichtliche Unregelmäßigkeit nicht anders erklären, als daß es Denksteine irgend einer merkwürdigen Begebenheit seyn sollen; vielleicht der Wiederherstellung der Kirche und des Schlosses, das einmal, wenn ich des Inhalts der Chronik mich recht erinnere, von den Lithauern erobert und zum Theil zerstört wurde \*). Aber diese Denksteine, welche die Vergangenheit in einem großen Spiele um Leben und Ehre der Helden, wie Würfel, hinwarf, bezeichnen jetzt, da die Spieler davon gegangen sind, doch nicht mehr, wer hier gewann oder verlor.

Die Ringmauer hat sich beynah ganz erhalten und von dem runden Thurme über dem Haupteingange zum Schlosse steht noch die Hälfte. Der

---

\*) Man findet diese hervorragenden Steine, die sehr häufig die Form einer halben Kugel haben, fast an allen hiesigen alten Schlössern. Wahrscheinlich sind es nur Spielereyen der geschmacklosen Baumeister des 13ten und 14ten Jahrhunderts. —  
 Ann. d. Ned.

Zummelplatz ist weit und groß, und da, wo die Wohnungen gewesen sind, sieht man noch Scheidewände und Balkenstücke, auch die Spuren eines unterirdischen Ganges hinter der Kirche, wo die Erde dem Gange nachgefallen ist. Die schmetternden Trompetentöne des Thurmwächters, als eiserne Männer den Zummelplatz füllten, als vom Fußtritt der Ritter und Knappen die Mauern wiederhallten, als Mönche in der Kirche beteten, an deren Gewölbe der Gesang, wie jetzt der Sturm, vorüberzog — Welch ein Leben voll Kraft und Größe damals! und jetzt ringsum Schweigen, Tod und Verwüstung.

Nicht mit der löschenden Fackel, ein freundlich lächelnder  
Jungling,  
Der in der menschlichen Brust Friede und Ruhe gesenkt;  
Rein, als eiserner Krieger, ehern die Flügel beschwinget,  
Die nur das Dunkel der Nacht, stockende Finsterniß,  
trägt:  
So erschien hier der Tod und hielt in den starrenden  
Armen  
Alles Daseyn gefaßt, das er wie Blüthen zerdrückt.  
Hier ein liebliches Weib versucht, an den Schwingen  
sich haltend,  
Noch im letzten Moment ringend den Räuber zu  
siehn;  
Doch nur eiliger noch entführen sie schwirrend die  
Flügel,  
Und über Gräber und Nacht rauschet der gräßliche Flug.

Dort den Säugling erfaßt die nimmer ruhende Rechte,  
Und schon im mordenden Hauch schwand ihm das Leben  
dahin.

Über den offenen Sarg des Helden, bewacht von der  
Blutgier,  
Schreitet der Tod; wo er tritt, sinken selbst Gräber  
dahin.

Doch, wo führt er es hin, dieß frische gemordete Da-  
seyn,

Wem sind die Opfer bestimmt, die er dem Leben ent-  
reißt?

Ha, dort harret sie schon, des Schrecklichen schreckliche  
Herrin!

Sklav der Verwufung! du trägst ihr deine Beut' in  
den Schoof;

Gierig erfaßt sie sie schon, selbst der Erinnerung  
Blüthen,

Welche der Liebe Gefühl noch auf das Opfer gestreut,  
Welfend zerfallen sie hier, entweht vom Hauch der  
Verwufung,

Die nur in sinkendem Staub' ehret der Urkraft Gebot;  
Diese ergreift sie selbst, an ihres Gespinntes Gewebe  
Hat Vernichtung ja schon schrecklich den Faden ge-  
knüpft,

Daß sie mit sinkender Hand ermesse die Tiefe des  
Grabes,

Bis der Verwüfung Gewalt Himmel und Erde zer-  
stöhrt.

In diesem fürchterlichen Bilde, das mir die  
Phantasie aus der Erinnerung an ein wahrhaft  
poetisches Gemälde des Herrn Maler Grune in  
Zierau lebhaft darstellte, erschienen mir diese Trüm-

mer ehemaliger Größe, um die sich die Verwüstung, wie unten am Fuße des Berges das Gespinnst der Larven um den sterbenden Baum, gefaltet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auch die Theuerung stiftet Gutes.

So lange in Oesterreich die Lebensmittel wohlfeil waren, war die Polizey ganz unthätig und schlecht organisirt. So wie aber die Klagen der Städtebewohner und besonders der Wiener laut wurden, schritt man auch zu einer bessern Organisation der Polizey, um dadurch die Wohlfeilheit der Lebensmittel schnell bewirken zu können. Die dortige Polizey, die jetzt ganz vortrefflich eingerichtet ist und die festesten Grundsätze befolgt, verdient jeder andern Stadtbehörde dieser Art als Muster aufgestellt zu werden. Man bestraft in Wien nicht allein die Vergehen gegen Ehrlichkeit und Polizeygesetze, sondern man macht sogar die Verbrecher durch die öffentlichen Zeitungen bekannt. Wir glauben, daß es hier nicht am unrechten Ort stehen wird, wenn wir aus der Wiener Hofzeitung einige dieser öffentlichen Klagen hier abdrucken lassen. Gewiß würde sich manche Hausfrau nicht wenig freuen, wenn eine so löbliche und vortreffliche Anstalt auch außer Oesterreich nachgeahmt würde.

Wiener Zeitung vom 28. Juny d. J. S. 3213.

In Gemäßheit der allerhöchsten Verordnung vom 14. July v. J. sind von der k. auch k. k. Polizey = Oberdirektion bestraft worden:

Ein Bäckermeister, wegen erzeugter unqualitätsmäßiger Semmeln, nebst Konfiskation derselben, mit einer Pbn von 18 Fl.

Ein Fleischer, wegen Fleischverkaufs über die Satzung, mit 10 Fl.

Ein Metzger, wegen Gewichtsabgang beym Kalbfleisch, mit 10 Stockstreichen.

Wiener Zeitung vom 5. July d. J. S. 3341.

Ein Bäckermeister, wegen Mangel an Brod, mit 10 Fl.

Ein anderer Bäckermeister, wegen kleiner Rofenbrodte, mit 10 Fl.

Ein Schwarzmischer, wegen erzeugter unqualitätsmäßiger Rofenbrodte, mit 10 Stockstreichen.

Ein Weißmischer, wegen erzeugter geringer Brodte, mit 10 Stockstreichen.

Wiener Zeitung vom 12. July d. J. S. 3469.

Ein Bäckermeister, wegen verbrannter Semmeln, mit einer Pbn von 18 Fl.

Ein anderer Bäckermeister, wegen erzeugter geringer Rofenbrodte, in Hinsicht eingetretener erschwerender Umstände, mit 50 Fl.

Ein Fleischhauer, wegen Satzungsübertretung bey dem Verkauf des Kalbfleisches, mit 25 Fl.

Ein Fleischerknecht, wegen abgereichter gesetzwidriger Zugabe, mit achttägigem mit Fasten verschärften Polizeyhausarrest, da er wegen geschwächter Gesundheit mit Stockschlägen nicht belegt werden konnte.

Drey Milchweiber, wegen Verfälschung, jede mit 10 Ruthenstreichen.

Ein Milchhändler, wegen Verfälschung der Milch mit Wasser, mit 15 Stockstreichen u.

---

#### Aphorismen.

Gern würde ich von den Naturphilosophen sagen, was Scaliger einst von den Biskayern sagte: „Es heißt, sie verstehen einander; ich aber glaube kein Wort davon.“

Bey dem größten Theil der spanischen Edelleute erinnert man sich ihrer Ahnen, wie man sich bey den italienischen Ciceronen des Cicero erinnert.

Es giebt dreyerley Arten Freunde. Freunde, die uns lieben; Freunde, die sich wenig um uns bekümmern, und Freunde, die uns hassen.

Die mehresten Bücher scheinen in einem Tage aus Büchern geschrieben zu seyn, die man den Tag zuvor gelesen hat.

Es ist fast nicht möglich, in der Welt zu leben, ohne bisweilen den Schauspieler zu machen. Der

Mann von Ehre unterscheidet sich aber dadurch vom schlechten Menschen, oder Schelm, daß er sich nur nothgedrungen, um einer Gefahr auszuweichen, dazu hergiebt, dem Schelm hingegen jede Gelegenheit dazu willkommen ist.

Zwey Dinge muß man zu ertragen lernen, wenn man das Leben nicht unerträglich finden will: Das böse Wetter und die Ungerechtigkeit der Menschen.

Lebte Diogenes in unsern Zeiten, er dürfte es nur mit der Blendlaterne wagen, Menschen zu suchen.

Eigensinn gilt für Charakter, wie Sinnlichkeit für Liebe.

Wenn man die Behandlung der Kranken in den mehresten Spitalern sieht, so sollte man glauben, daß diese nur dazu erfunden wären, die Unglücklichen aus den Augen der Begüterten zu entfernen, damit letztere nicht in ihrem Genuß gestört werden.

Aus Riga vom 13. Oktober.

Das allgemein anerkannte Verdienst des Bayerschen Hoffängers, Herrn Ellmenreich, fand auch bey uns die verdiente Aufnahme, die das strenge, aber Gerechtigkeit liebende, Publikum jedem Manne von wirklichen Talenten aller Orten angedeihen läßt. Zwar sind wir Rigaer durch die laute Trompete ausländischer Zeitschriften etwas

Kopffcheu geworden und — *exempla sunt odiosa* — wollen nicht mehr so recht mit dem alten Kbhlerglauben voran; aber bey Herrn Ellmenreich hat weder der Berliner noch der Mitauer Referent zu viel gesagt, und wir fanden alles, was man uns erwarten ließ. Sein Gesang hat Bildung, seine Tiefe behält auch da, wo man bey andern hochberühmten Bassisten ein krächzendes Gestöhne nach Erlösung hört, noch immer Metall, und ist lieblich und melodisch zu vernehmen. Die Wahl der Singstücke macht seinem Geschmack Ehre; es sind keine halbwürgenden Batterie-Arien, sondern liebliche Scenen und Rondos von Zingarelli mit Geschmack und Anmuth vorgetragen, die das Ohr und Herz des Zuhörers besprechen und ihn zu lautem Beyfall hinreißen. Mit diesen herrlichen Eigenschaften ausgerüstet gab Herr Ellmenreich am 6. ein Konzert auf dem Saale der Schwarzenhäupter. Das Haus war gedrängt voll und ein einstimmiger Beyfall lohnte den Künstler. Auch verherrlichten unser wackere Tenorist, Herr Arnold, und die liebliche Sängerin, Dem. Brück'l, in Begleitung Herrn Ellmenreich's, durch ein Terzett von Portugallo, welches zweymal wiederholt werden mußte, dieses schöne Konzert. Wie es verlautet, wird Herr Ellmenreich einige Gastrollen in den Opern geben, und dann ein Mehreres von diesem würdigen Künstler.

Ein Herr Hunnius, angeblich aus Moskau

kommand, wagte es wenige Tage darauf uns nach seiner Art zu regaliren. Er langweilte nämlich das hiesige Publikum mit einem Intermezzo eigener Fabrike: die neue Oper, oder der Schauspieldirektor genannt, worin wir einen Theaterunternehmer kennen lernen, der sein ganzes weibliches Personal à la Sultan behandelt, einer jeden Schauspielerin das Schnupftuch zuwirft, und sich bey seinem Theatermalheur damit zu trösten sucht, daß alle seine Aktrizen in ihn verliebt sind. Auch kommt so etwas von einem Krautstengel zum Vorschein, den derjenige fressen muß, der — eine schlechte Nase hat! Ohe jam satis! — Schade um die wirklich meisterhafte Musik des Kapellmeister Neukomm, die an dieses fade Sujet vergeudet ist. — Auch Herr Hunnius wird mit seiner Tochter in Mozart's Entführung aus dem Serail künftige Woche auftreten; vielleicht daß er uns da besser gefällt, dann auch von ihm ein Mehreres.

---

Glückliche Vereinigung der Umstände.

Er hält die fremde Predigt leicht,  
 Ihr Herz hat mancher schon erweicht,  
 Und beyden hilft der gute Glaube:  
 Er kommt zum Kragen, Sie zur Haube.

---

Beste Wille eines Reichhards.  
 Verbrennen sollt ihr mich und nicht begraben,  
 Damit die Würmer nichts von meinem Leibe haben.  
 H.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

No. 44. Mitau, den 29. Oktober 1806.

---

Moschos zweytes Idyll. Uebersetzt von  
H. C. Liebau.

## E i n l e i t u n g.

Der Mythos vom Raube der Europa, jener Tochter des phöniciſchen Fürſten Agenor, hat, wenn wir anders dem Vater der Geſchichte, Herodot, glauben dürfen, ein hiſtoriſches Faktum zum Grunde; denn wenn dieſer Schriftſteller die Urſachen der fortwährenden Feindſchaft, welche zwiſchen den griechiſchen und aſiatiſchen Völkern ſtatt fand, in wechſelſeitig verübtem Raube und namentlich in Frauenraub findet: ſo führt er auch den der Europa, der Tochter eines Königs von Phönice, an, welcher durch Kreter geſchehen ſey \*). Nimmt man nun an, daß der Raub durch einen kretiſchen Fürſten ſelbſt, oder auf deſſen Befehl geſchehe, und verbindet damit die mythiſche

---

\*) Herod. I, 2.

Sage, daß Zeus, dessen Geburtsort Kreta war, ein gewisses Eigenthumsrecht an der Insel hatte, daß spätere Fürsten, das ihre zu sichern, sich, der Sitte der Urwelt gemäß, für Nachkommen desselben ausgaben; so konnte, da man das Faktum ins Wunderbare bildete, aus jenem Fürsten leicht der Vater der Götter und Menschen werden, welcher, um der Eifersucht seiner rechtmäßigen Gattin Hera zu entgehen, in einem Stier verwandelt, die Jungfrau geraubt, durch die Fluthen des Meeres getragen und mit ihr gepriesene Söhne, nachherige Beherrscher von Kreta, erzeugt habe. — Freylich haben schon Schriftsteller des Alterthums das historische dieses Mythos genauer zu bestimmen gesucht \*); — aber wenn man bedenkt, daß sie selbst viel zu weit von den Zeiten entfernt lebten, deren Dunkel sie, ohne gleichzeitige schriftliche Denkmale, enthüllen wollten, welche ganz das Eigenthum der Dichter und ihrer freyesten Schöpfungen geworden waren: hat man dann wohl Unrecht, die völlige Entwicklung des Räthselhaften und Wunderbaren aufzugeben und an vollkommene Ergründung der Wahrheit nicht weiter zu denken? Der Verfasser hält sich daher für gerechtfertigt, wenn er hier sich bloß an die Darstellungen der Dichter des Alterthums hält, unter welchen mehrere sich mit diesem höchst reizenden Mythos in

---

\*) i. B. Palaeph. e. XVI.

dichterischen Kunstwerken, welche uns noch übrig sind, beschäftigt haben. — —

Wirklich kann die Phantasie wohl kaum lieblicher schaffen. — — Europa, die holde Fürstentochter, in jugendlicher Unschuld und schön, daß sie im Kreise ihrer Gespielen, wie die Göttin der Liebe unter den Grazien, hervorstrahlt, sammelt Blumen auf der Wiesenflur, am Ufer des Meers — und wählt die Rose, ihr eigenes Bild, die Königin der Kinder des Lenzes, wie sie selbst unter ihren Freundinnen es ist. — Zeus, der Beherrscher der Götter und Menschen, erblickt sie — der Liebe Allgewalt besiegt ihn, vor dessen Augenwink Himmel, Erd' und Meer erbeben. — Aphrodite hat ihn mit ihrem Pfeile getroffen. — Er birgt sich in den Stier, um dem stets wachen, spähenden Auge der Hera zu entgehen; — erscheint auf der Wiesenflur — seine Schönheit, das Sanfte und Milde in seinem ganzen Wesen bezaubert die Mädchen alle und vorzüglich Europen. — Entzückt legt er sich zu ihren Füßen; — sie ermahnt ihre Gefährtinnen, sich mit ihr auf seinen Rücken zu setzen. — Indes sie zaudern, hat sie sich gesetzt und der Stier eilt dem Meere zu. Die Bogen ebnen sich vor ihm — sanfte Luft durchhaucht Europas geringelte Locken — ihr Blumenkörbchen hält sie fest — zieht höher das wallende Gewand, daß es die Woge nicht benezge — umsonst ruft sie die Gespielen zu Hülfe. — — Er wandelt fort und fort —

und aus der Fluth erhebt Poseidon sich, mit ihm sein ganzer Götterhof — Tritonen lassen das Brautlied ertönen — sie langt in Kreta an, wo Zeus sich ihr vermählt.

Der Verfasser ist in seiner Darstellung vorzüglich dem Moschos gefolgt, dessen zweytes Idyll er hier in möglichst treuer Nachbildung liefert. Der Dichter hat den ganzen Mythos noch reizender dadurch gemacht, daß die Göttin der Liebe Europa einen Traum sendet, in welchem sie zwey Länder, Asia und das gegenüber, bisher noch ohne Namen, in Gestalt zweyer Frauen um sie streitend, erblickt und mit Liebe für das letzte erfüllt wird. — Ihr Wohlgefallen an dem Stier, ihr Muth, ihm zu nahen, wird dadurch begreiflicher; beydes ist ein Werk der mächtigsten Gottheit. — — Ferner beschreibt er das Blumenkörbchen der Jungfrau, ein Werk des hinkenden Götterkünstlers, welches in ihrer Familie bis auf sie vererbt war. Die Darstellung des Mythos der Io auf demselben konnte auf ihr eigenes Schicksal deuten. Ob der Dichter zu viel Nähe auf die Beschreibung dieses Körbchens gewandt, es wohl gar mit Figuren überladen habe? Ich wage nicht zu entscheiden; aber seit dem alten Homer haben die Dichter der griechischen Vorwelt und ihre Nachahmer, die Römer, sich in solchen Darstellungen gefallen. — — Freunde der Alten werden vielleicht mit der Dichtung des Moschos Horazens siebenundzwanzigste

Ode des dritten Buchs und das funfzehnte von Lucians Meerergöttergesprächen nicht ohne Genuß vergleichen.

### Europa.

Einen lieblichen Traum sandt' einst Aphrodite Europen  
Um die dritte Wache der Nacht, schon nabete Eos,  
Wann, noch süßer denn Honig, der Schlummer ruht  
auf den Wimpern,

Der die Glieder löst, doch sanft der Augen Licht fesselt,  
Und der wahrhaften Träume Volk die Fluren durch-  
schwärmet \*).

Siehe, da schlummerte sanft im hohen Söller des  
Hauses

Des phöniciſchen Fürſten Tochter, Europa, die Jung-  
frau,

Und um ſich zwey Länder im Kampfe zeigt' ihr ein  
Traumbild,

Asia und das jenseit der Fluth, wie Frauen gestaltet.  
Diese gleich der Fremden an Bildung, der Heimischen  
jene,

Welche den Streit bestand mehr wie um die eigene  
Tochter:

Sich, so sprach sie, gebahr, ich habe sie selber ernähret!  
Aber die andre darauf, mit starken Händen sie fassend,  
Zog die Willige fort: Vom Schicksal ist es beschlossen,  
Mein ist sie, — das Geschenk des Aegiserschütterers  
— Europa!

Rief's, und vom Lager auf sprang die heftig erschüt-  
terte Jungfrau,

---

\*) Träume naheten den Sterblichen aus der Unterwelt; die täuschenden durch das elfenbeinerne, die wahrhaften durch das hörnerne Thor; letztere gegen die heilige Frühe.

Klopfendes Herzens: sie sahe den Traum als wahre Ge-  
staltung.

Lange saß sie darauf in stummer Betäubung; die  
Frauen,

Beide, standen stets vor ihrem offenen Auge,  
Und nur spät erhob sie mit diesen Worten die Stimme:  
Welcher der Himmlischen hat mir solche Gebilde ge-  
sendet?

Welch ein Traum hat mich vom weichen Lager ge-  
scheuchet,

Als mich in dem Gemach der liebliche Schlummer um-  
strömte?

Und wer war die fremde Gestalt, die im Traum ich  
erblickte?

Welche Sehnsucht nach ihr hat das Herz mir getroffen!  
Sie selber,

Wie so freundlich nahm sie mich auf, gleich der eigen-  
nen Tochter!

Aber wendet, ihr Götter, zum glücklichen Ausgang  
das Traumbild.

Also sprach sie, stand auf und suchte die holden Ge-  
spielen,

Gleiches Alters mit ihr, die innig geliebten, die edeln,  
Diese erkohr sie zum Spiel, sie mochte den Reigen be-  
ginnen,

Oder baden den Leib in des wallenden Stromes Ge-  
wässern,

Oder auf der Wiese süß duftende Lilien pflücken.

Schnell erschienen sie auch, und jegliche trug in der  
Hand das

Künstliche Blumenkörbchen. So wandelten sie zu der  
Wiese

An des Meeres Strand, wo stets ihr Kreis sich ver-  
einte,

Durch der Rosen Schönheit ergötzt und das Mäuschen  
der Wogen ;

Aber Europa selber, sie trug ein goldenes Körbchen,  
Schön, ein Wunder dem Anblick, das herrliche Werk  
des Hephästos.

Libyen gab er dasselb', als sie ins Lager Poseidons  
Stieg. Sie aber verehrt es der reizenden Telephaessa,  
Welche der Sohn sich erkohr \*) ; der jugendlichen Eu-  
ropa

Kam das gepriesne Geschenk von Telephaessa, der  
Mutter,  
Mancherley glänzendes Kunstwerk war auf demselben  
gebildet.

So war darauf, aus Gold, des Inachos Tochter,  
Noch in der Stärke Gestalt und nicht des holden Wei-  
bes.

Wüthend wandelte sie daher auf wogendem Pfade,  
Einer Schwimmenden gleich, in dunkel gebildeter  
Meerfluth,

Und der Männer zwey, hoch auf dem Rande des Ufers  
Stehend beysammen, schau'ten die meerdurchwandelnde  
Stärke. —

Drauf war Zeus; er streichelte sie mit göttlicher Rechte,  
Aber wo der Neilos aus sieben Mündungen herwallt,  
Schuf er die schön gehörnte wieder zum reizendsten  
Weib' um.

Silbern strömte des Neilos Gewässer; aber die Stärke  
War aus Erz, Zeus selber, der Herrscher, aus Golde  
vollendet.

Doch rings unter den Rand des wohlgerundeten Körb-  
chens

---

\*) Agenor, Libyas und Poseidons Sohn, vermählte sich mit  
Telephaessa.

War Hermes gebildet und nah ihm lag am Boden  
 Argos\*) gestreckt, mit schlummerlosen Augen gewaffnet.  
 Und dem purpurnen Blutstrom entstiegen, hob sich der  
 Pfau mit  
 Stolzer Schönheit der Flügel und tausendfarbigem  
 Schimmer,  
 Spreitend den Schweif. Wie das schnell hingleitende  
 Meerschiff  
 Schirmt er des goldenen Körbchens Rand mit den  
 Spitzen der Federn;  
 Stehe, so war das Körbchen der reizenden Europaica.  
 (Der Beschluß folgt.)

### Exklamatorium über ein Deklamatorium.

Seit die Redeübung ein neuer Zweig literärischer  
 Industrie geworden ist, hat man sehr häufig  
 von Deklamationskonzerten und Deklamatorien ge-  
 hört. Nur äußerst wenigen Meistern im Fach der  
 Deklamation ist es gleichwohl geglückt, die Auf-  
 merksamkeit des Publikums in einem höheren Gra-  
 de auf sich zu ziehn. So hat noch kürzlich unter  
 andern Jffland, auf einer Kunstreise, in Braun-  
 schweig die Weihe der Kraft — dieß geniale,  
 dramatische Produkt voll Kraft und Geist — ge-  
 lesen. — Gelesen? Also nicht deklamirt? — Ge-  
 lesen mit dem gehörigen Ausdruck des Charak-  
 ters und der wechselnden Empfindungen jeder  
 darin handelnd aufgeführten Person. Also —

\*) Io's hunderttägiger Hüter, vom Hermes getödtet — dessen Augen Hera in den Schweif ihres Pfauen setzte.

deklamirt in der eigentlichen, richtigsten Bedeutung des Wortes.

Vor nicht langem führte das Schicksal auch uns in der Person eines „Gelehrten aus Sachsen,“ wie sich ein gewisser Herr Elzner in seiner Subskriptionsanzeige hier nannte, einen soi-disant Deklamator zu. Nachdem er in selbiger Mitau als den höchsten Sitz des Geschmacks und der Musenfünfte gepriesen und die in diesem Punkt nur zu bescheidenen Einwohner der guten Stadt durch jene „geschmeichelte Behauptung“ — wie es bey ihm heißt — eine mehr als flüchtige Schaamröthe abgejagt, sich selbst aber wahrscheinlich damit einen Weg zu ihren Herzen zu bahnen gesucht hatte; so erfüllte er am 16. Oktober, Abends bey Licht, seine deklamatorischen Verheißungen im Hörsaale des Gymnasiums. Hier „strebte“ denn Herr Elzner — wie er vorhergesagt hatte — „nach der Ehre, die Mitauer Beau-monde ungefähr anderthalb Stunden lang angenehm zu unterhalten.“ Aber dieses Streben schien fruchtlos zu seyn; ihm ward auch nicht der kleinste Beyfall — was, wenn seine Meynung von dem Geschmack des hiesigen Publikums hier entscheiden soll, der eigenen guten Meynung widerspricht, die er von sich und seinem Beruf als Deklamator zu haben schien, und die es ihm, „ohne aus den Schranken der Bescheidenheit treten zu wollen, erlaubte, sich mit den nöthigen Kenntnissen und Fähigkeiten ausgerüstet zu glau-

ben, indem — er sich schmeichelte, sein Auditorium nicht unbefriedigt zu entlassen.“ Alles seine eignen Worte, die in der obenerwähnten weitläufigen Anzeige weitläufiger nachzulesen sind.

Was sich daher über den Ausgang seines Unternehmens sagen läßt, ist nur wenig — und im Allgemeinen ungefähr folgendes.

Eine gewisse Anlage zur Deklamation dürfte ihm nicht ganz abzusprechen seyn; es fehlt ihm weder an Organ noch an äußerer körperlicher Haltung — destomehr jedoch an Einsicht und Geschmack. Das Lehrere zeigte schon die von ihm getroffene Auswahl der Piecen, unter welchen sich, außer einem Greccourtschen Gedicht, auch ein alter Junker Hans aus Schwaben fand. Was sich am meisten zur Deklamation eignete, war wohl der Tod Abels von Gessner. Und wenn gleich von ihm hier am wenigsten in Absicht der Richtigkeit des Ausdrucks gefehlt wurde, so überschritt er doch im Ganzen darin die Grenzen der Deklamation und trat nur zu sehr in das Gebiet des Schauspielers über. Gestikulation und Mimik schien ihm fast immer die Hauptsache und fast kein beschreibendes Wort blieb von Handbewegungen, die es versinnlichen sollten, unbegleitet. Jeder noch so unbedeutende Gegenstand der Rede wurde durch Hand, Mund und Auge — oft mit dem ganzen Körper — gemalt. Es waren redende Ge-

mälde in einem anderen, als dem gewöhnlichen Sinn. — Unrichtiger aber konnte wohl das Schillersche Gedicht, die Würde der Frauen, nicht hergesagt — zum Theil hergelesen — werden, als hier geschah.

Nichts jedoch bestätigte es so sehr, daß Herr E. kaum einmal mit den nöthigen Kenntnissen und Fähigkeiten ausgerüstet sey, als — seine Aureden an das Publikum, worin er fast keinen Gedanken hören ließ, den nicht schon jeder seiner Zuhörer selbst einmal gehabt und die mehresten wenigstens besser ausgedrückt hätte. Übrigens war schon das Thema historisch falsch, und noch dazu unlogisch ausgeführt. Perikles, Demosthenes und Cicero, die er zu seinen Kollegen erhob, sind uns aus den Schriften der Alten nicht als Deklamatoren bekannt, und keinem neueren Schriftsteller ist es selbst in unserer hypothesenreichen Zeit eingefallen, sie durch eine Hypothese dazu zu machen. Vielmehr ist uns von einem der angeführten Redner des Alterthums nur zu sehr bekannt, daß ihm das Hauptrequisit eines äußeren Redners — das Organ — gemangelt habe. Sie wirkten durch die innere Gewalt ihrer Rede, durch den darin herrschenden Geist und die überzeugende Darstellung, nicht aber durch Deklamation, auf ihre Zuhörer. Wenigstens ist, wie gesagt, hievon nichts auf uns gekommen, indeß der Beweis von jenem vor uns liegt.

Wir hoffen daher, daß Herr C., je weiter er auf seiner deklamatorischen Reise kommt, diese Überzeugung mit uns theilen und, wenn ihm dieß gelingt, bald einsehen werde, daß das bloße Streben nach der Ehre, ein Demosthenes zu seyn, nicht immer Ehre bringt.

— 3.

---

Literarische und Kunst-Nachrichten, neue Erfindungen u. u.

Noch immer findet Jenner's gepriesene Erfindung der Schutzblatternimpfung selbst in England vielen Widerspruch. Die neuesten Verhandlungen im Unterhause haben gezeigt, daß durch die Gesetzgebung hier nichts zu bewirken steht, da sich so etwas schwer anbefehlen läßt. Einer der eifrigsten Verbreiter und Beförderer der Vaccine, D. Willan, läßt jetzt ein großes Werk drucken, worin auf alle ältere und neuere Einwürfe gründlicher als je geantwortet wird. Bey den neuesten Parlementsverhandlungen über diesen Gegenstand am 2. July kamen mehrere interessante Nachrichten über die Ausbreitung der Vaccine zur Sprache, die in den Verhandlungen der Jennerschen Societät noch nicht bekannt gemacht worden sind, z. B. daß in Ostindien in einem Jahre 800,000 Menschen vaccinirt wurden, und daß die Vaccine nun auch in China ziemlich allgemein aufgenommen ist.

Eine Schulhalterin zu Moulins, Mlle. Deligny, hat die Karte von ganz Frankreich mit einer beynahe übermenschlichen Geduld und mit unbeschreiblicher Kunst und Geschicklichkeit mit Haaren gestickt.

Mit einem Schiffe aus Westindien erhielt die Sanitätsinspektion zu Kopenhagen im vergangenen Jahre den Stoff des gelben Fiebers in einer Flasche, hermetisch versiegelt, zur Untersuchung; denn die amerikanischen Ärzte waren durchaus der Meynung, daß die Krankheit zwar epidemisch, aber nicht contagios sey. Der Stoff bestand aus der ausgebrochenen bößartigen Materie, in der heftigsten Krise der Krankheit. Man kann denken, daß die Erscheinung der Flasche mit der Meldung im Briefe eine sonderbare, nicht ganz freudige, Wirkung gemacht haben muß; und der Physikus erhielt den Befehl, mit aller Sorgfalt das herrliche Geschenk zu nehmen, und es vorsichtig zu versenken, ins Meer, wo es am tiefsten ist. So sind denn weiter keine Untersuchungen damit gemacht, ob es gleich auch in Kopenhagen Ärzte gab, die für sich überzeugt waren, daß es wohl ohne Gefahr hätte geschehen können.

In London ist jetzt eine Gesellschaft, die Kasuistendienste verrichtet, und über kritische moralische Fragen und Gegenstände entscheidet. Sie heißt Forum Britannicum.

Zu den neuen Prachtwerken, die nur auf englische Guineen berechnet und dem Auslande fast gar nicht zugänglich sind, gehört des berühmten Alterthumsforschers, Baronets Hoare, eben erschienenen Werk über den Kreuzzug nach Wales im Jahr 1188 und über die Geschichte der brittischen Baukunst in 2 großen Quartbänden, mit 60 Kupfertafeln, die 11 Guineen kosten. (The Progress of Archbishop Baldwin in throug Wales on the service of the Holy Cross A. D. 1188 and the Description of Wales written in Latin by Giraldus with an Essay on british Architecture by Sir Richard Colt Hoare. London, 1806.) Das Werk ist sowohl für die brittischen Archäologie überhaupt, als insbesondere für die Baukunst von der größten Wichtigkeit.

Herr Chevalier in Paris hat bey dem von ihm bekanntlich erfundenen Kaffeemesser (Cafféomètre) die Theorie der Aerometrie und die Grundsätze des Wein- und Brandweinwägers auf den Kaffee angewendet, nur mit dem Unterschied, daß die Grade weiter von einander entfernt stehen, um die verschiedenen Stufen der Schwere besser beurtheilen zu können. In reinem Wasser zeigt dieses Instrument auf Null. Die Grade unter Null zeigen eine größere Schwere und folglich eine bedeutendere Stärke des Kaffees an, eben so wie bey dem Thermometer die Grade unter dem Gefrierpunkt eine größere Kälte bezeichnen.

Unter den neuesten englischen Bequemlichkeits-  
erfindungen im Meublement zeichnen sich jetzt be-  
sonders die sogenannten sympathetischen Speiseti-  
sche aus, die durch eine besondere Vorkehrung so  
eingerrichtet sind, daß sie sich, je nachdem das Be-  
dürfniß eine größere oder kleinere Tafel fordert,  
von einem Tischchen für 3 Personen bis zu einem  
Tisch für 15 und mehrere, in immer wachsendem  
Umfreife, von selbst vergrößern.

Ein amerikanischer Arzt will ein Mittel gegen  
das gelbe Fieber gefunden haben, dessen Haupt-  
bestandtheil aus kastilianischer oder spanischer Seife  
(Castile soap) besteht.

Der Prediger Herr F. H. Leistikow in Schwel-  
lin bey Adslin in Pommern hat sich auf eigne Ko-  
sten nach und nach eine außerlesene Bibliothek von  
zwoßtausend und einigen hundert Bän-  
den angekauft, für welche ihm die adeligen Patro-  
nen seiner Pfarre ein eignes Häuschen erbauten.  
Sie enthält die wichtigsten neuen und einige alte  
Werke der Philosophie, Mathematik, römischen  
Philologie, Geographie, Geschichte, vornehmlich  
Literaturgeschichte, Botanik u. and.; auch einige  
kostbare Werke, z. B. Schröters Selenotopogra-  
phie. Der Besitzer sucht alle Schriften, welche  
dem Pommeraner zunächst wichtig sind, zu erhal-  
ten, und alle wichtige Werke zu kontinuiren. Der  
Theologe findet nicht alle Wünsche befriedigt.

---

## Anekdoten.

Baucanson — der berühmte Mechaniker und Verfertiger von Automaten — befand sich in einer Gesellschaft mit Voltaire bey einem reisenden Fürsten. Dieser unterhielt sich nur mit Baucanson und übersah Voltaire gänzlich. Baucanson, hierüber verlegen und beschämt, trat zu Voltaire und sagte ihm, daß der Fürst nur von ihm gesprochen und seine Verlegenheit gestanden hätte, wie er den größten Mann seiner Zeit unterhalten solle. Voltaire merkte Baucansons Feinheit und antwortete: Sie rechtfertigen ihre Kunst vollkommen durch die Art, wie sie den Fürsten reden lassen.

Bey der ersten Vorstellung des *devin du village* trat ein Hofmann zu Rousseau und sagte: Kann ich die Ehre haben, Ihnen mein Kompliment zu machen? O ja! — erwiderte letzterer — wenn das Kompliment gut ist. Der Hofmann kehrte ihm den Rücken zu. Man verwies hierauf Rousseau seine Unbescheidenheit. Wie so — antwortete er — kennt ihr etwas ekelhafteres, als ein schlechtes Kompliment?

Madame Denis, die auf einem Privattheater die Zaire vortrefflich gespielt hatte, erhielt von der Gesellschaft große Lobsprüche darüber. „Ach,“ sagte sie, „um diese Rolle vollkommen gut zu spielen, muß man jung und schön seyn.“ „Madame“ erwiderte hierauf einer der Anwesenden sehr naiv „Sie haben so eben Proben vom Gegentheil abgelegt.“

Als man dem Marquis d'Argenson in der Schlacht bey Raucour meldete, daß ein Stückknecht dicht hinter ihm und dem Könige verwundet wäre, sagte er: dieser Lumpenhund wird uns nicht einmal die Ehre erzeigen, an seinen Wunden zu sterben.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre  
in Rußland.

---

No. 45. Mitau, den 5. November 1806.

---

## L i t e r a t u r.

La nered siga Jndrika Dseefmas (Gefänge des blinden Heinrich). Mitau, 1806, bey Stefenhagen und Sohn. Ohne Vorbericht und Pränumerantenverzeichnis, 40 S. 8.

Wer es vermochte, dem unglücklichen Erdensohn, für den keine Sonne aufgeht, dem kein Freundesantlitz lächelt, dem eine lange Nacht alles unerbittlich in ihre Schatten hüllt, wenigstens die selbstgeschaffene innere Welt, die er in seinem Herzen trägt, aufzuhellen, — ihn preise billig jeder Gute, denn er gab mehr als Könige zu geben in ihren Schatzkammern sänden. Ein solcher Wohlthäter ward Herr Pastor Elverfeld an dem blinden Letten im Apprickenschen Gebiet, den wir schon aus einem lesenswerthen Aufsatz im 9. St. der wöchentl. Unterhalt. d. J. vorläufig kennen lernten, und der nun selbst als Dichter auftritt, um die Wahrheit des seinem Talent dort erteilten Lobes

zu bestätigen. Elberfelds menschenfreundlicher Bemühung, durch welche vorliegende Sammlung zum Druck befördert worden, verdankt jener Mitleidswerthe jetzt das köstliche Selbstgefühl, das ihm gewiß seine ganze nächtliche Existenz hindurch, wie ein freundliches Gestirn vorleuchten, wie eine Lichtgestalt den armen Fremdling durchs Leben geleiten wird; Autoren wenigstens werden es ihm aus eignem Herzen nachfühlen, wie wohl das thut, und der von unsern neuern Seelenforschern entdeckten *Ichheit* so zu sagen eine positive Electricität ertheilt, seine Geisteskinder gekannt, geschätzt zu wissen. Der Wandrock macht hier keinen Unterschied, denn Autorliebe ist Vatergefühl, und darin nimmt es der in Allem energische Kittelträger wohl mit jedem nach Stand und Bürden auf; ein Paar *Exaugen* dagegen wollen hier sehr viel sagen, denn der Blinde umfaßt sicherlich jede Vorstellung um so viel inniger und kraftvoller, als wir Seher, als seine scharfsinnige Fingerspitze die unsrige im Takt beschämt. Ihm leuchtet, eben weil er keinen Sinn für fremdes Licht hat, jenes Gestirn um so herrlicher; — ihm, dem armen blinden Letten, den die mit seinem Leiden gewöhnlich verknüpfte und nur zu gegründete Besorgniß niederdrückte, eben so wenig gesehen zu werden, als er sieht, muß eine solche ehrenvolle Bekanntwerdung unendlich werthher seyn. O! wir wollen uns seine Bonne im höchsten Moment denken, um ihm, der so viele

unserer Freuden entbehrt, desto mehr gönnen zu dürfen; und wer möchte dem biedern Pastor G., ihrem Schöpfer, nicht für sein gutes Werk traulich die Hand drücken! Talente, Verdienste hervorziehen, beleuchten, ist oft mehr als beydes besitzen. Überhaupt verdient er auch dafür allen Dank, daß er uns mit diesem Nationaldichter bekannt machte, dessen Lieder jeder, der die Sprache kennt, mit Vergnügen und Nührung lesen wird. Wir wollen uns nicht gerade darüber wundern, daß ein blinder Lette Gedichte macht; fast wäre dieß von einem sehenden wunderbarer. Auch weiß man, daß Lob- und Heldendichter, nach dem Sprichwort, oft ein Auge, ja sogar, in außerordentlichen Fällen, beyde zumachen müssen, um zu sehn, was sie besingen sollen. Freuen wollen wir uns aber des religiösen Gefühls, der Herzensgüte, welche besonders, so verschieden die 14 Lieder ihrem Inhalte nach sind, doch in allen ohne Ausnahme wiederhallt, gleichsam wie der eigenthümliche Ton des Instruments, bey allem Wechsel der Melodie, immer derselbe bleibt; freuen nicht weniger jedes Ausdrucks so innigen und gebildeten Freundschaftsgefühls, so reinglühender Liebe, und des Frohsinns und innern Friedens wo wir in diesem oder jenem Liede ihren Wohlklang bemerken. Bewundern wollen wir, neben der Gedankenfülle, daß unserm autodidaktischen Sänger so mannigfaltiges Sollenmaß, so wohlklingender Versbau und williger

Reim durchweg gelang; Hrn. Pastor Elverfelds Versicherung bürgt uns dafür, daß alles dieß dem Letzten selbst gehört. Vortrefflich ist gleich der erste Morgengesang; kein namhafter Dichter hätte sich seiner zu schämen; fände er doch noch ein Plätzchen in dem unter der Presse befindlichen lettischen Gesangbuch! Wie würde es den Dichter selbst und seine Nation erfreuen, auch gewiß dem Buche manchen Abnehmer mehr gewinnen. Nicht minder zeichnen sich ein Winter- und Frühlingslied, und die Elegie über sich selbst — jene durch wahre und liebliche Bilder, diese durch den Ausdruck frommer heiterer Resignation — aus. Ein andres recht braves Liedchen feyert des Vaterlandes Fülle und Glück. — Von manchem hübschen Bauermädchen pflegt man zu sagen, es würde sich in irgend einem unsrer weiblichen Modegewänder ganz artig ausnehmen; das heißt denn so viel: das Mädchen hat feine Gesichtszüge, zarten Teint, gebildeten Anstand; und wirklich liegt darin etwas Wahres, denn eine an und für sich recht leidliche Bauernfigur würde, ohne jene Eigenschaften, im Kostüm der kultivirten Modewelt eine lächerliche Karrikatur abgeben. Sollte man nicht eben so auf den Vorzug lettischer Gedichte, die sich auch im geschmackvollen deutschen Gewande so vortheilhaft darstellen, analogisch zurückschließen können? Und so wäre allerdings die gelungene Übersetzung, welche unser beliebte Dichter v. Schlippenbach von einem Paar

dieser Lieder geliefert hat, und welche die gelesenste Zeitschrift, der Freymüthige, aufzunehmen nicht verschmähte, eine indirekte Lobrede auf ihren Originalwerth. — Nun, er sey uns willkommen, dieser erste bekannt gewordne Nationalsänger! Möchte doch allgemeiner Beyfall und liberale Unterstützung ihn aufmuntern, uns noch ferner Beweise seines Talents zu geben! Nachdem Deutsche schon so lange und viel dem Letten vorgesungen haben, ist es auch wohl recht und billig, daß er selbst einmal die Leyer ergreife. Fast dürfte er mit jenem römischen Dichter sagen: Semper ego auditor tantum, nunquamne reponam, vexatus toties?

Voigt.

### Männliche Frauen.

Charakterlosigkeit ist gewöhnlich mehr als unterschiedene Immoralität ein Gegenstand unsrer Geringschätzung, weil jene eine unverbesserliche Schwäche des Geistes, einen gänzlichen Mangel an Selbstständigkeit beweist. Ein böser Mensch ist doch etwas; ein charakterloser nichts. Da es wenig oder gar keine ganz böse Menschen giebt, so mag unsre Handlungsweise nur konsequent seyn, nur Grundsätze mögen sie leiten, und wir werden selten ohne Anhang seyn und wenigstens einem gewissen Zirkel genügen. Schreiber dieses dachte neulich darüber nach, woher es doch wohl kommen

möge, daß Frauen, welche eine männliche Erziehung genossen, oder sich selbst eine männliche Ausbildung gaben, und sich die Ansichten, Studien, Sitten und Geschäfte unsers Geschlechts aneigneten, im Umgange bey letzterem gewöhnlich so wenig beliebt und bey ihrem eignen ein wahrer Popanz sind. Er glaubte indeß sehr bald den Grund in der Zwitterart ihres geistigen Sinnes und Wesens gefunden zu haben, die sie, fast so wie die vermeintlichen körperlichen Zwitter, zu einem zurückstoßenden widrigen, ja oft selbst zu einem Gegenstande des Spottes macht. So wie jene Frauen von einem fast ganz männlichen Außern, die man gewöhnlich *viragines* nennt, in der Hand der bildenden Natur, so scheinen diese in der eignen Ausbildung ihres Geistes verunglückt zu seyn. Würde man nicht Männer verachten, welche ihre Bestimmung verließen, und sich bestrebten, ihren Charakter ganz zu verweiblichen? Ist aber die weibliche Bestimmung und die Weiblichkeit in ihrer schön begränzten Vollkommenheit wohl weniger achtungswerth?

Frauen jener Art können ihre männliche Ausbildung nicht mit ihrer weiblichen Bestimmung in Harmonie bringen, daher sie als charakterlose Wesen bey ihrer Erscheinung in der Gesellschaft hin und her schwanken, und sich selbst gewöhnlich sehr unglücklich fühlen. Sprechen sie über weibliche Angelegenheiten, so geschieht es in einem männli-

chen Tone. Hier ist den ächt weiblichen Gemüthern die Form und den Männern der Stoff der Unterhaltung anstößig. Nur in dem lieblichen, naiven Munde des wahren Weibes können auch weibliche Angelegenheiten bisweilen Interesse für uns gewinnen. Ist ein männliches Thema der Stoff der Unterhaltung, so mischen die männlichen Frauen sehr oft auch ihre weiblichen Ansichten hinein, weil sie doch nun einmal ihre angeborne Natur nicht ganz verläugnen können oder wollen. Dieß sagt aber wieder in Absicht des Themas ihrem eigenen Geschlechte, in Absicht der Behandlung dem unsrigen nicht zu. Auch hier werden sie also zurückgestoßen, und so suchen sie immer vergeblich mit der Gesellschaft in Berührungspunkte zu kommen, weil der Charakter der Sache ihrer Behandlungsart widerspricht. Der männliche Theil ihres Geistes verträgt sich nicht mit dem Detail der weiblichen Ökonomie und Haushaltung. Überall finden sich Ecken, an welchen sie sich verwunden. Nirgends aber wird und muß das Charakterlose ihres Wesens mehr hervortreten als in der Ehe. Nach dem Willen der Natur soll erst durch die Vereinigung eines männlichen und weiblichen Wesens etwas Ganzes, etwas Vollkommenes hervorgehen. Jedes an und für sich ist und bleibt immer nur etwas halbes, dem gleichsam das Komplement zu seinem innersten Wesen fehlt. Die Frauen heißen, in einem gewissen Sinne des Worts, nicht allein

mit Recht das schwache Geschlecht, auch wir würden es, richtig verstanden, seyn, wenn sie uns fehlten. Nur durch eine innige Vereinigung, durch eine wahre Verschmelzung des innern und äußern Lebens beyder Geschlechter, treten ihre höchsten Vollkommenheiten ans Licht und werden ihre Mängel gegenseitig gedeckt. Jedem einzelnen wird stets etwas mangeln. Aber die Natur hat hierbey auf zwey Wesen gerechnet, die sich ein jedes seiner eigenthümlichen, von ihr selbst ihm zugetheilten, Gattung gemäß, ausgebildet haben. Ein zwitterähnliches Wesen ist zu dieser Ergänzung nicht geschickt; wer es wählte, hat sich gänzlich vergriffen.

Dieser kleine Aufsatz läuft weder darauf hinaus, achtungswerthe Frauen zu kränken, die nur einmal eine ächt männliche Bildung erhalten haben, und sie öffentlich benutzen; noch weniger will er diejenigen schönen weiblichen Wesen herabsetzen, welche, Dank sey es dem Geiste unsrer Zeit, der ihnen dazu Gelegenheit giebt, sich ästhetisches Gefühl zu erwerben gewußt haben, das ihrer schönen Weiblichkeit unendliche Reize giebt. Vermöchte er es dagegen nur, manches edle weibliche Gemüth zu warnen, das seine Bestimmung verkennt, und, ohne vielleicht von der Natur durch ganz vorzügliche männliche Geistesanlagen dazu berufen zu seyn, auf dem Wege ist, durch eine sogenannte gelehrte und mannhafte Bildung ein charakterloses

Geschöpf zu werden, das sich und der menschlichen Gesellschaft zur Last ist.

Sie aber, meine Damen, die sie zu den höchst seltenen Ausnahmen gehören, welche die Natur zu viragines im geistigen Sinne stempelte, Sie müssen nun einmal dem Drange des allmächtigen Genius, der sie treibt, folgen. Die Natur der Sache und das Beyspiel Ihrer Vorgängerinnen, die es oft in vertrauten Stunden gestanden, beweist es zwar, daß sie nie ganz glücklich werden können, weil sie nirgends ganz und gar zu Hause gehören. Suchen Sie aber den Hauptgrund davon dadurch möglichst aus dem Wege zu räumen, daß sie nach Charakter streben. Müssen Sie einmal nach männlicher Art und Weise handeln, so handeln sie auch ganz in männlichem Sinne. Vor allen aber mögen Sie die Liebe fliehen, denn sie gehört nicht in ihre Bestimmung, und würde weder Sie noch den Gegenstand derselben beglücken. Nicht weibliche Seelen veredelt und verschönert sie; Sie aber würden sich, wie Schillers Jungfrau, welche in dieser bedeutenden Katastrophe ihres männlichen Wirkens so wahr und schön geschildert ist, durch irdische Liebe in ihrem innersten Wesen geschwächt und vernichtet fühlen.

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
 von Ulrich Freyh. von Schlippenbach.  
 (Fortsetzung des in No. 43 abgebrochenen Aufsatzes.)

Der Hof und Park in Heyden; Weg bis Mitau.

Nur wenige Werst von Doblen entfernt liegt Heyden, wo sich ein Park in der Anlage befindet, der, wenn er vollendet seyn wird, an Größe des Plans und in der Ausführung alle andere, die ich bisher in Kurland sah, übertreffen dürfte. Die ganze Hoflage, von der jetzt nur allein die Nebengebäude vollendet sind, wird so eingerichtet, daß sie mitten im Park eine Hauptpartie desselben ausmacht, und gleichsam der Schlußstein des schönen Gewölbes wird. Selbst entfernte Gebäude sollen mit dem Ganzen verbunden werden, und eine Mühle, die eben erbaut wurde, nebst mehrern andern Häusern sich diesem anschließen. Eine einzige Partie kann man als ganz vollendet ansehen, und diese ist sehr lieblich. In einem ziemlich großen Teich, der rundum von alten hohen Bäumen umgeben ist, an deren Wurzeln die Wellen spielen, liegt eine Insel, auf welcher ein aus drey Zimmern bestehendes Häuschen im italienischen Geschmack von Steinen erbauet ist. Um die Insel herum breitet sich, wie ein grüner Vorhang, das frische Laub junger Pappelweiden, über welche sich das gefällige Häuschen mit seiner weißen Mauer äußerst malerisch erhebt. Eine Fähre, auf der man sich selbst herüberziehen kann, führt zu diesem Inselhäuschen.

Herrlich ist aus den geschmackvoll decorirten kleinen Zimmern die Ansicht des Wassers, von den hohen am Ufer stehenden Bäumen umschlungen; zahme Schwäne gleiten hier auf dem Spiegel der Fluth, der ihr schönes Bild doppelt zurückstrahlt, vorüber. Man denke sich dabei die sehr gut unterrichtete, aus 14 Personen bestehende, Kapelle des edlen Besitzers, wenn sie in den, dem Häuschen gegenüber liegenden, Gebüsch Harmonien ertönen läßt, die, von sanften Westen über die Wellen getragen, wie Träume einer bessern Welt vorüberziehen: o! dann wird man gewiß gerührt gestehen, daß auch in dem nördlichen Klima unsres Vaterlandes ein hoher Natur- und Kunstgenuß möglich wird, wenn man diesen zu erreichen, nur nicht Kosten und Mühe scheut. Mehrere in der Nähe von Heyden stehende Wäldchen werden auf die geschmackvollste Art mit dem Park verbunden werden, so daß der Umfang desselben noch den des mescheneefischen übertrifft. Ein sehr geschmackvoller Tempel mit einer runden Kuppel, auf freystehenden jonischen Säulen ruhend, war eben fertig geworden. Er steht auf einer Anhöhe, unter Gruppen blühender Sträucher und Blumen. In einer andern Partie des Parks war eine Voliere, an der sich ein geräumiges Zimmer anschließt, im Entstehen begriffen. Allenthalben sah man Menschen beschäftigt, diese Gegenden zu den reizendsten des Vaterlandes zu erheben. Ich kann jetzt nur ein Blatt aus dem

schönen Werke der Kunst und Natur, das in Meydens fruchtbaren Fluren entstehet, darbieten; aber ich behalte es mir vor, wenn die ganze Anlage vollendet ist, auch dem ausländischen Leser das Gemälde einer Naturschönheit, so gut ich vermag, zu kopiren, da dieser Park gewiß mehrere selbst in Deutschland bekannte ähnliche Anlagen übertreffen wird. Je mehr man sich Mitau um die Johanniszeit nähert, je häufiger erblickt man Equipagen aller Art, die bald im langsamsten Schritte, bald mit fliegender Eile die Straße bedecken. Hier ein alter ungeheurer Wagen, in dem, wie in jenem, am burgundischen Hofe bey der Hochzeit Karls des Kühnen zum Vorschein gebrachten, Wallfisch, zwölf Reuter und eben so viel Wassernixen hinlänglich Platz haben; dort ein leichtes Kabriolet mit flüchtigen Engländern bespannt; hier ein schwerer Geldwagen, den vier starke Pferde nur mühsam fortziehen; da ein Fuhrmann, aus dessen Planwagen gefällige Schönen hervorblicken. Sie stehen mit dem hinter ihnen herziehenden ersten Bauern, der in einem vergitterten Kasten, Hühner und Enten zum Verkauf nach der Stadt führt, im auffallenden Kontrast. Überhaupt giebt dieß ganze Gewühl schon ein paar Meilen vor Mitau der Landstraße eine Lebendigkeit, die den Weg selbst sehr unterhaltend macht. Endlich erblickt man die Thürme, dann die Stadt selbst, die sich in der Ferne recht vortheilhaft ausnimmt, und über eine,

ziemlich verfallene, Brücke, nachdem man die an selbiger stehende Schildwache durch den lauten Ausruf: Edeschni! beruhigt hat, langt man in Mitau an.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Theaternachricht aus Mitau.

Die hier jetzt gewöhnlichen Koppia den — an die sich gleichwohl der gute Geschmuck nicht gewöhnen will — wurden am 27. Oktober einmal durch die Extravorstellung des Herrn Hunnius unterbrochen, der sich, bey seiner Durchreise nach Deutschland, in einem selbstgeschaffenen musikalischen Monodram, unter dem bedeutungsvollen Titel „der verunglückte Schauspieldirector,“ producirte. Die Musik von Neukomm, welche gewiß zu den vorzüglicheren dieser Gattung gehört, würde übrigens durchaus für den langweiligen Inhalt und dessen eben so langweilige Verarbeitung auf den Brettern, haben entschädigen müssen, wenn nicht unser invalides und fast krüppelhaftes Orchester, das sich mit einer beispiellosen Resignation über alle Schwierigkeiten hinwegzusetzen pflegt, im Schweiß des Angesichts dafür Sorge getragen hätte, daß uns auch das Hören verging.

Hierauf folgte eine Burleske des Schauspielers Steinsberg, die K b c h e betitelt, mit der Musik eines gewissen Kaltenhof, der eben nicht zu den Koryphäen der musikalischen Literatur zu gehören scheint.

Es war eine Komposition im eigentlichsten Sinne — eine Zusammensetzung fremder Gedanken und größtentheils bekannter Melodien. So wenig dieß kleine Stück zur Empfehlung des Verfassers und Tonsetzers diente, so gewährte es zum mindesten doch im Ganzen mehr Unterhaltung als das erstere, wozu das gewandte Spiel des Herrn Hunnius und seines Gefährten, eines Herrn K o r o p, am meisten beytrug. Eine weibliche Figur darin (Mlle. Hunnius) war nur — und zwar in jeder Rücksicht — als Lückenbüßer zu betrachten. Sie sang zwar — doch ohne Stimme; auch agirte sie, aber ohne Aktion.

Wenn Referent auch in Absicht des Herrn Hunnius eines Theils das Urtheil des rigischen Korrespondenten in No. 43 dieses Blattes unterschreiben muß; so darf er ihm doch auf der andern Seite das Lob nicht versagen, daß er ein geübter Schauspieler und besonders für das Fach der Alten in der Oper gewiß immer sehr zu brauchen sey. Sein Paß gehört zwar nicht zu den ausgezeichneten, aber seine Stimme ist nichts weniger als unangenehm.

— 5.

#### — Anfragen.

Was war die *Watgese*, die der Herrmeister in einem Freiheitsbriefe am Sonntage *Judica* in der Fasten 1454 der Stadt *Riga* erlassen hat, deren in dem sogenannten *rothen Buche* inter

Archiepiscopalia u. s. w., welches Herr Friebe im 26. Stücke der nordischen Miscellaneen abdrucken lassen, S. 47 erwähnt worden, und wovon Herr Friebe vermuthet, daß es vielleicht der Wahrzins (Arndt Th. 2, S. 150) gewesen sey?

Ich vermuthete, daß es ein Fischzins gewesen sey. Denn Wate ist ein großes Zugnetz zum Fischen, welches aus zwey starken Wänden zum Ziehen und einem Sacke in der Mitte besteht; und Gisia, Gita, nach Du Fresne, eine Abgabe, womit Cisa, Cisia, Sisa, Assisa, Zise, Alcise, verwandt sind. —

Das Oberdeutsche War, im Niederdeutschen Ware, in Schwaben und in der Schweiz Wuhr, im Hochdeutschen Währ, Wehr, bedeutet einen Damm durch einen Fluß, das Wasser dadurch aufzustauen und in einer gewissen Höhe zu erhalten.

2. Welche Bewandniß hat es mit dem wunderbarlichen Hausmährlein von dem „verachten frommen Afschenbössel und seinen stolzen spöttischen Brüdern“, dessen im Froschmäußler S. 6 der Vorrede nach der Ausgabe, die zu Frankfurt 1683 bey Eruthrophilus in 8. herausgekommen ist, gedacht wird? und wo ist dieses Hausmährlein zu Hause?

Ich bitte über beyde Fragen von denenjenigen, die es vermögen, um gefällige Belehrung entweder in diesen Blättern oder auch in Briefen.

—  
Elevogt.

## Ehrenbezeigung.

Dem Verfasser der Recension in No. 37 der B. U., so wie dem Redakteur dieses Blattes, ist die ausgezeichnete Ehre widerfahren, in einer unlängst von dem Herrn Dr. Vogel in Niga, unter dem Titel: „Antwort auf die Schimpfreden, welche über Herrn Rath Hentsch und über mich in den mitauschen wöchentlichen Unterhaltungen No. 39 (37) eingerückt worden ist,“ herausgegebenen, — wie man erachten kann — überaus lesenswerthen, Schrift höchlich getadelt zu werden.

## Der Fischerpoet.

Als Sanct Antonius, spricht die Legende,  
Den Fischen predigte, da staunten sie empor.  
Als du den Fischern neulichst sangst — behende  
Verstopften selbst die Fische sich das Ohr.

## Der Operettendichter.

Gesang! Gesang! wünscht er zu seiner Verfeley,  
Und nirgends finden sich dazu die Kehlen;  
Doch wär' auch dieß — bey meiner Treu,  
An Ohren würd' es immer fehlen.

— 6.

## Druckfehler.

In No. 44 ist S. 281 Z. 9 statt die den; ebend. Z. 10 statt Einwohner Einwohnern, und S. 282 Z. 12 statt hätte hätten zu lesen.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

No. 46. Mitau, den 12. November 1806.

---

## L i t e r a t u r.

Nordisches Archiv vom Jahre 1806 2c. Er-  
stes und zweytes Bändchen.

(Beschluß der in No. 41. abgebrochenen Recension.)

Monat April. 1. Rede zur Feyer der  
Thronbesteigung Alexanders des Er-  
sten, gehalten am 12. März auf der rigaschen  
Bühne. — Der Verfasser ist der Schauspieler  
Herr Lange. — 2. Bemerkungen über M.  
Snell's, vormaligen Rectors zu Riga,  
Beschreibung der russischen Provinzen  
an der Ostsee. — Dieses Buch ist nicht bloß  
in den ostseeischen und andern Provinzen des  
Reichs, sondern auch im Auslande häufig gelesen  
worden. Die vielen darin enthaltenen Unrichtig-  
keiten und schiefen Darstellungen veranlaßten die  
hier, wahrscheinlich nach ihrem ganzen Inhalte, ge-  
lieferten Bemerkungen eines unlängst verstorbe-

nen würdigen Veterans der Stadt Riga, (F. C. Schwarz), welche zu Göttingen im Jahre 1798 gedruckt erschienen. Durch einen eignen Zufall ging jedoch die ganze Auflage, bis auf ein einziges Exemplar, verloren, und Herr Kaffka hat daher besonders dem rigaschen Publikum, das ein vorzügliches Interesse an diesen Bemerkungen hat, und dem das Andenken des verewigten Verfassers heilig ist, ein sehr willkommenes Geschenk durch Mittheilung derselben gemacht. Zwar stehen sie unter sich selbst in keinem Zusammenhange, doch sind Auszüge wegen des verschiedenartigen Interesses, ohne die Haltung des Ganzen zu verletzen, nicht wohl zu liefern. Noch ist zu erwägen, daß diese Bemerkungen vor dem Jahre 1789 geschrieben sind, und in der Zeit manche angegebene Berichtigungen eine Abänderung erlitten haben. — 3. Johann Keppler. Ein kurzer Nekrolog dieses verdienstvollen Wiederherstellers des Kopernikanischen Weltsystems, dessen Andenken jetzt die Stadt Regensburg, wo Keppler im Jahre 1630 starb, durch ein zu errichtendes Denkmal auf dankbare Nachkommen bringen will. — 4. Radotage über die Weiber. Eine Darstellung der gelehrten Schwärmereyen eines Aristoteles, Simonides, Gedicus und Cujas über die Weiber. — 5. Wie gefällt die Vernunft. Demofrits Laune scheint dem Verfasser nicht eigen zu seyn. — 6. Weibliche Bildung und Er-

ziehung. Die Übersetzung einer vor kurzem in Paris erschienenen Preischrift über die Frage: *quel est pour les femmes le genre d'éducation le plus propre à faire le bonheur des hommes en société?* deren Verfasserin Madame Bernier ist. Gern würden wir, wenn nicht der Raum es verböte, mehrere Stellen anführen, die das richtige und schöne sittliche Gefühl der Verfasserin bewähren. — 7. Haustafel der Chineser — aus dem russischen des Hoango Kiang in Kiachta. Regeln der Diätetik, die am Schlusse das heilsame Seelen- und Leibespräservativ angeben: „Gewöhne dich früh daran, alles, was dir im Leben vorkommt, von der angenehmsten Seite zu betrachten.“ — 8. Über die Ursachen der Theuerung einheimischer Produkte und die Mittel zur Herabstimmung ihrer Preise. Fragmente aus einem patriotischen Gespräche, — nach der Erklärung des Verfassers — flüchtig und ohne Anspruch hingeworfen. Unter den Ursachen werden — wie es scheint mit zu geringer Würdigung der Hauptursache, der jetzigen sehr hohen Preise des Getreides, da diese doch den Maassstab zu allen andern Preisen angeben, — mehrere bekannte aufgestellt. Unter den zur Herabstimmung der Preise von Lebensmitteln angegebenen Vorschlägen sind aber manche, die nur als fromme Wünsche angesehen werden können. — 9. Freunde, Freunde-

schaft, paradoxer Wörter. Aus der düstern Ansicht, mit welcher der Verfasser die Ausführung unternimmt: „Ich hatte einst den schönen Traum von Freundschaft, von Anhänglichkeit und Treue ächter Freunde; ich fühlte einen unbezwingbaren Drang zu Jedem, der sich mir mit den heiligsten Versicherungen dieser gepriesenen Seligkeiten, und also der Vollkommenheit meiner Ideen von wahrer Freundschaft näherte. Ich hing mit ganzer Seele, mit vollem Vertrauen an Menschen, die sich meine Freunde nannten — aber ich ward getäuscht, hintergangen, schändlich betrogen,“ kann nur eine sehr einseitige Auflösung des angekündigten Paradoxons erfolgen. — 10. Briefauszüge aus St. Petersburg, Theaternachricht; aus Reval und Libau, desgleichen aus Moskau, über das Verbot des nordischen Merkurs des Probsts Heydecke; Theaternachrichten aus Riga. Aufführung zweyer Hayd'n'schen Stücke zum Besten der Unterstützungskasse für mittellose Musiker und deren Wittwen und Waisen. Diese löbliche Einrichtung, nach dem Muster mehrerer großen Städte, aus den jährlich zu gebenden Concerten einen Unterstützungsfond denen zu verschaffen, die ihr ganzes Leben dem in sich selbst schönen, aber von außen her nur selten lohnenden Geschäfte widmen, hat hier den besten Fortgang gehabt. Nach 3 jährlich gegebenen Concerten besteht jetzt der Fond aus ungefehr 700 Rthlr. — 11. Der Eisgang der Duna.

Ein Gemälde des in diesem Jahre so fürchterlich drohend gewesenem, und durch die zur höchsten Zeit glücklich erfolgte Erleichterung der Eisgangsmasse, wider Vermuthen, mit mäßigem Schaden abgelaufenen Eisgangs. Hin und wieder hätte mehr Korrektheit auf den Ausdruck verwandt werden sollen; auch liegt Riga nicht, wie hier bemerkt wird, unter dem  $56^{\circ} 18'$ , sondern, nach den neuerlich bekannt gewordenen und von der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg mit Beyfall bestätigten astronomischen Beobachtungen des Herrn Kollegienraths v. Brückner, unter dem  $56^{\circ} 57'$  n. Br. — 12. Anekdoten.

Mayheft. 1. Etwas über die Leibeigenschaft in Rußland. Ein Bruchstück aus einer Handschrift des verstorbenen Staatsraths und Ritters v. Stählin. — „Der Bauer hat keinen Antheil an dem Lande, das er bearbeitet. Grund und Boden, so wie der Bauer selbst, gehören entweder zum Eigenthum der Krone oder des Adels; vordem auch der Geistlichkeit, die dafür mit baaren Einkünften oder Besoldungen versorgt ist. Eine besondere Art von Leibeigenen sind diejenigen, die man ehemals Cholo poi nannte, das Haus- und Hofgesinde eines Eigenthumsherrn, Leute, die man nicht, wie die Bauern, glebae adscripti nennen kann, weil sie zum Landbau nicht gebraucht werden. Es waren aber diese Cholo poi nach ihrem Ursprunge Leute, die einer vom

Adel von dem andern gekauft hatte, die ihm im Kriege als Gefangene zu Theil worden waren, die sich freywillig entweder auf gewisse Jahre ihm zu dienen verpflichtet, oder sich auf Zeitlebens, oder mit ihren Nachkommen erblich verschrieben hatten. Aus diesen machte der Herr seine Haus- und Hofbedienten, nach ihren verschiedenen Fähigkeiten. Als Peter der Große die Kopfsteuer einführte, so wurden auch die Haus- und Hofbedienten des Adels (Cholopoi) mit unter diese Kopfsteuer begriffen, welches sie zwar ihren Herren nicht verbindlicher machte, als sie schon vorher waren, wodurch sie aber mit den Bauern, vor welchen sie bis dahin einen großen Vorzug gehabt hatten, beynah in eine Klasse gesetzt wurden. Seit der Zeit hat die Benennung von Cholopoi in Schriften und auch in gemeinen Reden aufgehört, es sey denn, daß man jemand an seine Herkunft erinnern wollte. Es ist dafür der Name Krepostnoje eingeführt worden, der sich nicht weniger für die Bauern schickt. — 2. Bemerkungen über Snell's Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee. Fortsetzung. — 3. Der Sund. „Er ist dem Norden, was dem Süden die Meerenge von Gibraltar ist, und Helsingöer und Helsingborg sind auch Säulen des Herkules. So lange irgend eine Macht sich nicht im Besitz von ganz Seeland und der Küste von Schoonen befindet, kann an eine Sperrung des Sundes gar

nicht gedacht werden.“ Eine Beschreibung der wichtigsten Gegenden und Inseln, die den Sund dominiren und die doch alle erst besetzt werden müßten, ehe man an die wirkliche Sperre desselben denken kann. — 4. Flüchtige Kleinigkeiten. Unter diesen mit Laune geschriebenen *pensées* verdient die Untersuchung der Frage: Ob die Damen lesen oder nicht lesen sollen, Beherzigung. — 5. Auch etwas über die nachtheiligen Folgen der hohen Miethen in Riga. Ein Supplement zu demjenigen, was in der *Fama* hierüber abgehandelt ist, und eine nur lokale Beziehung auf Riga hat. — 6. Die merkwürdigsten russischen Gesandtschaften nach China, vom Zaar Alexei Michailowitsch bis auf Kaiser Alexander I. — Die Russen waren die ersten, die als ein handlungtreibendes Volk die Bekanntschaft mit den Chinesen machten. Einige Jahre bestand dieser Verkehr ohne Einmischung beyder Regierungen, als Zaar Alexei Michailowitsch 1654 eine feyerliche Gesandtschaft nach China abfertigte, um mit diesem Reiche in nähere Handelsverbindung zu treten. Der Abgesandte war Baikow. Die zweyte Gesandtschaft fertigte Peter der Große in gleicher Hinsicht im Jahr 1692 nach Peking ab; an deren Spitze stand der bekannte Reisebeschreiber Vöbrand Ides. Die dritte ward 1719 nach China gesandt. Im Jahre 1726 schickte Katharina I.

eine Ambassade nach Peking, zur Beylegung von Streitigkeiten und wegen Berichtigung der Grenzen, unter Anführung des Grafen Raguzinsky. Die neuesten Ereignisse von der im Jahre 1805 nach China beförderten Gesandtschaft sind allgemein bekannt. — 7. Merkantilische Nachrichten aus Riga — St. Petersburg — Odessa — Libau. — 8. Theaterneuigkeiten aus St. Peterburg. — 9. Anekdote.

Junyheft. 1. Sitten und Gewohnheiten, häusliche Gebräuche, Bedürfnisse und Erfindungen der Alten. — Enthält manches Interessante. — 2. Bemerkungen über Snell's Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee. Fortsetzung. — 3. Über die uns bevorstehende gänzliche Versandung des Dünaströmes an seinem Ausflusse in die Ostsee, von J. C. Broße. — Ein mit patriotischer Herzlichkeit und aus Lokalbeobachtungen gesammelten Kenntnissen geschriebener Aufsatz. Das, was der Verfasser von der Schadhastigkeit der alten Dämme sagt, hat eigentlich nur Beziehung auf den sogenannten Katharinendamm, dessen Wiederherstellung absichtlich seit mehreren Jahren unterlassen worden. Die herzliche Apostrophe an Riga's treffliche Bürger wird gewiß den Weg zum Herzen finden; zum Trost dieser Edlen könnte aber angeführt werden, daß, nach authentischen Nach-

richten, im Jahr 1684 das Fahrwasser der Düna so versandet gewesen, daß die schon beladenen Schiffe nicht von der Stadt mit der Ladung weggehen konnten, welches ein besonderes königlich schwedisches Reskript an den Rath der Stadt veranlaßte. Doch hat die Natur, ohne daß man derzeit andere als Palliativmittel brauchte, geholfen, und dann ist es nicht sowohl einer Sorglosigkeit, als vielmehr gemachten abschreckenden Erfahrungen beyzumessen, wenn man lieber dem Gange der Natur, der vorsichtig geleitet, nicht forcirt werden darf, und der bisweilen wunderbar überraschend wirkt, wie es in diesem Jahre noch mit der Begräumung der Sandbank vor der Stadt der Fall war, sich überläßt, als kostbaren, ja selbst verderblichen Unternehmungen, die mit dem versprochenen Erfolge, wenn vielleicht auch nicht mit den besondern Absichten eines mit dem Lokale nicht genugsam bekannten Projektors, geradezu im Widerspruch stehen. — 4. Wo durch kön. dem russischen Staate mehrere arbeitsame Hände für den Ackerbau erhalten werden? — Der Verfasser schildert den Nachtheil, den die Kultur des Ackerbaues dadurch erleidet, daß viele fleißige Hände durch die nomadische Lebensart der Russen, die aus dem Innern des Reichs nach den Städten Moskwa, Petersburg und Riga wandern, verloren gehen, mit treffenden Farben. Noch verdient hierbey wohl der

Umstand eine moralische Berücksichtigung, daß dadurch eine, durch Ungebundenheit und durch die Laster der niedrigern Stadteinwohner, verderbte Klasse von Menschen entsteht. — 5. Ansicht von St. Petersburg am 1. May und den folgenden Tagen — für den, welcher in der Kaiserstadt gewesen, eine angenehme Reminiscenz, für jeden andern ein treues Gemälde dieser Frühlingsfeyer im Norden. — 6. Rußlands Handel am schwarzen Meere. — „Jetzt, da es durch den gegenwärtigen Krieg um den ostseeischen Handel Frankreichs geschehen ist, sucht es von Seiten seiner neuen Akquisitionen her, Theil an dem Handel des schwarzen Meers zu erlangen, um seine Marine aus dieser Weltgegend zu erhalten und wieder herzustellen. Die Präensionen, die es neuerlich durch seinen Gesandten an die Pforte ergehen ließ: Frankreich in Besitz aller der Plätze zu setzen, die das ehemalige Venedig in den Zeiten seines größten Florß unter seine Staaten zählte, beweisen klar und deutlich die Absichten der französischen Regierung. Und gelänge es ihr, auf irgend eine Art diesen Plan durchzusetzen, so kann unter diesen Umständen die europäische Türkei dem Schicksale des ehemaligen Polens nicht entgehen. Sollte erst ein solider, auf festen Grundsätzen beruhender Friede zwischen Frankreich und England zu Stande kommen, so ist unstreitig für Frankreich eine reelle und aufrichtige Handelsverbindung mit

dem südlichen Rußland von großem Belange. Es wird seinen Wein und sein Öhl mit Vortheil an den Küsten und bis ins Innere Rußlands absetzen. Auch dem Debit französischer Manufakturwaaren, als französische Tücher, Galanteriewaaren, Seidenzeuge, Stoffe u. s. w., würden sich günstige Aussichten öffnen.“ — 7. Etwas über die Schädlichkeit und die Decenz beleidigende Sitte der übertriebenen hohen Weinkleidertracht. Ein Wort zu seiner Zeit, zur Beherzigung in physischer und moralischer Rücksicht. — 8. Bemerkungen über die gegenwärtigen Blockaden. Vom Herausgeber der Minerva, Hauptmann v. Archenholz. — 9. Der Lebenserhalter bey dem Schiffbruch. Ein Chirurgus, Namens Henry, in Wapping zu London, hat vor kurzem wasserfeste lederne Ramsöler erfunden, die so gemacht sind, daß er sie in einer halben Minute aufblasen kann. Wer ein solches Ramsöl anhat, schwimmt über dem Wasser bis zur Hälfte des Körpers und hat die Hände völlig frey, welche er sonach zu seiner fernern Rettung, durch Beschützung des Kopfes gegen überschlagende Wellen, durch Abwehrung neibender Bretter, durch Ergreifung eines zugeworrenen Stricks u. dgl. anwenden kann. — 10. Merkantilische Nachrichten aus Irbit — St. Petersburg — Riga — einige von 1682 — Rächta. — 11. Theaternach-

richten aus St. Petersburg. — 12. Anzeige von einigen in der nordischen Kommissionsbuchhandlung zum Verkauf stehenden Werken.

### Werners Luther.

Das Hauptstück des Berliner Nationaltheaters war seit der Mitte dießs Sommers ein historisches Drama, worin der Reformator Luther die Hauptrolle spielt, und das bloß darum den räthselhaften Titel: Weihe der Kraft, erhielt, weil gegen seine eigentliche Ueberschrift, die den Namen des Helden selbst trug, von einem Theil des Berliner Publikums und dem dortigen Oberkonsistorium selbst vielleicht nicht ungegründete Bedenklichkeiten erhoben wurden. Der Verfasser des Stückes, der, aus Warschau nach Berlin verpflanzt, sich jetzt ganz der dramatischen Muse zu weihen gedenkt, Werner, hatte zuerst durch seine *Söhne des Thales* ungewöhnliche Erwartungen erregt. Sein zweytes dramatisches Gedicht: das *Kreuz an der Ostsee*, blieb weit hinter jenem ersten zurück, und zeigte einen Hang zu einem mystischen Nebulismus und zu schwärmerischer Bergeistigung, der sowohl der Bestimmtheit der Figuren, als der Klarheit der Exposition großen Abbruch thun mußte. Auch in seinem *Luther* entdeckte man deutliche Spuren dieses Hangs, und die Nebenfigur der Katharina von Bore und Theo-

balds (Luthers Famulus) gaben der Kritik mehr als eine unverhüllbare Wölfe. Das Stück wurde indeß vom Direktor der Berliner Bühne, Iffland, der selbst die Rolle Luthers zu spielen übernahm, und seine ganze Kunst und Kraft aufbot, um ihr Genüge zu leisten, mit einem seltenen Aufwande prächtiger Dekorationen und Aufzüge zum Reichstage, den Kaiser Karl V. hält, ausgestattet, und fesselte die Schaulust des Berliner Publikums unwiderstehlich. Es konnte nicht oft genug wiederholt werden. Bey der lebhaftesten Theilnahme dieses Publikums an seinem Nationaltheater kam es bald zu einem heftigen Meynungskriege. Die Mißbilligung über die Wahl des ganzen Gegenstandes und über die Verfälschungen des Charakters Luthers und seiner Frau wurden immer lauter, und eine zur Karrikatur ausartende Schlittenfahrt, welche von Spöttern an einem schönen Sommerabend mitten durch die Straßen der Stadt unter Fackelschein und gewaltigem Volkszulauf so aufgeführt wurde, daß Luther selbst mit seiner Frau und dem Famulus auf dem Schlitten stehend vorgestellt und von andern, als reitende Nonnen verkappten, Masken umschwärmt wurden, gab ein allgemeines Argerniß, und zog den Anstiftern der Farce gerechte Ahndung zu. Unterdessen hatte Iffland den Urlaub, den er jährlich auf einen Monat zu einer dramatischen Reise zu nehmen pflegt, zum Theil dazu angewandt, daß er Werners Luther,

der schwerlich auf einem andern Theater je aufgeführt werden dürfte, in mehreren Städten, wo er durchreiste, vor einem großen Publikum vorlas. Wie dieß Deklamatorium in Halle, wo er es zuerst vor mehr als 300 Zuhörern, Professoren, Studenten u. vortrug, aufgenommen wurde, haben andere öffentliche Blätter ausführlich erzählt. Er ging dann nach Braunschweig, wo auch schon ein andres Drama, das Luthers Namen trug, von Klingmann verfaßt, mit Beyfall aufgeführt worden war. Werner hat sich in einer kleinen Schrift, die in Berlin erschien, über manche ihm wegen dieses Stück's gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen gesucht. Das wünschenswerthe, daß durch einen baldigen Abdruck des ganzen unverfälschten Stück's (denn vieles mußte bey der Vorstellung weggeschnitten werden) das ganze deutsche Publikum zum Richter berufen werde, geschieht nun. Das Stück wird in einem zierlichen Aussen in Almanachsform mit Kupfern, von Dähling und Catel gezeichnet, in wenig Wochen in Berlin bey dem Buchhändler Sander erscheinen.

---

Aus Riga vom 1. November.

(Man s. No. 43. S. 270).

Hier haben Sie den versprochenen Verfolg der Nachrichten über die Gastrollen der Herren Hunnius und Ellmenreich.

Als Sarastro und Osmin ließ Herr Hunnius

seinen Vorgänger, sowohl im Spiel als Gesang, weit hinter sich zurück. Wo jener die tiefen Töne nur andeutete, hörte man bey Herrn Hunnius doch wenigstens reine und vernehmliche Intonation. Den Sarastro haben wir hier noch nicht besser gesehen, selbst Herrn Hübsch nicht ausgenommen. Alle Hunnius, die die Blonde spielte, ist zu unbedeutend, um über ihr Spiel sowohl als ihren Gesang ein Wort zu verlieren. Das nämliche gilt von Madame Hunnius, die unsre Thoren mit einer verstümmelten Arie aus Mozart's Titus quälte. Fuimus Troes! — Herr Hunnius erhielt die Einnahme einer Vorstellung, wozu er wieder ein Intermezzo eigener Fabrike, den verliebten Nachtwächter, wählte. Da, wie es scheint, nur Herr Hunnius einen großen Werth auf seine sogenannten Intermezzos legt, Niemand aber denselben Geschmack abgewinnen kann, so verlohnt es sich auch nicht der Mühe, darüber etwas weiter zu sagen.

Es könnte einer Übertreibung ähnlich sehen, wenn wir behaupten wollten, Herr Ellmenreich sey vielleicht der einzige Sänger Deutschlands, der es wagen darf, den Italienern ein Intermezzo nachzumachen; und doch ist es so! — Schon der Ruf aus Paris, Wien und Breslau verkündigte von der günstigsten Seite diese Plaisanterien und Ellmenreichs unübertreffbare Art der Ausführung. Wirklich ließ er in dem Intermezzo: U

Calzolaro innamorato, nichts zu wünschen übrig, und befriedigte durch seinen schönen Gesang und sein braves Spiel einstimmig das ganze Publikum. Aber auch Mlle. Brück'l sang und spielte die Partie der Dorina eben so meisterhaft, als das Orchester vortrefflich akkompagnirte. Alles war entzückt, und das Stück mußte, bey abermals gedrängt vollem Hause, wiederholt gegeben werden.

Weit größer aber, als Sänger und Schauspieler, bewährte Herr Ellmenreich sein Talent in der Rolle des Michelli im Wasserträger. Groß, edel und schön war sein Spiel, sein Gesang rührend und ans Herz greifend. Wir glaubten bisher diese Rolle vollkommen gut dargestellt gesehen zu haben; aber Ellmenreichs Michelli riß uns aus dem Traum. Jemand, der zufällig dieser Vorstellung hier beywohnte, und während seines Aufenthalts in Paris den Wasserträger gesehen hatte, versicherte laut: so spiele man jene Rolle auch in Paris! — Ein allgemeines Herausrufen gab Herrn Ellmenreich Gelegenheit, den Schauspielern und unserm Orchester viel Schönes zu sagen; was sie auch wirklich verdienen. Möchte es doch Herrn Ellmenreich gefällig seyn, uns den Genuß dieser Kunstvorstellung vor seiner Abreise noch einmal zu gewähren; gewiß! er würde sich den Dank des ganzen Nigaischen Publikums erwerben.

In der Rolle des Hausmeister Peter, im neuen Sonntagskind, zeigte Herr Ellmenreich sein Talent zu niedrig-komischen Rollen. So outrirt dieser Charakter hier schon gegeben worden; so behielt Spiel und Gesang bey Herrn Ellmenreich eine gewisse Grenze des Anständigen, und überschritt nie den feinen Takt. Daß übrigens die ganze Oper nur eine Posse sey, darf nie beseitiget werden. — Künstig mehr.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

---

No. 47. Mitau, den 19. November 1806.

---

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
von Ulrich Frenh. von Schlippenbach.

(Fortsetzung des in No. 45 abgebrochenen Aufsatzes.)

Die Gouvernementsstadt Mitau.

Mitau zur Johanniszeit und Mitau außer derselben gewährt zwey ganz verschiedene Gemälde. Ich würde die Stadt mit dem Nil vergleichen, der zu gewissen Zeiten seine Ufer verläßt, sie überschwemmt, und dadurch fruchtbar macht; oder, wenn das Bild nicht zu gewagt wäre, mit der Proserpina, die einen Theil des Jahres im Tartarus verlebte um den übrigen auf dem Olymp zu genießen. Zur Johanniszeit ist Mitau so interessant als es nur eine große, volkreiche Residenz seyn kann, und außer derselben stille genug, um die genossenen Johannisfreuden in ruhigen Erinnerungen zu fehern. Ich muß dem Leser daher ein doppeltes Gemälde entwerfen, und, bevor ich die Stadt zeichne, wie sie ist, sie darstellen, wie sie

immer seyn sollte, um eine der lebhaftesten Städte genannt werden zu können.

Nur allein der Einzug zur Johanniszeit ist nicht sehr glänzend, denn gleich an den Thoren, ja oft schon vor denselben, wird man von einer Menge großer und kleiner Ebräer umringt, die Quartiere anbieten; man logirt nämlich, wie zur Meßzeit in Leipzig, hier zur Johanniszeit größtentheils in Privathäusern. Mit bewundernswerther Geläufigkeit rühmt ein jeder die Vorzüge der Logis, die er anbietet, ihre Bequemlichkeit, ihre Wohlfeilheit, und zuweilen wohl auch die Reize der Wirthin. So wollte, als ich einmal im Juny nach Mitau reiste, ein kleiner krausgelockter Ebräer diesen Vorzug durchaus bey mir geltend machen, überschrie alle seine Kollegen und rief in einem fort: „was für ane schaine Wirthin!“ — Bey der Ankunft in Mitau von Doblen her hat man die Wahl, entweder auf der Großen-Schreiber- oder Judenstraße seinen Einzug zu halten. Der bescheidenste ist unstreitig der durch die letztere. Sie ist ungepflastert, mit größtentheils kleinen Häusern besetzt, und, angemessen ihrem Bilde und ihrer Überschrift, als Judengasse, gar nicht geeignet, einen großen Begriff von der Schönheit der Stadt beyzubringen. Man gewinnt aber wesentlich für seinen Wagen und die von der Reise ermüdeten Pferde; denn das Pflaster der andern Straßen gleicht an mehreren Stellen eher zerstreuten Klippen, als geordneten

Steinen. Hat man jedoch endlich sein Quartier — es sey nun mit oder ohne Empfehlung Judäas — erreicht, und liegt dieses in einer guten Straße, so ist es schon unterhaltend, die Menge der Equipagen, Reuter und Fußgänger zu betrachten, die in allen Richtungen die Stadt durchkreuzen — und man findet Gelegenheit, alle Spielarten des Fuhrwerks, vom Leiterwagen an bis zur prächtigsten Staatskutsche, zu mustern. Bereits eine Woche vor Johannis beginnt die Stadt lebhaft zu werden, und diese Zeit gewährt manchem ein irdisches Freudenleben, auf welches das Fegfeuer der drey Zahl- oder Johannistage folgt. Die Tage vor Johannis sind dem Vergnügen, den Visiten, und höchstens der Einleitung der Zahlungsgeschäfte gewidmet. Besonders aber werden sie wahre Freudentage für die Damen, indem, außer den vielen abwechselnden Vergnügungen, die alle Stunden des Tages einnehmen, eine Menge Läden mit ausgefuchtem Puz gefüllt und in jedem Augenblick zahlreich besucht sind. Oft werden auch schon um 10 und 11 Uhr Vormittags Konzerte gegeben. So sang vor zwey Jahren in dieser Morgenzeit, im Theater, bey vollem Hause, die berühmte Mara, — selbst schon im Abende ihres Lebens. Nachmittags um 3 Uhr hat man fast alle Tage Konzerte, die von durchreisenden Virtuosen, deren oft 6 und mehrere sich hier beyammen finden, gegeben werden. Ihre Einnahme muß doch beträcht-

lich genug seyn, um eine weite Reise und einen kostbaren Aufenthalt zu bezahlen \*). Wie mancher verdienstvolle Künstler hat hier nicht durch treffliches Spiel oder Gesang entzückt, und sein Andenken auch nach Jahren erhalten. Ich nenne, außer der Mara, nur Dulon, Rhode, Lamare, Himmel, die Gebrüder Preumayr, Field und Ellmenreich. Zuweilen indessen ertönt hier auch manches Waldgeschrey, das wir Nordländer, gegen unser baares Geld, für Gesang nehmen sollen. So erinnere ich mich, z. B., eines gewissen Galliani, der vor ein paar Jahren sein sehr mittelmäßiges Geflimper auf der Guitarre für unerreichbare Tonkunst verkaufen wollte \*\*).

Um 6 Uhr Abends beginnt das Schauspiel und nach demselben der Spaziergang im Offenbergschen Garten, oder ein Ball, und so sind alle Stunden des Tages, bis spät in die Nacht hinein, den Vergnügungen geweiht. Bleiben etwa noch einige Minuten übrig, so werden selbst diese zum Anschauen von Kabinetten mit Wachsfiguren, Panoramas, wilden Thieren, Mißgeburten, Riesen, Kunstreutern und Pferden in Beschlag genommen,

---

\*) Eine eigne Reise, bloß um sich in Mitau hören zu lassen, unternimmt wohl so leicht kein Virtuose. Nur der glücklichen Lage der Stadt, an der großen Heerstraße von Lissa-bon nach Kamtschatka, verdanken wir den östern Kunstgenuß. — Anm. d. Red.

\*\*) Nicht viel besser ging es uns im vorigen Jahre mit dem Harfenspiel der Demoiselle Weber. — Anm. d. Red.

und wer alle diese öffentlichen Ausstellungen sehen, alle Concerte hören, das Theater und die Bälle besuchen will, hat wahrlich keine kleine Arbeit übernommen, und muß diese Freuden im Schweiße seines Angesichts ärndten. Ich habe manchen Herrn und manche Dame gesehen, denen es auf die Weise sauer genug wurde, sich zu vergnügen, und die sich für ein jahrelanges stilles Landleben, mit vielem Gelde, und selbst mit Aufopferung des Schlafes und der Gesundheit, Erinnerungen aus der Mitauer Johanniszeit einkauften. Wenn ein ächter Kunstgeist in diesen Erinnerungen lebt, so sind sie Gewinn für das Daseyn, wo die Vergangenheit ihren ganzen Schatz der Erinnerung vertraut, und Erfahrung aus diesem die Kosten der Gegenwart bestreitet. Nur müssen die Erinnerungen nicht den Wachfiguren gleichen, bey denen das Leben in den kalten starren Bildern mehr schreckt als erfreut.

Der ganze Tag wird also, wie man gesehen hat, von Künstlern und Gauflern, von Kunst und Spaß, in Beschlag genommen; aber auch von dem Reste sollen noch einige Groschen abfallen, und bis zum grauen Morgen ziehen Leyern, Papagenosbötten und Tambourins durch die Straßen, gleichsam als müßte die Ruhe um jeden Preis gebannt werden, und sie die einzige seyn, der kein Plätzchen gegönnt wird, um auch ihr Spiel in gaukelnden Träumen zu feyern. Endlich erscheint

der Johanniſtag mit ſeinen ihm nachfolgenden beyden jüngern Brüdern, und nun ändert ſich einigermaßen die Scene. Die Freuden ſtellen ſich mehr in den Hintergrund und laſſen ernſten Geſchäften den Vortritt. Mitau hat jezt die höchſte Stufe ſeiner Fluth erreicht und ſieht wieder der Zeit der Ebbe entgegen. Alle Häuſer ſind mit Fremden vom Lande, aus Riga und aus den Städten Kurlands beſetzt; allenthalben hört und ſieht man in den Häuſern harte Thaler zählen; eine Menge Bediente laufen mit ſchweren Geldſäcken über die Straßen, oder fahren dergleichen auf Droſchken und Schleifen. Die verſchloſſenen Kaſten der Reichen öfſnen ſich, um ihren Inhalt den Händen der Ärmern, gegen jährlichen Zins, zu vertrauen. Juden aller Art durchrennen die Straßen und wollen der Noth ein Procentchen, und wohl auch mehrere, abgewinnen, oder bringen ihre Beute hier und da, wo man es am wenigſten erwarten ſollte, in Sicherheit. Die Geſichter, die Tages zuvor ein Lächeln der Freude umzog, ſind jezt ernſt und geſpannt; man bemerkt die Anſtregung der genaueſten Überlegung und Berechnung. Still und in ſich gekehrt ſieht man jezt die Männer auf den Straßen gehen und fahren. Nur die Damen läßt dieß Karneval des Pluto ungeſtört. Ihr Schutz allein hält die Muſen von der Flucht vor dem Bannſpruche der ernſten Geſchäfte zurück; ſie nähren die Götinnen in dieſer Prüfungszeit mit den

silbernen Brodsamen, die von ihrer Herren Tische fallen.

Das Schauspiel und der Offenbergsche Garten bleiben aber demungeachtet immer angefüllt, weil selbst die Männer, welche den ganzen Tag hindurch die wichtigsten Geschäfte gehabt haben, gegen Abend einer Erholung bedürfen. Oft habe ich, auch außer dem Theater, Monologe auf der Straße halten sehen und hören, denen es weder an feuriger Deklamation, noch an mimischer Darstellung fehlte. So ging einst ein Mann vor mir auf der Straße, der sehr oft die Hand ausstreckte und dabey wiederholt sagte: „Das geht unmdglich an! ich brauche selbst mein Geld und kann es nicht länger lassen.“ — Ein anderer stand jeden Augenblick still, legte den Stockknopf an die Stirn und bewegte die Lippen als ob er rechnete. So macht die Anstrengung beym Geschäfte, indem es durch subjektive Wichtigkeit, oder durch die Neigung, mit der es ergriffen wird, Leidenschaft erweckt, für die äußere Umgebung fühllos, und hat sogar den ästhetischen Werth, ein inneres Leben empor gerufen zu haben. Gewiß hat selbst Archimedes, der, bey ihn umgebender Gefahr, seine Zirkel zu bewahren hat, nicht inniger seine Wissenschaft umfaßt, als hier unsre Peripatetiker die Kreise ihrer Johannisrechnungen. Wenn man die Menge von Geld sieht, die um diese Zeit hier gezahlt oder getragen wird, so sollte man Kurland für eine der

reichsten Provinzen Rußlands halten. Eine Vor-  
 aussetzung, die jedoch bey genauerer Kenntniß der  
 Geschäfte verschwindet; denn dasselbe Kapital läuft  
 oft durch zehn und zwanzig Hände in größern und  
 kleinern Summen. Ein wahrer Protheus, wechselt  
 hier das Geld jeden Augenblick als Equivalent eines  
 andern Werthes, bis es endlich, oft und frey er-  
 blickt, im Kasten verschlossen seine Beschwörungen  
 für den Moment endet. Einen sehr richtigen Be-  
 weiß, wie oft das Geld hier in Umlauf gesetzt  
 wird, und daß die Quantität nicht ganz so be-  
 trächtlich ist, als sie scheint, giebt der Umstand,  
 daß wenn zuweilen nur 100,000 Thaler ausblei-  
 ben, oder durch Zufall steril liegen müssen, man  
 augenblicklich eine Stockung in den Geschäften  
 merkt. Dem Psychologen können diese Tage über-  
 dem als wahre Zahltag der Erfahrung dienen;  
 aber er wird sich freuen, nicht selten auch Züge des  
 höchsten Edelmuths zu entdecken, die, im Ganzen  
 genommen, ihm den Charakter der Kurländer lieb  
 machen müssen. Fälle, wo der Ärmere uneigen-  
 nützige Unterstützung und ihn rettenden Kredit er-  
 hält, wo Freunde und Bekannte wetteifern, um  
 jede Verlegenheit zu mindern, kommen häufig vor;  
 dagegen die wenigen Bucherjuden und Jüdinnen  
 allgemein gekannt sind und ihren sauern und unsi-  
 chern Profit gegen allgemeine Verachtung ein-  
 tauschen.

Während nun alles zum Altare Pluto's seine

Opfer trägt, und mancher, der zu viel oder zu wenig des Goldes darbringt, auch die Ruhe seiner Seele unter die dem Höllengott — als solcher schon ein Gott des Reichthums — dargebotenen Gaben mischt, wollen wir desto ungestörter die vorzüglichsten Tempel der Kunst, und die dem geselligen Vergnügen geweihten Plätze betrachten.

Ich nenne das Theater zuerst, weil es gewiß die vorzüglichste Unterhaltung ist, welche Mitau während der Johanniszeit darbietet. Die rigasche Schauspielergesellschaft kann sich dreist mit vielen vorzüglichen Theatern Deutschlands messen. Sie spielt in der Regel fast den ganzen Junymonat hindurch in Mitau in einem von dem Direktor, Herrn Meyrer, vor wenig Jahren, auf seine eigene Kosten, erbauten, geschmackvollen Schauspielhause, das gegen 1200 Personen faßt, und jeden Abend ohne Ausnahme stark besetzt, oft zum Ersticken überfüllt ist. Bey dem Tadel, der zuweilen über diese Gesellschaft, oft nur um die Bekanntschaft mit auswärtigen Bühnen zu beweisen, ausgesprochen wird, fällt mir die Behauptung einer gereiften Dame ein, die im ganzen Ernst versichert, die Nachtigallen hätten am Fuße der Alpen zwey Töne mehr Höhe und Tiefe, und modulirten ihren Gesang besser als die unsrigen. So geht es denn auch mit den Urtheilen über einheimische Kunst aller Art, die, gerade weil sie einheimisch ist, nicht

nur weniger geachtet wird, als sie verdient, sondern die selbst der Ausländer besser kennt und ehrt, als derjenige, der sie, als vaterländische Kunst, vorzüglich ehren und aufmuntern sollte. Man muß wirklich voller Vorurtheil seyn, wenn man das Spiel eines Porsch nicht vortrefflich finden will. Eben so sind Herr Berther, Herr Wirsing, Herr Loof ausgezeichnet verdienstvolle Schauspieler, und Herr Arnold ist ein sehr braver Sänger; Mad. Ohmann, Mad. Taube, Mad. Meyrer und Dem. Brückl aber würden dem deutschen Theater jeder Residenz Ehre bringen. Am verflossenen Johannis machte man Mad. Ohmann den Vorwurf, daß sie ihre Rollen nicht mit dem ihr sonst eignen Feuer spiele. Als Ursache davon wurde der Umstand angegeben: sie nähre ihr Kind selbst, und, da sie bemerkt habe, daß eine zu heftige Anstrengung auf dem Theater der Gesundheit des Kleinen nachtheilig sey, wolle sie lieber den Beyfall des Publikums verlieren, als die Gesundheit ihres Kindes in Gefahr setzen. „Warum nimmt sie keine Amme?“ hörte ich häufig bemerken. Sollte man es denn aber der Schauspielerin versagen dürfen, zärtliche Mutter zu seyn? Mir scheint es ein schöner Sieg der mütterlichen Liebe, wenn ein Weib ihr den Triumph der Eitelkeit opfert, und gewiß verdient es sogar die höchste Achtung, wenn sie, um den Preis des Wohlseyns ihres Lieblings am Mutterbusen, selbst aufhören

will, der Liebling der Menge zu seyn. In muntern Rollen glänzte Mad. Ohmann auch während der dießjährigen Johanniszeit mehr als jemals: z. B. als Baronin in der Beichte. Selbst Herr Dittmarsch, der nur selten den Beyfall des mit-tauschen Publikums erhält, hat einige Rollen recht brav gegeben. Im Don Karlos — der meines Bedünkens im Ganzen gut und in einzelnen Rollen vortrefflich vorgestellt ward, \*) — zeichnete sich Herr Dittmarsch, als Don Karlos selbst, sehr aus, aber der Großinquisitor, Herr La Roche, hielt ein wahres Autodafe über Schillers Meisterwerk, und zerstörte allenthalben, wo er erschien, jeden Eindruck der Kunst. Herr Porsch, als Posa, spielte mit einer Vollendung, die mich diese Rolle nie vergessen lassen wird; und zwar war hier die Kunst mit dem lebendigsten, innigsten Gefühl vereint. Ich habe sie selbst gesehen, die Thränen, die der edelfühlende Mann weinte, als schon der Schauspieler, im Gespräche mit der Königin und den Schlußworten: „O Gott, das Leben ist doch süß,“ die Bühne verlassen hatte. Mir ist dieß ein neuer Beweis, daß die Kunst des Schauspielers, so wie wohl jed: ander\*, durch warmes Gefühl ergriffen und geleitet werden muß, wenn sie mehr als kalten kritischen Beyfall erringen, wenn sie aufs Herz wirken will. — Herr Werther ist

---

\*) Im Ernst? — Der Red.

einer der gefälligsten Komiker, die ich kenne, und hat einen sehr angenehmen und gebildeten Gesang. Dürfte das Verdienst in Riga mit dem in Berlin verglichen werden, so glaube ich, würde der so gepriesene Unzelmann, den ich mit allen seinen starken Späßen sehr oft gesehen habe, Herrn Werther, welcher das Komische mit dem Gemeinen nie verwechselt, wohl nachstehen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über das jetzt bey J. F. Steffenhagen und Sohn erschienene neue Lettische Gesang- und Gebetbuch.

Es ist schon aus öffentlichen Verhandlungen bekannt, daß Seine Excellenz, der Herr Konsistorialpräsident, Kanzler und Ritter, Freyherr von Rönne, dessen Humanität den Wunsch, ein besseres lettisches Gesangbuch zu haben, begünstigte, uns: nämlich den Piltenschen Superintendenten Maczewski, den Präpositus Stender, den Doktor und jüngern Prediger zu Grobin Launitz, und den Doktor Bilterling, mit Zustimmung des versammelten Konsistoriums, zur Veranstaltung eines neuen lettischen Gesang- und Gebetbuchs erwählet haben\*), und daß durch die patrio-

\*) Auch hat der Herr Konsistorialpräsident, vermittelst eines schriftlichen Gutachtens vom 5. July 1804, sämtliche Prediger Kurlands und Piltens aufgefodert, nicht nur ihre Meinung über die Requisite eines lettischen Gesang- und Gebetbuchs, sondern auch etwaig Beyträge dazu an die Redakteure einzusenden.

tische Mitwirkung Seiner Excellenz des Herrn Geheimenraths und Ritters von Korff, als Landesbevollmächtigten, so wie der Kurländischen Ritter- und Landschaft, die Herausgabe des erwähnten Buchs edelmüthig befördert worden ist. Wir glauben indessen, etwas deutschen Lesern des genannten Werks nicht Unangenehmes zu thun, und die richtige Ansicht und Beurtheilung unserer Arbeit zu erleichtern, wenn wir eine kurze Darstellung der Grundsätze, die uns geleitet haben, und der Art unseres Verfahrens, als welche bey dem Gesangbuche selbst keinen schicklichen Platz fand, hier zu liefern, uns die Erlaubniß nehmen.

Das Hauptziel, dem wir bey diesem Buche entgegenstrebten, war möglichsst manchfaltige und für Gesinnung und Leben fruchtbare Ansicht der Wahrheiten der Religion und Sittlichkeit, und, weil dem Volke mit allgemeinen Vorschriften noch lange nicht hinlänglich gedient ist, möglichsst vollständige Berücksichtigung der besondern Lagen und Verhältnisse unserer Letten. — Da wir ferner beauftragt waren, ein Werk zum religiösen Gebrauche nicht nur einer bestimmten Kirchengesellschaft, sondern auch einer bestimmten Menschenklasse, abzufassen: so mußte auch auf den Ideenkreis und die Vorstellungsarten dieser Klasse und dieser Gesellschaft Rücksicht genommen werden. Privatmeinungen und Denkweisen anderer Stände und Menschen konnten hier nicht den Maßstab zum

Aufnehmen und Verwerfen hergeben. Genug, daß praktischem Mißbrauche möglichst entgegenewirkt ist.

Bei dem Ganzen ward eine von dem verstorbenen Propste und deutschen Prediger zu Durben, Baumbach, für den öffentlichen Kirchengebrauch angefangene und dem Dr. Launiz, veränderte testamentarischer Verordnung, zur Durchsicht und Vollendung übergebene, auch von letztern schon bearbeitete Sammlung lettischer Gesänge zu Hülfe genommen, und gewissermaßen zum Grunde gelegt. Jedoch ist eine beträchtliche Anzahl neuer Lieder eingeschaltet. Auch ist jedes Lied von neuem überarbeitet worden. Die Gesänge unserer Vorgänger, Stenders, dessen Lieder größtentheils aufgenommen sind, Baumbachs und des alten Gesangbuchs, sind da geändert, wo Inhalt und Sprache es nach unserer Überzeugung forderten. Wir haben die Liederrubriken, um uns hierin dem Geschmacke der Letzten anzubequemen, so weit es anging, aus dem alten lettischen Gesangbuche beybehalten, und nur da, wo es der Deutlichkeit und Vollständigkeit wegen nöthig schien, abgeändert und erweitert.

Einzelne unter uns haben besondere Rubriken zu ihrer speciellen Redaktion übernommen; doch haben wir uns nicht nur gegenseitig die von uns verfaßten Gesänge zu den andern Rubriken mitgetheilt, sondern auch außerdem sämmtliche Lieder, jeder für sich, durchgesehen und bearbeitet,

und endlich haben wir alle, bey einer Zusammenkunft im vorigjährigen Herbst, noch das Ganze gemeinschaftlich revidirt. Auf die Korrektheit des mit stehenbleibenden Lettern gedruckten Werks ist der möglichste Fleiß gewandt. Die abgedruckten Bogen sind nach der sorgfältigen Korrektur des Herrn Diakonus Köhler und des Herrn Lehrers Stobbe, zuletzt noch vom Sup. Maczewski und Dr. Launitz, so wie von Herrn Steffenhagen dem jüngern, aufs genaueste und mühsamste durchgesehen worden, um die Arbeit so vollkommen als möglich dem Publikum in die Hände zu geben. Sollten noch einige Druckfehler und kleine Unrichtigkeiten stehen geblieben seyn: so werden die Leser gebeten, wo sie dergleichen fänden, dieselben den Herrn Verlegern zur Besserung bey einem künftigen Abdrucke anzuzeigen.

Dankbar bekennen wir, daß die gütige Mittheilung des livländischen Herrn Generalsuperintendenten, D. Sonntag, uns in den Stand gesetzt hat, dem lettischen Gesangbuche auch einige vortreffliche Gesänge unserer livländischen Brüder einzuverleiben.

Die den Liedern beygefügte Sammlung von Bibelstellen über die Glaubens- und Pflichtenlehren ist vom Sup. Maczewski veranstaltet, die Psalme sind vom Propste Stender bearbeitet.

Die Altargesänge sowohl, als Gebete, sind theils ganz neu verfertiget, theils aus dem Stenderschen und Baumbachschen Sammlungen, aus Schulz (lettischer Agende), und dem alten lettischen Gesang- und Gebetbuche mit den nöthigen Veränderungen entlehnt. Unter den Gebeten von Seite 1 bis 59, welche nicht durch untergesetzte Buchstaben bezeichnet sind, rühren zwey, nämlich

die am Schlusse und Anfange einer Woche, Seite 14 und 15, vom Dr. Bilterling her, die übrigen neu hinzugekommenen vom Superintendenten Maczewski.

Möge denn die Vorsehung Alexander's Regierung noch lange zur geistigen und sittlichen Bildung seines weiten Reichs segnen! Auch diese Arbeit ward in dem Bewußtseyn, unter seinem Scepter zu stehen, freudig begonnen und vollendet, und wir übergeben dieselbe dem Publikum mit dem herzlichen Wunsche, daß durch sie religiöse Tugend und Seelenruhe an denen, für welche wir arbeiteten, gefördert werden möge.

Die Redakteure des neuen lettischen Gesangbuchs.

#### Falsche Abstraktionen eines Weiberfeindes.

Die Weiber haben Grillen Launen, bisweilen auch richtigen Geschmack. Sie können sich sogar bis zur Leidenschaft erheben. Am wenigsten sind sie einer bleibenden Anhänglichkeit fähig. Sie sind gemacht, mit unsern Schwächen und Thorheiten, aber nicht mit unserm Verstande zu spielen. Unter den beyden Geschlechtern besteht nur eine Sympathie der Sinne, wenig Sympathie des Verstandes und des Charakters. Dieß erhellet besonders aus dem Umstande, wie wenig die Weiber auf Männer von vierzig Jahren halten, wenn sie auch selbst sich diesem Alter nähern. Wird diesen etwa einmal der Vorzug gegeben, so geschieht es entweder aus Eigennutz, oder aus Eitelkeit, und die Ausnahme bürgt für die Regel. —

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre  
in Rußland.

---

No. 48. Mitau, den 26. November 1806.

---

## L i t e r a t u r.

Monna, oder die heilige Weihe. Schauspiel in einem Aufzuge. Riga, 1806, gedruckt bey Häcker. 64 S. 8.

Das Stück ist, wie der zweyte Titel sagt, zur Feyer des Krönungsfestes Seiner Kaiserlichen Majestät, Alexanders des Ersten, auf dem Theater in Riga (den 15. Sept. d. J.) gegeben und hat, der Zueignung an den Monarchen zufolge, den Schauspieler Herrn Lange zum Verfasser. Zum Gegenstande ist der Huldigungstag der Fürsten Grusiens gewählt, welche von Alexanders hoher Tugend Glück und Heil für ihr zerrüttetes Vaterland mit Zuversicht hoffen. Nur der junge Fürst Leonty ist, im Gefühl eigenen Muths und eigener Kraft, noch nicht entschlossen, den Huldigungsseid zu leisten. Muster zur Nachahmung soll Alexanders Herrschertugend ihm, dem gebornen Fürsten, seyn; sich ihm unterwerfen will er nicht — doch,

nach männlichem Widerstande gegen seine geliebte Amonide und seinen bejahrten Vater, in welchem er stets dem Beherrscher Rußlands das glänzendste Lob beylegt, erkennt er endlich seinen Irrthum und will der treueste Unterthan seyn, so daß Mirian, der Anführer der Lesghier, welcher ihn zum Aufbruch einladet, mit edelem Stolze und hoher männlicher Entschlossenheit von ihm abgewiesen wird. — Nonna, die Schutzheilige der Grusiner, vor deren Bildsäule das Stück handelt, belebt dieselbe und entscheidet dadurch völlig für die gute Sache; sie verheißt Leonty hohe Belohnung. Mirian, durch das Wunder tief erschüttert, ergiebt sich den grusinischen Fürsten, und Leonty wird durch die Verbindung mit seiner geliebten Amonide beglückt.

Das Ganze kann, bey der allgemeinen Liebe gegen den Monarchen, die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt haben; denn wer sollte nicht für Alexander's Lob sich erwärmen! — Leonty, der edle, kraftvolle Jüngling interessirt. Aber die Flämmchen, welche sich auf Nonnas Haupte zeigen, erinnern nur zu sehr an den mystischen Spielmann im Kreuz an der Ostsee. — Was für Wirkung man doch von solchen Dichtungen erwartet? oder haben die *dii ex machina etiva* aufgehört ein Nothbehelf zu seyn? —

Hätte es dem Herrn Verf. gefallen, mehrere Härten im Versbau (das Stück ist in Jamben geschrieben) zu vermeiden, und überhaupt mehr

Sorgfalt auf den Ausdruck zu verwenden; so wäre sein Werk dadurch allerdings der Vollkommenheit näher gerückt.

Æ.

Moschos zweytes Idyll. übersezt von  
H. C. Liebau.

E u r o p a.

(Beschluß des in No. 44 abgebrochenen Auffazes.)

Als die Jungfrau'n nun zur blühenden Wiesenflur kamen,  
Da ergöheten alle das Herz an mancherley Blumen  
Und Narcessen mit lieblichem Duft, und Hyacinthen,  
Pflückten diese und Veilchen und Quendel; — aber  
zur Erde

Sanken viele Blätter der lenzgenährten Aue; —  
Andre brachen des goldenen Krokos duftige Blüthe  
In wetteifernder Hast; doch sie, die Königin, selber  
Stand in der Mitte, den Schimmer der purpurnen  
Rose sich lesend,

Schön, wie unter den Charitinnen Kypris hervorstrahlt.  
Aber nicht lange mehr sollt' an Blumen das Herz sie  
erfreuen,

Und in Heiligkeit nicht der Jungfrau Gürtel bewahren,  
Denn kaum hatte Zeus sie erblickt, so war er getroffen  
In dem Herzen, von Aphrodite's Geschossen ereilet,  
Plötzlich; — sie allein vermag den Kroniden zu zäh-  
men. —

Doch, daß er miede den Born der eifersüchtigen Hera,  
Als er das zarte Herz der Jungfrau zu täuschen be-  
schlossen,

Barg er den Gott, verwandelnd den Leib, und schuf  
sich zum Stier um.

Doch nicht, wie der Stall ihn ernähret, oder wie jener,  
Ziehend den gebog'nen Pflug, die Furche durch-  
schneidet,

Nach nicht wie mit der Heerd' er weidet, oder ein  
solcher,

Der, vom Joche gebeugt, an den lastenden Wagen ge-  
spannt ist.

Nein, es war der Stier in des Fell's goldfarbigem  
Schmucke,

Aber ein silberner Kreis erglänzt in der Mitte der  
Stirne.

Aus den dunkelen Augen strahlte der Liebe Verlangen,  
Und von der Scheitel erhoben die Hörner sich gegen  
einander

Gleich, und wie des Halbrundes Kreis am gehörneten  
Monde.

So betrat er die Aue; doch nicht erschrocken die Jung-  
frau'n,

Als er erschien, er weckt' in ihnen süßes Verlangen,  
Ihm zu nah'n, zu berühren den freundlichen. Himm-  
lischer Duft floß

Fernher, bestegend den lieblichen Hauch der blühenden  
Wiese.

Und er stand vor den Füßen der tadellosen Europa,  
Leckte sanft ihr den Hals bezaubernd das blühende  
Mägdlein.

Rings berührt sie ihn, wischt mit der Hand ihm vom  
Munde

Sanft des Schaumes Meng; doch als sie zum Kuß sich  
geneiget,

Siehe, da brüllet er lieblich: du hättest mygdonischer  
Flöten

Hellen Ton zu hören gewähnt im Brüllen des Stieres.  
Und er sank auf die Knie vor ihren Füßen und schau'te

Auf Europhen, wendend den Hals, und zeigt ihr des  
 Rückens  
 Breite. Diese begann zu den Jungfrau'n mit wallen-  
 den Locken:  
 Auf, ihr Freundinnen, kommt, Gespielen, daß wir  
 uns fröhlich  
 Sehen auf diesen Stier; denn, traun! er nimmt uns  
 zusammen;  
 Hat er den Rücken gestreckt, auf sich, wie das segelnde  
 Meerschiff.  
 Friedlich ist er von Anblick und freundlich, unter den  
 Stieren  
 Gleicht ihm keiner; geschmückt mit des Menschen ge-  
 fundem Verstande  
 Ist er, und bedarf nur noch der Sprache des Men-  
 schen.  
 Sprach's und auf des Stieres Rücken setzt sie sich  
 lächelnd,  
 Aber die andern zauderten noch, als plötzlich er auf-  
 sprang,  
 Da er die seine geraubt, und schnell enteilte zur Meer-  
 fluth.  
 Aber sie wandte sich um und rief die theuren Gespielen,  
 Streckend die Arme; doch, sie vermochten sie nicht zu  
 erreichen.  
 Und von dem Ufer hinab in die Fluth sprang er wie ein  
 Delyhin,  
 Nereiden enttauchten dem Meer, und, all' in Ordnung,  
 Wallten daher auf den Rücken der Ungeheuer der Tiefe.  
 Poseidaon selber, der Tosende, stieg aus dem Meere,  
 Ebnend die Wogen, und wandelte her auf dem fluthen-  
 den Pfade  
 Vor dem Bruder. Rings um ihn sammelten sich die  
 Tritonen,

Welche in des Meers tiefströmenden Fluthen verweilen,  
 Und den langen Muscheldrommeten, enttönte das  
 Brautlied. —

Aber die Jungfrau selbst, auf Zeus stierähnlichem  
 Rücken

Sitzend, hielt mit einer Hand das ragende Horn und  
 Mit der andern zog sie die Falten empor des Gewandes,  
 Weil den wallenden Saum benehete die wogende Meer-  
 fluth.

Doch das weite Gewand, es wölbte um die Schultern  
 Europa's

Sich, und, gleich dem Seegel des Schiffs, erhob es  
 das Mägdelein.

Aber als sie nun vom Vaterboden entfernt war,  
 Weder das Gestad' erschien noch ein hohes Gebirge,  
 Himmel nur über ihr war und unten graunvolle Tiefe;  
 Schau'te sie rings umher und rief mit klagender  
 Stimme:

Zaubrischer Stier, wohin? Wer bist du? Wie wandelst  
 den Pfad du,

Mit schwerfälligem Fuß, nicht fürchtend des Meeres  
 Gewässer?

Schiffe durchwandeln wohl schnellsegelnd die wogende  
 Tiefe,

Aber Stiere, sie fürchten den Pfad durch die salzigen  
 Fluthen.

Wo nur findest du süßen Trank, wo im Meere dein  
 Futter?

Oder bist du ein Gott? Wie gar unziemend den Göt-  
 tern

Handelst du? Delphine des Meers sie wandeln auf  
 Erden

Nimmer; Stiere nicht in der Fluth. Doch du, über  
 Erde.

Stürmst unbenehzt und Meer, dir dienen als Ruder die  
Klauen.

Traun, du wirst auch bald in die blaue Luft dich er-  
heben

Und, den leichten Vögeln gleich, auf Flügeln ent-  
schwingen!

Wehe mir, wie mich das Unglück umringet, daß ich  
die Wohnung

Meines Vaters verließ und diesem Stiere gefolgt bin!  
Einsam irr' ich, wie wundervolle Schifffahrt vollendend.

Aber Erderschütterer, du, Beherrscher der Meerfluth,  
Huldvoll nabe du mir. Ich hoffe noch den zu erblicken,  
Der die Fahrt mir lenkt, mir auf dem Wege vorangeht;  
Ohne Götterwink nicht durchwandl' ich die fluthenden  
Pfade.

Sprach's; und also begann der Stier mit den stattl-  
chen Hörnern:

Muthvoll, Mägdelein, sey, nicht bebe den Wogen des  
Meeres,

Siehe, Zeus bin ich selber und nur in der Nähe er-  
schein ich

Als ein Stier; denn was ich will vermag ich zu scheinen.  
Süßes Verlangen nach dir, trieb mich das Meer zu  
durchwandeln

In des Stieres Gestalt. Jetzt wird dich Kreta em-  
pfangen,

Die mich selber erzog; dort wird dir die Hochzeit vol-  
lendet,

Und durch mich wirst du die Mutter gepriesener Söhne.  
Waltende Herrscher werden sie seyn den Sterblichen  
allen.

Sprach's und es wurde vollendet das Wort; schon zeigte  
sich Kreta.

Aber Kronion nahm jetzt wieder die andre Gestalt an,

Löft ihr den Gürtel, — die Horen bereiten dem Herr-  
 scher das Lager. —  
 Jüngst noch Mägdelein, ward sie Vermählte des Regis-  
 erschütterers,  
 Bald auch Mutter darauf und gebar ihm blühende  
 Kinder.

#### Anbau des Mahagony-Baumes.

In keinem Lande wird das schöne Holz dieses ausländischen Baumes mit so großer Verschwendung, wie in England, verbraucht, wo nicht allein Stühle, Tische, Fortepianos, sondern auch meistens die Thüren in guten Häusern von diesem Holze gefunden werden, und man lachen würde, wenn die Meublen nicht von massivem, sondern nur mit einer dünnen Oberfläche überlegtem Mahagony (in englischer Sprache Mahogany geschrieben) verfertigt würden. Das Auge verwehnt sich so schnell an diesen glatten braunen Spiegeln, daß man bald kein andres Holz mehr sehen mag, und es darf uns nicht wundern, wenn die Engländer laut über die horrible tables and pieces of furniture in Germany sarkastisiren, die ihnen auf ihren Reisen, besonders durch Westphalen, in den Wirthshäusern etwa zu Gesichte kommen mögen, da man in ganz England in jedem Wirthshause, das auch nur halbweg gut ist, eben die feinen Mahagony Eßtische, Büffets, Sideboards und Stühle wieder findet, die der elegante Lond-

ner gewohnt ist. Allein jetzt, da das Kriegsfeuer von allen Seiten brennt, und Handel und Wandel unter tausend Kümmernissen im Gange erhalten wird, jetzt sind alle Meubles auf einmal außerordentlich im Preise gestiegen, weil man das Holz mit viel Risiko aus Karolina und den Bahama-Inseln erhält, die Bedürfnisse der Reichen immer mehr und mehr um sich greifen, und die Handwerker, durch den herrschenden Militairgeist angetrieben, seltener und daher theurer sind. In dieser letzte Punkt hat die Männer für die Bedienung so vereinzelt, daß man weit mehr Knaben als erwachsene Bedienten in London hält. Alle diese Umstände haben das Sprichwort: *la necessité est la mère de l'invention*, wieder einmal wahr gemacht. Die Britten denken darauf, den Mahoganybaum in ihre Inseln zu verpflanzen, damit man ihm die Schiffahrt erspare. Schon hat man in dem botanischen Garten von Chelsea die Versuche gemacht, und gefunden, daß der Baum in dieser Gegend außerordentlich gut wächst; dort findet man mehrere Stämme die über 10 Fuß hoch sind und seit ein paar Jahren aus Samen gezogen wurden. Sollte nun dieser Baum in dem industriösen Deutschland nicht angebaut werden, wo selbst in Friedenszeiten der Transport jenes Holz so theuer macht, daß es durchaus nicht für den allgemeinen Gebrauch der Einwohner dienen kann, deren kärgliche Aussteuer für dringendere

Bedürfnisse bestimmt ist. Die Engländer wundern sich jetzt selbst, daß sie den Abbau jenes schönen Holzes so lange übersahen, und es ist ihnen bekannt, daß oft ein Baum mit 500 Pf. bezahlt wurde, der jetzt einige tausend kosten würde. In-  
 dessen, da die Bäume nun nicht mit der Wünschel-  
 ruthe aufgetrieben werden können, so hat ein be-  
 kannter Chemist, wenn wir nicht irren, A c k u m,  
 eine Beize erfunden, die jede harte Holzart (of  
 close grain) dem Mahagoun ganz ähnlich macht,  
 ja die Ähnlichkeit ist so groß, daß die Kenner es  
 nicht unterscheiden können. Es ist vielleicht von  
 Nutzen, die Verfahrungsart bekannt zu machen,  
 weil man bey uns schon längst mit gebeizten Holz-  
 meublen vorlieb nahm, die dem Mahagonyholz  
 bey weitem nicht ähnlich sehen, daher ist das Re-  
 cept für manchen ein Geschenk. Die erste Opera-  
 tion besteht darinnen, die Fläche des Holzes so glatt  
 als möglich zu machen, dann wird diese Fläche  
 mit einer Auflösung von Scheidewasser gerieben,  
 welche das Holz für die nachherige Annahme der  
 darauf zu legenden Beizmaterie präparirt. Dann  
 nimmt man eine halbe Unze Drachenblut (Dra-  
 gon's blood), die in einem Mßel (pint) Wein-  
 geist und einem Drittel der Quantität Mineral-  
 alkali aufgelöst werden. Dieß wird zusammen  
 gut gemischt und dann filtrirt, und diese dünne  
 Flüssigkeit wird mit einem recht weichen Pinsel auf  
 das Holz getragen, so daß es mehr darauf liege

als eingerieben werde. Dieß wird mehreremal wiederholt und kurze Zeit darnach, nachdem das Holz ganz abgetrocknet ist, wird die Oberfläche glänzend wie ein Spiegel und erhält die Farbe des neu verarbeiteten Mahagonyholzes. Wird die Politur durch den Gebrauch weniger glänzend, so ist es genug, die Fläche mit einigen Tropfen kalt geschlagenem Leinöhl zu reiben, um ihm das erste Ansehen wieder zu geben.

—

Über Herrn Elzner, den Gelehrten aus  
Sachsen — in Riga.

Elzner, der Gelehrte aus Sachsen — ein seltenes Phänomen — trat den 5. Nov., Abends präcise um 6 Uhr, im Zeichen des deklamatorischen Schützen, auf die rigische Bühne. Der Kalender zeigte auf unfreundliche Bitterung und wirklich war der theatralische Himmel ziemlich dunkel — das Haus leer; aber diese Leere in großer Erwartung. Die Musik war sehr kleinlaut, und es schien, als wollten alle Töne verstummen, um nur einem hinlänglichen Raum zu geben.

Endlich erschien etwas, und wir wußten diesem Etwas anfangs keinen Namen zu geben; aber es entwickelte sich — es war der Deklamator in seiner ganzen Kraft, langbehoset und gestiefelt. Der große Mann verschmäht jeden äußern Prunk, er ist sich selbst genug. Schade! daß er nicht in der

Nachtmüße war, so wäre vielleicht der Effekt noch größer geworden! — Die Handlung begann.

Eine Rede, im erkältenden und großen Styl, gab uns durch die glücklichste Darstellung die Regeln an die Hand: wie man nicht deklamiren soll, und wir fanden den Gedanken wahr, obwohl nichts weniger als neu. Nun wurden auch wir gelobt; doch wir konnten es kalt hinnehmen, denn es war, wie gesagt, sehr dunkel, und keiner sah den andern; waren doch aller Augen ohnehin niedergeschlagen. Warum kann der Mensch nicht auch die Ohren verschließen? — Wir mußten uns gewaltig erschüttern lassen und zwar ohne alle Barmherzigkeit.

Arriſtides — Kariß — Amphytritte — Pufen — Abnahmemeilichkeit — Zehne (Zähne) — Pliz — u. dgl. führen uns durch Mark und Bein in (wie wir hier hörten) — in Thalliens Tempel. So sehr hatte uns die Aussprache voll Hoheit noch nie ergriffen, als diesmal. Dazu wurde uns noch Demosthenes als ein Beyspiel der neuesten Zeiten aufgestellt, und wer hätte dabey dem Deflamator nicht mit Brutus zurufen mögen: achève, malheureux! — Arrête, téméraire. — C'est Elzner! ô douloureux momens! ô terre, entr'ouvre-toi sous mes pas chancelans! — Lève-toi, triste objet. —

Übrigens war die ganze Rede ein wahres Meisterstück, denn sie leistete etwas anderes, als sie

versprach, leitete jede Aufmerksamkeit von dem Gegenstande ab und führte mit dunkler Gewalt dem Publikum die Überzeugung herben, wie unnütz eine Deklamation werden kann. Andern schien die ganze Abhandlung gar nichts zu enthalten, und bey so bewandten Umständen waren die mimischen Bewegungen und Gesten gewiß nicht weniger bedeutend. Warum aber der Deklamator den guten Anstand beleidigte, während der Rede auf und ab marschirte, und zu Ende jeder Deklamation mit den Schnupftabaksfingern, als wollte er eine neue Prise nehmen, sich die Lippen zusammenstrich und über den Mund fuhr, das wußte sich niemand zu erklären. — Mir schien das eine ein Erwärmungsmittel der Dürstigkeit und das andere ein Wink von seinem guten Genius zu seyn: die beliebten Rednerwerkzeuge lieber ganz zu schonen.

Bey alle dem herrschte nur eine Stimmung im ganzen Hause — nur ein tiefes Gefühl. Was sonst nur dem großen Maler gelingt — „durch Darstellung der Gegenstände die Empfindung hervorzulocken“, war unserm Künstler aufs bewunderungswürdigste gelungen; man sah in ihm das traurigste Gemälde der Aufgeblasenheit, und es schien, als machte der Gott des Scherzes, während seiner ernsthaftesten Deklamationen, immer die lächerlichsten Gesten dazu. Eben so rief er uns wieder aus Empfindungen den Gegenstand hervor — den Gegenstand des allgemeinen Mitleidens? nein, Mitgeföhls. — Wunderbar spielte der Künstler uns mit; nun Pinsel — nun Zauberlehrling, nun gar ein Gedicht. — Ein Gedicht? — Nicht anders, denn daß das, was er uns da vor machte, wirklich Deklamation sey, mochte am Ende wohl keiner mehr glauben.

Eine lebhaft mimische Begleitung mit Hand

und Fuß war ihm indeß nicht abzusprechen. Bald sah man ihn als Marschall reiten — bald wie ihm die Hunde den Mund beleckten — bald als Abel krähenartig hinhüpfend — um Rain zu werden — bald als Teufel und bald als Gewitterwolke; — ja es war gräßlich, alle die Metamorphosen, die mit ihm vorgingen, mit anzusehen; — er schien sich fast in jedes Wort zu verwandeln, das er sprach. Man denke sich die Strapaze! Kaum war das Wort Kreis seinen Lippen entwischt, und beyde Hände schlugen — einen Zirkel; — Scheure, Dreyzack, alles wurde gemait.

Am ärgsten aber wurde in der Würde der Frauen von Schiller die Stelle gegeben: „Waltet der Liebende Busen.“ Das eben nicht schöne Gesicht des Deklamators nahm — man denke es sich recht lebhaft! — nahm den höchsten Liebreiz an — die Stellung des Körpers war vorwärts gebeugt — ein großer Talsfuß war unaussprechlich reizend erhoben — mit einem Wort, wir sahen das liebende Weib in seiner schrecklichsten Dahingebung — Schillers Meisterstück in einem Kunstwerk verschmolzen, wir sahen, credite posteri! — das vollendetste — Mannweib. Um nun die Täuschung bis aufs äußerste zu treiben, formte der Deklamator bey dem Wort Busen, von jeder Seite mit einem gebogenen Arm sich eine kolossale Brust und vollendete so das eckelhafte Bild mit der größten Umschreibung.

So viel zu seinem Lobe, und, um ihn nicht ganz zum Übermuth zu reizen, nun auch etwas Tadel! — Er wird uns von nun an zwar verachten, aber was hat das zu bedeuten, — seine schmeichelhafte Rede ist ja für jedes Publikum, das ihn je gesehen, sah und sehen wird, abgefaßt, sie ist im strengsten Sinne des Worts kosmopolitisch, ihr Publikum

ist die Welt, und sollt' er uns noch einmal seine Lektion aussagen — sie bliebe auch bey dem größten Haß dieselbe, ewig unveränderlich und schmeichelhaft.

Herr Elzner ist nichts weniger als Deklamator, ja ihm fehlen noch die Anfangsgründe einer richtigen Deklamation, er kann nicht einmal richtig lesen und aussprechen; doch es ist ja eine bekannte Sache — Kinder steigen auf den Stuhl und Unwissende auf die Bühne, und das um so dreyster, je unwissender sie sind, um ihr Publikum zu haranguiren. Das Schillersche Lied: bey dem Antritt des neuen Jahrhunderts, hat er ganz verfehlt; — den Anfang: Edler Freund! — sprach er, als wollt' er einen Brief vorlesen. — Die Scene aus dem Brutus gelang, wo sie weinerlich wurde, und würde jedem gelingen, der auch nichts mehr als nur lesen könnte — die Worte sprechen sich ja fast selbst aus. — Die sogenannte theatra lische Manier des Herrn E. ist unstreitig seine verschrobenste. Wer in aller Welt sah je in Erzählungen den Dialog durch Stellenwechselung markiren? — Immer schien es uns, als wollt' er, nach dem bekannten Schusterspiel, anfragen: ist Abel — ist Kain zu Hause? — Im Komischen darf man sich wohl so etwas einmal erlauben, aber nie bey dem Vortrag des Schönen und Erhabenen; — am allerwenigsten in der Erzählung. Seine theatra lische Manier ist und bleibt ein ausgemachter Unsinn. Was ihm noch einigermaßen gelang, waren seine Gassenhauer. — Die andern Gedichte wurden, so leicht sie auch für die Deklamation waren, insgesammt verfehlt, und eigentlich nicht ganz markirt, aber doch ziemlich vernehmlich herffandirt. Sein Französisch war selbst der Gallerie abominable. Wer endlich bey den Bindewörtchen,

z. B. und — oder, so lange Pausen macht, wie unser Deklamator, dem fehlt gewiß noch alles, und wenn er sich bey dieser gerechten Kritik, die er sich selbst erbeten, und die ihm hiemit geworden, noch für einen Deklamator hält, dann fehlt ihm auf immer das Vermögen, jemals zu einer vernünftigen Erkenntniß zu gelangen! Wir aber rufen ihm lieblich, zum Schlusse, die von ihm uns vorgesagten Worte des Brutus nach:

Viens embrasser ton père: il t'a du condamner:  
Mais s'il n'était Brutus, il t'allait pardonner.

Act. 5. Sc. 7. —

B —

### A n z e i g e.

Da die Wöchentlichen Unterhaltungen auch im künftigen Jahre, wie bisher, ununterbrochen fortgesetzt werden; so bitten wir die Bestellungen auf den neuen Jahrgang zeitig zu machen. Für diejenigen, welche außerhalb Mitau wohnen, bemerken wir, daß die Pränumeration einzig und allein bey den ihnen zunächst liegenden Postämtern geschehen kann. Hier in Mitau nehmen wir selbst Vorausbezahlung an, und der Preis für den halben Jahrgang bleibt, wie zuvor, für ein Exemplar auf Druckpapier sechs Gulden Alb., auf Postpapier zwey Thaler Alb.; wobey man sich jedoch für das ganze Jahr verbindlich macht. In Riga kann man sich an sämtliche Buchhandlungen oder auch an die Expedition des nordischen Archivs wenden.  
Mitau, den 26. Nov. 1806.

Steffenhagen und Sohn.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

---

No. 49. Mitau, den 3. Dezember 1806.

---

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
von Ulrich Freyh. von Schlippenbach.

(Fortsetzung des in No. 47 abgebrochenen Aufsazes.)

Das Schauspielhaus ist so eingerichtet, daß das Parterre erhöht werden kann, und alsdann, mit der Bühne vereint, einen großen, weiten Ballsaal bildet, in welchem zur Johanniszeit gewöhnlich mehreremal Maskerade gegeben wird. Oft mögen, die Zuschauer in den Logen mitgerechnet, wohl gegen 1800 Personen hier versammelt seyn. Indessen sind die wenigsten maskirt. Besonders aber erblickt man Charaktermasken nur sehr selten, und der versammelten Menge, da überdem fast gar nicht getanzt wird, fehlt es gemeinhin an Unterhaltung. Man müßte sich denn mit dem Anstaunen der Schönheiten in den Logen begnügen, deren man vielleicht an wenig Orten mehr als hier, wie in einer Gallerie schöner belebter Gemälde, versammelt findet. Von vielen weit gereisten Fremden habe ich die Bemerkung wiederholen hören, daß

die kurischen Damen, die in Mitau zur Johanniszeit ihren Kreis noch durch mehrere Grazien Riga's verstärken, zu den Schönsten ihres Geschlechts zu zählen sind. Ohne Parteylichkeit halte ich diese Bemerkung für sehr richtig und finde den Grund dazu darin, daß die meisten hier erscheinenden Damen sich auf dem Lande aufhalten. Schönheit, ein goldenes Kind der Natur, kann wohl nirgends besser gedeihen, als wo sie frey und ungezwungen von der lieblichen Mutter gepflegt und erzogen wird. Schon der alte gekrönte Poet Bornmann entwirft in seinem Gedicht „Mitau“ im Jahr 1686 ein schmeichelhaftes Bild von den Schönheiten dieser Stadt und sagt:

über alles ist das Rohr schöner Nymphen hoch zu  
preisen,  
Die zwar durch den schwarzen Flor nur der Schönheit  
Schatten weisen,  
Und mit weißen Mummeldecken, wie der Mond  
bey dunkler Nacht,  
Ihrer Wangen Schnee verdecken, der doch zehnmal  
feiner lacht.

Aber ihrer Augen Licht, und der schöne Stirnen-  
himmel,  
Weichen keinen Sternen nicht, auch der Reden süßer  
Kimmel  
Giebt den angenehmen Sitten einen Huld beseeelten  
Geist,  
Daß in allen Thun und Schritten Amor seine Flam-  
men weist.

Sie sind alle wohlgeschickt, Haus und Kinder zu re-  
gieren,  
Und was die Natur geschmückt, noch viel besser aus-  
zuzieren.

Keuschheit, Ehre, Zucht und Liebe, schenken süßen  
Bitterwein,  
Daß die schmucken Herzens-Diener freundlich und doch  
erbahr seyn.

Die sich in den Stand der Eh' durch der Eltern Rath  
begeben,  
Können, wie Penelope, spinnen, knöpfeln, nehen,  
weben.

Keine Thais muß da wohnen, wo Diana Tempel findt,  
Drumb hier so viel Tugend-Krohnern, als gelobte  
Jungfern sind.

Die weißen Mummeldecken — über die sich  
Bormann einigermaßen zu ärgern scheint, obgleich  
nicht so sehr als sein Zeitgenosse Abraham a Santa  
Clara, der für ganz gewiß versichert, daß im Jahr  
1583 ein Mensch in Wien von 12,650 Teufeln —  
eine recht ansehnliche Armee — besessen gewesen,  
die aber, mit Kirchenwaffen ausgetrieben, jämmer-  
lich gebeten, in die dicke Kröß, Haubennester und  
Tücher der Weiber fahren zu dürfen \*) — waren  
auch jetzt allenthalben sichtbar; aber wir wollen  
glauben, daß eben so viel Amoretten, die vielleicht  
jener fürstliche Beichtvater damals für Hölleengei-

\*) Judas, der Erbschelm, von Abraham a St. Clara. P. 2.  
Pag. 15.

ster genommen hat, sich in jedem Petinetschleyer gewiegt haben.

Der Reden süßer Kummel und der Zucht und Liebe Bitterwein — vielleicht durch den Kummel so präparirt — sind bloß Bilder der Vorzeit; und wie, nach Hennebergers Erzählung, (in seiner alt-preussischen Chronik S. 35) unter dem Hochmeister Herzog Friedrich von Meissen, jemand Rocken gesäet, aus welchem Knoblauch erwuchs, was, beyläufig gesagt, den Untergang der Heyden bedeutet haben soll, „maßen Knoblauch ein Präservativ ist, für andere Vorgift:“ so sind aus jenem Kummel der alten Welt jetzt Rosen geworden, und Nektar aus dem Bitterweine.

Auch im Kassio, im Klubbenhause und im Garten des Herrn wirklichen Etatsraths von Dffenberg finden jeden Johannis Välle und Masferaden statt; die in letzterem aber sind vorzüglich angenehm, und daher mag denn auch die Beschreibung dieses Gartens, der eine Zierde Mitau's ist, vorangehen.

Er stößt an das, seinem Innern und Außern nach, höchst geschmackvolle, Haus des genannten Herrn Etatsraths — von dessen Kunstschätzen ich weiter unten sprechen werde — ist nicht sehr groß und hat nur eine breite Hauptallee in der Mitte, die vom Hause bis zu einem am entgegengesetzten Ende des Gartens errichteten, mit freystehenden ionischen Säulen und der Inschrift: Alexandro I.

Russ. Imp. gezierten, kleinen Tempel geht. An dieser Allee schließen sich zu beyden Seiten, vorn, Blumenstücke, und, weiter hin, ein kleiner Park, durch welchen geschlängelte Wege, rechts zu einem Blumenhügel, in dessen Mitte der edle Besitzer seiner verstorbenen Mutter ein Denkmal der kindlichen Liebe errichtet hat, und links zu einer Einsiedelei führen. Ist man bis ans Ende des Gartens gelangt, so kann man den Rückweg entweder durch die große Allee nehmen, oder einen schönen verdeckten Lindengang einschlagen, der zu beyden Seiten den Garten begränzt. Wer den zur linken Hand wählt, stößt am Eingange desselben abermals auf ein Monument der Pietät — auf die sprechend ähnliche Büste des verstorbenen Landhofmeisters von Dffenberg.

Unter den mancherley seltenen erotischen Bäumen und Stauden, die der Garten enthält, führe ich, außer den verschiedenen Pappelarten, nur den Lebensbaum, den Lerchenbaum, die kaspiische Weide, mit ihrem hellblauen Staube auf der Rinde, die *Lonicera Tartarica*, den *Rubus odoratus*, das *Viburnum opulus* und *Hydrophyllum Canadense* an. Herrlich ist, zuma. an einem warmen Sommerabende, der Anblick der hohen Silberpappeln; — man glaubt sich plötzlich unter einem entfernten Himmelstrich versetzt. Und dieser schöne Garten ist zu allen Tageszeiten für Niemand verschlossen. Der edle Besitzer verdient da-

für gewiß den besten Dank, da er, selbst mit Aufopferung mancher zarten Blüthe, mancher seltenen Staude, welche der Muthwille zerstört, doch lieber diesen Verlust trägt, als dem Publikum eine Freude nehmen will, die man mit Recht hier in Mitau zu den schönsten zählen darf. So lange das Johannisgewühl dauert, ist der Garten fast zu jeder Tageszeit mit Spaziergängern angefüllt, am meisten des Abends, wo eine große Menge Menschen hinströmt, und die Straßen dahin mit Equipagen und Fußgängern besetzt sind. Alle Johannisgäste — wie man die zur Stadt gekommenen Fremden nennt — versammeln sich hier, und der Garten dient zugleich als Börse, wo Personen, die mit einander Geschäfte haben, sich zusammen finden. Auf und nieder wogt die Menschenmenge aus allen Ständen, während eine schöne Musik am Eingange ertönt. Die Hauptallee ist zuweilen so angefüllt, daß es Mühe kostet, sich durchzudrängen; weniger besucht sind die dunkeln Gänge im Park, wo im Beispiel der bewegten Blätter manches zärtliche Wort verrauscht, und die schweigende Nacht manchen Kuß, manchen Händedruck verschleyert. Wer kann zweifeln, daß es sehr unterhaltend seyn muß, an einem schönen Abend die Menge Spaziergänger, welche in der freyeren Natur, die sie umgiebt, den Zwang der städtischen Weise ablegten, zu beobachten? Nur die ältlichen Herren und Damen sitzen ernst und still auf den Bänken zu beyden Seiten

der Hauptallee, während die Jüngern auf und nieder wandeln. Dort schießt ein Rundmann seinem ihn kaum bemerkenden lustigen Schuldner nach, von dem er hier nicht einmal des Grußes gewürdigt wird. Er scheint den Worten nachzusinnen, mit denen er Morgen seine Mahnung beginnen will. Hier begegnen sich Blicke, in denen freundlicher die Mahnung gegenseitiger Liebe liegt, während dem dort ein paar Gegner, die der Stroh der Menge zusammenführte, sich sorgfältig zu vermeiden suchen. Da tritt ein junger Herr mit triumphirender Miene einher, und scheint die Welt zur Bewunderung aufrufen und den Kernspruch einer neuern Philosophie: „Ich bin ich,“ in Blick und Haltung deduciren zu wollen, und zwen Schritte davon eine Dame, die in der Grazie eines neuen Kleides das Erstaunen zu fesseln hofft, mit dem sie sich erblickt wähnt. Hier finden sich Freunde, die ein langes Jahr getrennt, und ihrem Gesichte sieht man die herzliche Freude an, indes dort die Höflichkeit in vielen Komplimenten den Kontrast zu diesem Gemälde hergiebt. Niemals erblickt man wohl die Liebe zum eignen Selbst so deutlich und unverhüllt, als da, wo man es unter tausend andern herumtragen sieht. Das eigne Wesen wird am meisten gefühlt, wo die Menge Anderer, die man vor sich sieht, den Eindruck des fremden Daseyns theilt und vermindert. Auf die Weise steht Jeder unter tausend Menschen einsamer in sich selbst da, als unter

zehn, wo einer den andern genauer zu bemerken gezwungen ist. Im Walde tönt ein weites Rauschen durch alle Bäume, aber man bemerkt es nicht am einzelnen Stamme in der Ebene, hingegen hört man bey diesem auch den leisesten Kispel in den Zweigen.

Wenn der Garten und das Haus selbst durch mehrere tausend Lampen erleuchtet werden, was allemal zur Johanniszeit, wenn hien eine Maske-  
rade gegeben wird, zu geschehen pflegt; so ist der Anblick des Ganzen gewiß schön und prächtig. Das Laub der großen Bäume, besonders der Silberpappeln, der Hecken und Büsche, alles scheint in einem Lichtmeere zu schwimmen. Über der Allee wölben sich flammende Bogen, das Haus selbst und der Tempel sind in ihren Umrissen, wie mit glühenden Zügen in freyer Luft gezeichnet. Eine schöne Musik ertönt am Eingange, und die Menschenmenge strömt gedrängt durch alle Theile des erleuchteten Gartens. Hier erscheinen denn auch häufig Charaktermasken. Betrachtet man nun die verschiedenen Gruppen, die wechselnden Gestalten, die, flüchtig von Strahlen umflattert, vorüberziehen; so träumt man sich gern in jenen Hain jenseits des freundlichen Lethe, wo Vergessenheit der Leiden und Genuß nie aufhörender Seligkeit alle Stände und Nationen vereint — wo die Gegenwart, in Lichtströhmien froher Augenblicke, den Wanderer allenthalben begleitet.

Bis gegen den Morgen bleibt der Garten belebt; wenn aber hin und wieder die Lampen zu verblassen anfangen, und die ersten Strahlen des Morgenrothes die Zauberbilder bannen, die mit schimmernden Schwingen über diesen Feengarten schwebten, dann wird man auf eine unangenehme Weise an die Flüchtigkeit der menschlichen Freuden erinnert. Es gilt dann von diesen, wie vom menschlichen Leben selbst, mit sprechender Wahrheit:

„Weg von der Kerze in die Luft gehaucht,  
Verfliegt die Flamme und die Kerze raucht.“

Die Bälle und Asseembleen auf dem Kasino, im großen schön decorirten Ritterhause, werden von dem versammelten Adel zahlreich besucht, und in voller Pracht erscheinen hier Herren und Damen. Der Tanzsaal ist groß und mit Geschmack verziert. Er wird von mehreren Spiel- und Gesellschaftszimmern umgeben. Aber die Bewirthung, wenn nicht besondere Feten eine Ausnahme machen, könnte für den Preis, den sich ein französischer Koch, der sie besorgt, zahlen läßt, auch bei den gewöhnlichen Kasinobällen besser seyn. In der Regel erhält man hier ziemlich magere Kost, nach dem strengsten Sinne. Die Bälle im Klubbenhause werden ebenfalls zahlreich besucht. Schade, daß das Lokal nicht zweckmäßiger ist.

Unter dergleichen abwechselnden Freuden und unter den Leiden der Geschäfte sind endlich 8 bis

10 Tage nach Johannis verfloffen. Immer einsamer wird nun die Stadt; man erblickt nur heimziehende bepactete Wagen; die Schauspielergesellschaft kehrt nach ihrem bestimmten Aufenthalte, Riga, zurück, und Mitau hört auf, die stark bevölkerte, belebte Stadt, voll Pracht und Freude, zu seyn. Die Straßen werden täglich leerer, und die eigentlichen Bewohner kehren allmählig in die Ufer ihres gewöhnlichen Lebens zurück. Diejenigen Hausbesitzer, welche ihre eigenen Wohnzimmer an Fremde vermiethet hatten, beziehen diese wieder — kurz Mitau, wie es seyn sollte, ist verschwunden, es erscheint nun, wie es ist, zieht, mit dem Schlusse der Johanniszeit, seinen Alltagsbrock wieder an, und legt das glänzende Galla bey Seite. Doch auch in diesem anspruchlosen Gewande will ich eine Zeichnung versuchen. Aber wenn hier die Farben nicht so lebhaft erscheinen, so mag der Leser ein treues Bild einem bloß geschmückten vorziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Riga vom 24. November.

Da Sie mich an mein Versprechen erinnern, Ihnen von Herrn Ellmenreichs Gastrollen den endlichen Verfolg zu melden; so erfülle ich hierdurch mit ein Paar Worten Ihr Verlangen.

Apotheker Stössel, der Bettelstudent,  
Doktor Bartholo, Johann in Jüngers Ent-

führung und endlich der Kapellmeister, waren die Rollen, in denen Herr Ellmenreich mehr oder weniger den Beyfall des Publikums erhielt. Zwey Beneficen, bey gedrängt vollem Hause, beweisen hinlänglich, daß man die seltenen Talente dieses Künstlers zu schätzen wußte. Was auch Neid, Unkunde und Bosheit hier und da zu erfinden suchten, nichts vermochte den allgemeinen Eindruck zu verwischen, den der gewiß meisterhafte Gesang und das Spiel dieses braven Virtuosen gleich anfänglich bey seiner Erscheinung erregt hatten. Und so wünschen wir recht herzlich, daß Herrn Ellmenreich, auf seiner weitem Wanderschaft, ein gleicher Beyfall begleiten möge; auch sind wir im voraus überzeugt, daß ihm dieser, bey seinen ausgezeichneten Talenten, nicht fehlen wird.

Übrigens machen Sie sich auf eine recht derbe Antikritik eines hiesigen, beleidigt zu seyn glaubenden, Schauspielers gefaßt, der sowohl meine Nachrichten über Herrn Ellmenreichs Spiel, als eine frühere Beurtheilung der dießjährigen Johannisvorstellungen der Rigischen Gesellschaft in Mitau, zum Gegenstand seines Kampfspiels genommen haben soll. Er rühmt sein Nachwerk selbst als witzig und persiflirend. — Nun, es wird sich ja am Ende zeigen, wer sich persiflirt hat!

In wenigen Tagen wird uns Herr Ellmenreich verlassen und nach St. Petersburg reisen, wo er

sich, wie es heißt, ganz zu fixiren gedenkt. Unser Wunsch ist, ihn recht bald wieder hier zu sehen.

#### Theaterkritik aus Riga.

Die eiserne Maske, ein Trauerspiel, das nicht ohne Beyfall auf dem rigischen Theater mehreremal gegeben wurde, erschien neulich in einer Bearbeitung für die hiesige Bühne. Das Stück an sich ist wohl weiter nichts, als eine poetische Maskerade; alles erscheint darin in einer Art von Verhüllung; die Blinden treten so sicher einher, als brauche man in der Welt gar keine Augen mehr, und die Sehenden (es ist zu bedauern) scheinen wirklich blind zu seyn, und fallen überall in die sichtbarste Schlinge.

Nicht unrühmlich aber war die Darstellung des Stücks. Jules ward mit einer Würde und einer Innigkeit gegeben, die alles mit sich fortriß und dem unnatürlichsten Charakter den Zauber der höchsten Wahrscheinlichkeit gab; so reizbar = stürmisch, unwillkürlich = fürstlich, menschlich = kleinlaut und schwärmerisch = groß. Seine Haltung war meisterhaft, immer edel und hervorleuchtend — keine Bewegung überflüssig — auch nicht ein einziger unrichtiger Accent — kein Verschreyen der Leidenschaft — keine mimische Verzerrung. Sadalin ergriff, in seiner Resignation auf das Leben, Aller Herzen, Ernst und feyerlich stand der still verzwei-

felnde Jüngling da, und trefflich ward sein Kampf dargestellt und die Furcht, sein Inneres zu verrathen. Unstreitig ist keine Situation schwerer, als äußere Ruhe in dem Moment des höchsten Affekts; und hier gelang sie. Nur bey der Untersuchung der Blindheit war die Schmerzäußerung zu gering und die Täuschung der Getäuschten blieb unglaublich.

Die übrigen Rollen wurden, so viel es ihre Beschränktheit erlaubte, nicht weniger der Haltung des Ganzen gemäß, passend und richtig dargestellt, und es fielen weiter keine bedeutende Versehen vor, als daß der Kriegsminister einmal — was auf dem Theater durchaus unverzeihbar ist, — zu lange auf sich warten ließ, zu viel auf Eingebungen horchte und zu sehr auf einen Fleck hinstarrte — dießmal die Munition seiner ganzen Sicherheit — die unterirdische Rettungsmine seiner bedrängtesten Angst — das einzige und vollste Magazin seines Gedächtnismangels — auf den Souffleurkasten. Auch verwickelte sich einmal die furchtbarste Drohung zu stark in der Rocktasche des Kommandanten, und statt der Pistole mußte der Degen herhalten. Wenn aber nun auch der nicht parirt hätte — wie denn? Die arge Verwicklung hätte sich bey nahe im Publikum zu einem lauten Gelächter entwickelt, und doch war die Scene so ernsthaft! — Ja, fast hätte es eine entgegengesetzte Explosion gegeben; die Lachmuskeln standen schon auf den

Schlag — da zog die Geistesgegenwart rasch ihren blanken Degen heraus, und ein freundliches Lächeln des Beyfalls ward dafür ihr verdienter Lohn.

Es gab also an dieser Vorstellung nichts auszusetzen, gar nichts? — Leider! gar vieles. — Ein Mangel war vorzüglich sichtbar. — Bey so viel Vorzügen? — Der Mangel einer leitenden Kritik.

Unser Theater hat sich selbst gebildet, seine Darstellungen sind eigne Kraftäußerungen; so hat sich denn aber auch eine gewisse Selbstgenügsamkeit mit eingefunden, die nicht selten sehr merklich durchschimmert, gerade als bedürfe es weiter keiner Mitwirkung von außen. Das Talent fühlt sich, und das ist recht; aber weil man nun gewachsen und einige Blüthen getragen, sich die Sonnenwärme, in der man gedieh, selbst zuschreiben zu wollen, das ist Irrthum — Verirrung des Talents. Darum wäre — was ehemals, in der Periode der bekannten Mittelmäßigkeit unsers Theaters, zwecklos gewesen seyn würde — nun vorzüglich anzurathen: eine ernsthafte Kritik. — Bisher trug die Unverletzbarkeit unsers Theaters, in ihrem langen Gefängniß, auch eine eiserne Maske, und die Kritik wagte es nicht, auch nur ein Wörtchen mit ihr zu sprechen, und es stand, wo nicht das Leben, so doch eine sehr handgreifliche Unannehmlichkeit darauf. Anno 1789 — glaub' ich — (natürlich nicht im Jahr der Welt) flüchtete sich ein unglücklicher

Kritiker, von Thaliens Hand verfolgt, in einen Bäckerladen, und die Kritik schwieg seit der Zeit und schlich sich mit einem eisernen Schloß am Munde davon, d. h., um mit dem berühmten Schickaneder zu reden: Die Arme konnt' von Sprache sagen,

Denn ihre Sprache war dahin.

Aber die Kritik kommt nun doch wieder, zwar in etwas veränderter Gestalt — nicht als Futter für die Nachtigall, als Mehlwurm — sondern als eine neue Erscheinung, und zum Beweise ihrer Superiorität, mit Geniusflügeln, als Psyche. Der Genius flüchtet wohl einmal aus Schalkhaftigkeit, aber bloß um zu necken und, was er am wenigsten kennt, ist die Furcht. Diesmal, denk' ich, wird man ihn ruhig dahin fliegen lassen, und thut man es nicht, je nun, so ergreift der Satyr seine Geißel und bearbeitet die Kunst, und vollführt das gute Werk mit Ernst und Strenge. So viel zur Nachricht, und nun die erste ernste Rüge! — Es falle Lob und Tadel; aber aus der Hand des Wohlwollens und mit Schonung und Nachsicht! Jeder Mensch hat seine guten und bösen Launen, und der Mann, der sich ganz unserm Vergnügen weihet, verdient unsre vorzüglichste Achtung. Das Talent muß nie zur Kreatur des Beyfalls herabgewürdigt werden — der Schauspieler muß sich fühlen; aber nie überfangen. Der Beurtheiler hat seine Grenzen, aber

die Kunst steht ewig unter den Gesetzen einer bildenden Kritik. Den Menschen darf sie nie angreifen, aber die Darstellung, wo sie es verdient; ihre Pflicht ist Belehrung, nicht Zucht. — Doch zur Sache.

Nach einem so bedächtlichen Anstand, wird man nun wohl eine große Schwäche vermuthen und doch — ich bin ein Arzt nach der Mode — betrifft die Sache nur eine Kleinigkeit — das Kostüm. Es giebt Menschen, die sich schon erkälten, wenn sie nur einen andern zu leicht gekleidet sehen, und die Kritik ist, wie bekannt, nun einmal so verbohnt empfindlich. Man mag der guten Alten auch noch so liebenswürdig erscheinen, so schreit sie uns doch unaufhörlich zu: „Lieber, kleide dich doch vernünftig — nach der Jahreszeit — nach dem poetischen Klima!“

Da hören wir nun hier von der Bastille, von Ludwig XIV. u. s. w., und die Leutchen gehen alle so flüchtig und beschnitten einher, als gehörten sie zu uns, als wären sie unsre Gespielen, sechs Jahr alt und im 19ten Jahrhundert. Steht denn die Bastille noch? — Ey! das war ein synchronistischer Anachronismus!

(Der Beschluß in der Beilage.)

(Beilage.)

## Beylage

zu No. 49 der Wöchentlichen Unterhaltungen.

---

### Theaterkritik aus Riga.

(Beschluß.)

Wie? Zules, in weißen Pantalons und kurzer Friseurjacke? — Mir war's, als wollte die Kunst sich durch den Puder hervorarbeiten. Wozu diese drollige Kleidung? Geschah es zum Kontrast der schwarzen Maske? Das war unnöthig, und noch dazu — falsch. Um als Leiche, nach dem Gifttrunk, durch die Nacht hervorzuscheinen, vereint mit der Geliebten, die auch im weißen Gewande da lag? — Ein zu kleiner Effekt für eine so große Entäußerung. Der Kontrast des Pathos mit dem komischen Außern begünstigt mehr die Stimmung zum Lächerlichen, als zum tragischen Mitgefühl. Und nun vollends, der abgeschmackte Weibermantel mit der altmodischen breiten Tresse, wie ihn ehemals ehrsame Bürgerfrauen trugen, was sollte der bedeuten? War es nicht ein unverzeihbares Gemengsel der heterogensten Kleidung? — Ein langes grauseidnes Gewand wäre weit zweckmäßiger gewesen; ist doch der Majestät des Selbstgefühls der lange Faltenwurf günstiger, als die leichtfüßige Verpürzelung des männlichsten Charakters. Sadalin glich dem neuesten Stutzer und sah nachher wie eine ephemerische Modedame aus, und der Officier der Bastille, wie eine Weihnachtspuppe.

Der Unbekannte erschien in einem weißen Schmutzmantel und war doch Ludwig XIV! Wenn ein König in seiner Garderobe absichtlich nach einem Lumpen griffe, um sich zu entstellen, so würde dieser uns doch immer noch ein Prunkstück scheinen; — ist doch eine königliche Garderobe keine bürgerliche Polsterkammer. Dazu verhüllte eine kindische Maske sein Gesicht, und störte durch diesen Mißgriff die schönste Scene des Stückes. Die Würde ward Alfanzerey — die verborgene und unterdrückte Rührung, bey dem läppischen Rindskopf, natürlich zur Possen, wenigstens ihr ähnlich. Eine ernsthafte Maske, mit großen und männlichen Zügen, würde dagegen den Eindruck erhöht, und das Gefühl der Erhabenheit dieser Situation unendlich gehoben haben. Aber so, wie er hier gegeben wurde, mußte der rührendste Charakterzug Ludwigs kleinlich und unbedeutend werden. Der wahre Kenner hätte lieber gar keinen Unbekannten gesehen, und weder das schönste Spiel, noch der lebendigste Ausdruck vermochten ihn wieder zu versöhnen.

Dieser Mißmuth ward nun durch Sadalins mißverständene Sentenzensucht noch mehr vermehrt. Alles ward sentenzenmäßig deklamirt und gestikulirt, d. h., nach französischer Manier, zum Publikum — dem verbotensten Mitspieler, und, nach den Regeln der Kunst, auch die entbehrlichste Hauptperson. Selbst das abgedroschene Beispiel der Mücke, die uns Flämmchen spielt und sich die

Flügelchen verbrennt, wurde uns, wie die unerhörteste Neuigkeit, mit den peinlichsten Nuancen und — als Sentenz ordentlich hingeschoben. Manches Gleichniß — es ist wahr — ist für manches Herz sehr erschütternd; aber die Kunst muß sich solche Schwächen nicht abgewinnen lassen, und der deutsche Schauspieler, nach Lessing (der doch hier auch noch etwas gilt, glaub' ich), es durchaus vergessen, daß er vor dem Publikum haranguirt, sonst stößt er die Einheit der Handlung um, und steht — eine lustige Attitüde — mit einem Fuß auf der idealisirten, und mit dem andern auf der sogenannten ordinären Welt, und am Ende erleben wir noch das brittische Kunstspektakel, wo der Künstler seitwärts auf- und rückwärts abtritt, und, nach dem hohen Vorbilde der italienischen Schule, daß der Schauspieler, der unaufhörlich nur mit dem Publikum konversirt, nur ihm seine Liebe erklärt, nur ihm seine Geheimnisse aufdeckt, ohne auf seine eigentliche Mitwelt und seinen eigentlichen Nebenmann zu achten, bey jedem leisen Auf-Platsch sich demüthigst verneigt, und, gilt's dem ganzen Personale, daß sich alle insgesammt — um uns ganz aus der lieblichen Illusion heraus zu complimentiren — wie die Pagoden verneigen; und Wehe, wo die Kunst so an der Dankbarkeit, im eigentlichen Sinne des Wortes, verzappeln muß !!

Endlich, und das sey auch hier das Ende, starben die beyden Liebenden an Gift. Ploßlich, an

allen Gliedern erstarrend, dehnte sich (mir ist kein besserer Ausdruck für die specielle Darstellung ihrer Todesart bekannt) dehnte sich die Geliebte in den Tod; dem Geliebten aber wühlte der Schmerz in den Eingeweiden (das verrieth wenigstens die andrückende Hand), und er verschied langsam und unter Qualen und Krümmungen. Sein Gift war also korrosiv und das ihrige opiatisch — nach der Todesart wenigstens und den Wirkungen des Gifts zu urtheilen — und doch hatten beyde aus einer Flasche getrunken; wie ging das zu? Wahrlich! diese kleine Unachtsamkeit brachte uns um die ganze Illusion! Und mögen sie nun immerhin da liegen, die theuren Todten, durch die schwarze Nacht hervorschimmernd, im weißen Gewande! Uns, die wir an Armseligkeit, Schwarz auf Weiß, hinlänglich gewöhnt sind, dünkt es nur eine kleine Variation — zur Abwechselung einmal Weiß auf Schwarz zu sehen. Der gute Schauspieler kann (damit ich im neuern Styl nicht zurück bleibe) sich rührend genug aussprechen, auch ohne Mithilfe greller und abgebrauchter Farben. Ein Tod in der kurzen Jacke bleibt immer eine undankbare Arbeit — und so wird das Ernsthafteste mit der komischen Halbseite oft etwas sehr negativ = Ganzes, nämlich ein Spass in der dritten Potenz.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

---

No. 50. Mitau, den 10. Dezember 1806.

---

## L i t e r a t u r.

Oekonomisch=technische Flora für Liefland, Ehstland und Kurland. Entworfen von Wilhelm Christian Friebe (,) beständigem Secretär und Ehrenmitgliede der liefländischen ökonomischen Societät, Schulinspektor des Rigischen Kreises, der Kaiserl. freyen ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg, und der naturforschenden Gesellschaft in Genä Mitglied. Riga, 1805, bey Hartmann. XXVII und 392 S. 8.

Wir holen die etwas verspätete Anzeige eines Werkes nach, dessen Erscheinung wir mit lebhafter Freude entgegensahen, da ein solches längst Bedürfniß geworden war, und ein Mann die Bearbeitung unternahm, der durch mehrere Schriften seine ausgebreiteten Kenntnisse in diesem Fache gezeigt hat. Auch hier bewährt er sie; nur vers

mißt man mit Bedauern hin und wieder eigne Erfahrung, und besonders bey vielen Pflanzen die nähere Anweisung zur Benutzung derselben. Der Herr Verf. hat sich bemüht, dem Anfänger und Dilettanten das Auffuchen der Pflanzen zu erleichtern. So lobenswerth dieß an sich ist, so scheint es doch dem Rec. hier zum Nachtheil des Lesers, der die Benutzung der Gewächse kennen lernen will, ausgefallen zu seyn, indem die Einleitung und die langen Beschreibungen (bey manchen Pflanzen nehmen sie die Hälfte, bey manchen zwey Drittheil der Abhandlung über dieselben ein) zu viel Raum weggenommen haben, und dadurch viel Nützlich- und Wichtiges übergangen werden und wegbleiben mußte.

Der Leser urtheile aus folgenden Bemerkungen selbst.

S. I. bey dem ersten Gewächse, der Ulme, erwähnt der Herr Verf., eines sehr bekannten und wichtigen Produktes dieses Baumes, der Rinde, als Mittel gegen Ausschläge und andere Hautkrankheiten, gar nicht. Holzarten haben wir mehrere, welche die Ulme übertreffen und die wir ihr an die Seite stellen können; aber wenige Gewächse, die ihrem Werth in der Medicin ersetzen. Sehr gut hätte, statt der Beschreibung dieses, jedem Tagelöhner bekannten, Baumes, die den dritten Theil der Abhandlung einnimmt, das Verfahren bey dem Abschälen, besonders da selbst die Rinde als

Schaffsfutter empfohlen wird, hinzugesetzt werden können. Der Baum hat nämlich die Tugend, daß wenn man einem Stamm von der Dicke eines Armes einen Streifen Rinde von 1 Zoll läßt, er in kurzer Zeit wieder ganz überwallt. Das gewöhnliche Verfahren der Bauern, die den Baum umhauen, um ihn zu schälen, ist also sehr tadelnswerth und nachtheilig. — S. 20. bey der Kiefer (*Pinus sylvestris*), wäre es wohl nicht überflüssig gewesen, den Ökonomen darauf besonders aufmerksam zu machen, daß die trocknen Sandplätze, die ihm kein Korn, kein Heu, ja nicht einmal gute Weide geben, ihm nach 15 oder 20 Jahren schon Stangenholz, und nach 40 oder 50 Jahren sogar Bauholz liefern, wenn er sie mit Kiefern besäet.

S. 173 sagt der Herr Verf. von der Wasserviole: „Ihre Wurzel hat mehrlartige Theile und kann zur Speise angewandt werden“, und S. 197 von der weißen Seerose: „die Wurzel ist mehlsreich und eßbar.“ Das ist wahrlich zu wenig gesagt von einem so wichtigen Gegenstande! Ist es wahr, daß diese beyden Pflanzen eine gesunde und nahrhafte Speise geben, so wäre ja das ein herrliches Mittel bey der jetzigen Theuerung des Kornes und in schlechten Jahren könnten viele Arme damit aus großer Noth geholfen werden. Der Herr Verf. würde daher sehr wohl gethan haben, wenn er angezeigt hätte, wie man die Wurzeln dieser Pflanzen zur Speise bereitet; da dergleichen Dinge

gewöhnlich eine eigne Zubereitung fordern. Sehr zweckmäßig wäre bey einer von diesen, oder S. 359 bey dem Aufzählen der eßbaren Pflanzen, eine Empfehlung des bey uns gar nicht geachteten Anbaues der Wassergewächse gewesen, der, wenn jene Pflanzen zur Speise angewandt werden können, überaus wichtig ist, und zwar einmal, weil wir dabey einen Platz, der für uns todt ist, nutzen, und dann, weil dieser Anbau leichter ist, auch viel seltner mißrath als der der Landgewächse, indem ihnen nicht die Herbst- und Frühlingsnässe, nicht heftiger Frost im Winter, nicht die Dürre des Sommers und selten die Frühlingsfröste schaden; da ihre Keime und Blütheknospen gewöhnlich erst kurz vor dem Aufblühen auf die Oberfläche des Wassers kommen. Die Chinesen treiben ja den Bau der Wasserpflanzen mit gutem Erfolg. Vielleicht ließen sich mit großem Nutzen Wassergewächse aus wärmern Klimaten anbauen, da wir sie vor Frost und Kälte durch das Aufstauen der Wasser schützen können.

S. 352. IV. führt der Herr Verf. die Quecke, den Gänserich und den Rausch als Pflanzen, die zur Befestigung des Flugsandes dienen können, mit an. Schwerlich dürfte es mit einer von diesen gelingen. Die Quecke wächst zwar im Sande, aber nicht im ganz magern; der Gänserich verlangt zum wenigsten eine fette Oberlage, und wenn sie auch nur einige Linien hoch ist, und der Rausch

einem etwas feuchten Boden. Folgende, weit vorzüglichere, hätten wohl nicht weggelassen werden sollen: *Pinus sylvestris*, *Polygonum aviculare*, *Artemisia campestris*, *Arundo arenaria*, *Gnaphalium dioicum* und *arenarium*. —

Ebendasselbst heißt es: Wahrer Flugsand kann nur dadurch gebunden werden, daß man ihn einzäunt und düngt. Als einen Vorschlag kann man dieß wohl nicht ansehen, da das Mittel Niemanden unbekannt ist, solches aber nur von dem Städter, der seinen Dünger nicht zu lassen weiß, auf kleine Plätze angewandt werden kann; im Großen dürfte es des Kostenaufwandes wegen gänzlich unausführbar seyn. Leichter und mit weniger Kosten- und Zeitaufwand kann man den Flugsand nicht allein zum Stehen bringen, sondern ihn auch kultiviren, wenn man ihn mit Reifig, besonders Nadelholzreifig, und Heide so belegt, daß der Wind den Sand nicht zu fassen vermag; und dieß erreicht man, wenn das Reifig so dichte gelegt wird, daß die Spitzen des einen Reifes die des andern berühren. Auf die Art läßt sich mit einem zweyspännigen Wagenfuder Tannenreifig ein Platz von 8 — 9 □ Stangen Decimalmaß belegen. Besser ist's, man führt das Reifig im Winter und legt es gleich aus. Im ersten Frühlinge säet man ohne weitere Umstände Fichtensamen in das Reifig hinein und bewahret den Platz vor dem Zudringen des Viehes. — Warum Rec. die Fichte (*Pinus sylvestris*) allen übrige-

gen Flugsandgewächsen vorzieht, braucht wohl nicht gesagt zu werden; aber, daß sie im aller elendesten Flugande, wenn sie erst Wurzel gefaßt hat, bis zum schönen Baubalken heranwächst, davon kann sich der Leser überzeugen, wenn er in den ersten besten, hoch und trocken liegenden, Fichtenwald geht und den Boden untersucht. Besonders auffallend und sichtbar ist es an den Überresten der Fichtenwälder auf der Kurischen Nehrung, die früher durchweg mit dem schönsten Walde bedeckt gewesen und durch unsinniges Wegrasiren desselben eine elende Sandwüste geworden ist. Das sollten sich die Bewohner sandiger Gegenden wohl merken und sich vor dem Lüften des Flugandes hüten. Auch bey uns sind und entstehen noch viele Flugsandwüsten dadurch, daß man die (nicht sowohl aus Mangel an Nahrung, als vielmehr weil sie zu undicht stehen) verkrüppelten, in solchen Gegenden wachsenden, Fichten, für unnütz hält und zum Brennen weghaut, oder wohl gar solche Plätze aufreißt um eine Roggenärndte davon zu nehmen und sie dann wüste liegen zu lassen. Die vom Herrn Verf. und von Rec. obengenannten Pflanzen reichen aber auch nicht hin, den Flugsand auf immer zu binden, sondern dauern nur so lange, bis sie die wenigen Fruchtheile zum Samentragen ausgefogen haben; die Fichte hingegen bindet den Sand bis ein Unbedachtsamer ihm wieder Luft schafft.

Vor 2 Jahren hat Rec. einen Flugsandhügel, von dem der Sand auf seine Gärten und Felder getrieben wurde, sehr dünne mit Reifig belegt und jetzt steht dieser Hügel voll junger Fichten, die aus hingewehetem Samen gekeimt sind.

§. 358. XIV. zählt der Herr Verf. unter die Honig enthaltenden Pflanzen (das heißt doch, von denen die Bienen Honig sammeln?) die Ackeley und den rothen Klee, welche nie von der *Apis mellifica* besucht werden, und läßt dagegen eine Menge der vorzüglichsten ganz weg; z. E. die Himbeere, Kornblume, Boratsche u. a. m. Die letztere (*Borago officinalis*), die des schönen Salates wegen, den sie im Frühlinge giebt, häufig in den Städten gesäet wird, hat der Herr Verf. in seinem Buche ganz übergangen.

Auf der eben angeführten Seite in der ersten Anmerkung wird, um den Bienen eine vom Frühling bis in den Herbst dauernde Weide geben zu können, das Ansaen des rothen und weißen Klee's, eines Gewächses, das erst im Junius zu blühen anfängt und entweder während der Blüthe gemäht, oder, wenn es zum Samen tragen kommt, jährlich wieder gesäet werden muß, und selbst dann nicht einmal lange blüht, vorgeschlagen, weil „es mit andern Pflanzen schon schwieriger seyn würde!“ — Uns wird die Anpflanzung folgender Gewächse, die den Bienen eine sehr angenehme

vom ersten Frühlinge bis zum späten Herbst wenig unterbrochene Weide geben, nicht, wie der Klee, den besten Acker nehmen, perennirend sind und in einem Garten von mäßiger Größe in solcher Menge angepflanzt werden können, daß sie einem ansehnlichen Bienenstand hinlänglich Nahrung gewähren, viel leichter: als *Galanthus nivalis*, *Crocus vernus*, *Ornithogalum luteum* (wächst wild in Gartengängen und muß nicht zu früh abgestoßen werden), ferner die männlichen Stauden von *Salix capraea*, *S. pentandra*, *S. fragilis*, als Schutz gegen Nord- und Westwinde, Stachelbeeren, Stein- und Kernobst, Quendel und Kornblumen, die wild wachsen, Himbeeren, Linden, Fjop und Lavendel, der seine Lauch als Einfassung der Beeten, und endlich die Boratsche. Ganz vorzüglich ist letztere zu empfehlen, weil sie vom Anfange des Junius, bis heftige Spätfröste einfallen, ununterbrochen mit Blüthen bedeckt bleibt, von den Bienen mit vieler Begierde gesucht wird und, da sie aus dem im Herbst gefallenen Samen wächst, sehr leicht an allen Zäunen einheimisch gemacht werden kann. Durch das Anpflanzen dieser Gewächse hat es Rec. dahin gebracht, daß seine Bienen, die sonst nur den gelben Waldhonig lieferten, jetzt den schönen grünlichen Flächenhonig geben.

(Der Beschluß folgt.)

über die Benennung einer Nichtsphilosophie, mit welcher das neueste System der Philosophie von einigen belegt wird. \*)

Es ist ein sonderbares Phänomen am literarischen Himmel, daß man ein System der Philosophie, welches, vom unbedingten Wesen ausgehend, dieses als einfache Aktion vorstellt, die von Ewigkeit her aus und durch sich selbst das ganze Universum darstellte, und welches, das Unbedingte als nothwendigen Grund alles Bedingten in intellektueller Anschauung umfassend, Geist und Materie auf das innigste mit einander verknüpft und die größte Aufgabe der Philosophie wirklich auflöst, mit dem herabsetzenden Namen einer Nichtsphilosophie belegt. Doch warum nenne ich dieses Phänomen sonderbar? Streitet nicht jeder brave Mann pro aris et focis am muthigsten? Und wie vielen scheint nicht das neueste System der Philosophie gerade dasjenige umstürzen zu wollen, was ihnen und uns allen das Theuerste und Heiligste ist? Überdieß läßt sich niemand gern aus seinen vier Wänden, in denen er sich einmal eingelebt und es so behaglich gefunden hat, depossediren. Das alte vermeinte System war uns einmal bekannt und gewohnt, und seine Anwendung auf unsere etwas niedriger gestellten Probleme war uns so leicht und befriedigend, daß wir bis dahin keines neuen be-

---

\*) Audiatur et altera pars. — Der Red.

durften. Und oft schon durch schöne Ankündigungen hintergangen, trauten wir dem Dinge nicht, daß neben der ganz neuen Ansicht der Dinge, auch eine gänzliche Verwerfung der vorigen Systeme, selbst das neuere sogenannte kritische nicht ausgenommen, forderte, mit denen wir doch bisher unsere heiligsten Vorstellungen und Ausichten so innig verwebt hatten, daß wir diese für unzertrennlich von jenen hielten, und mithin durch ein neues, die Ansicht ganz veränderndes, System in eine wohlgemeinte Unruhe versetzt wurden.

Indessen bleibt dieses Phänomen, so oft auch Geschichte und Erfahrung ähnliche gezeigt haben, dem Philosophen doch immer sonderbar. Der Philosoph fordert und erwartet von dem Philosophen gründliche Prüfung vor der Entscheidung. In dem vorliegenden Falle aber kann er sich nun gar nicht davon überzeugen, daß diese Prüfung von denen wirklich vorgenommen worden sey, welche gleichwohl das neueste System der Philosophie eine Nichtsphilosophie nennen. Denn welcher wäre der Grund zu dieser Benennung, der etwa in dem besagten Systeme selbst läge? Nichtsphilosophie könnte man nur ein solches für ein philosophisches ausgegebene System nennen, das entweder vom leeren Nichts ausginge, oder dahin führte, oder beyde Absurditäten in sich vereinigte. Wer aber, der das neueste System mit Nachdenken studirt und geprüft hat, kann etwas dem Ähnliches in demsel-

ben finden? Oder soll es etwa deswegen vom Nichts ausgehen, weil es nicht von der Materie ausgeht, kein atomistisches, sondern ein rein dynamisches System ist? Weil es das unbedingte Wesen, aus welchem, durch welches und in welchem alles ist, was ist, ursprünglich nicht als Materie, auch nicht als durch eine gleich ewige Materie eingeschränkt, sondern als bloße einfache, ewig nothwendig wirksame Aktion (Thätigkeit), was wir den höchsten Geist, Gott, nennen, darstellt, und ihm kein materielles Substrat zu seinen mit ihm selbst nothwendig gleich ewigen Schöpfungen giebt? Sollten wir denn schon so tief in den Materialismus versunken seyn, daß wir durchaus, wo nicht einer materiellen Gottheit selbst, so doch einer mit der Gottheit gleich ewigen, aber ohne ihr Zuthun da seyenden Materie bedürften, aus welcher jene, nur so weit diese sich bearbeiten ließe, etwas machen konnte? Lehrt uns denn nicht selbst unsre Religion ein Hervorgehen des ganzen Universums aus dem bloßen allmächtigen: Es werde! des Schöpfers. Und fordert nicht der, als erster Schritt zur Bändicung des gesetzgebenden Ansehens der Vernunft, und als nöthige Stufe zum Höhern und zur gänzlich veränderten Ansicht der Dinge, als die des alten Dogmatismus Kant selbst, zur Möglichkeit einer moralischen Weltordnung, daß auch die Materie selbst von Gott erschaffen seyn müsse? Ist hier noch an ein ursprünglich schon — der Himmel weiß, wie? — vorhandenes, von der Gottheit unabhängiges, äußeres materielles Substrat im geringsten zu denken, das ja augenscheinlich den moralischen Weltordner in seinem Plane bloß auf die Möglichkeit, was sich etwa aus diesem Substrat machen ließe, einschränken müßte?

Wenn nun das neueste System die absolute Einheit, das ewige Wesen, als einfache Aktion vorstellt, die in sich allein Kraft und Mittel hat, die sich selbst Substrat zur Formung der Materie war, und ist und seyn wird, und die eben so nothwendig, als sie ist, von Ewigkeit her aus sich selbst allein allem Bestand und Wesen geben mußte; wenn es hiemit zugleich den großen Stein des Anstoßes für jeden Philosophen wegräumt, wie und woher die Materie, oder das letzte Substrat aller Materie erst entstanden sey und der Intelligenz wahrnehmbar werde; und wenn es damit endlich den nothwendigen Zusammenhang zwischen Subjektivem und Objektivem, zwischen der Geister- und Körperwelt darlegt: wie könnte man es wohl deshalb eine Nichtphilosophie nennen, ohne damit zugleich dem größten Materialismus Thor und Thüre zu öffnen?

Oder soll besagtes neueste System deshalb Nichtphilosophie heißen, weil es der erscheinenden Welt, im Gegensatz gegen das Absolute selbst, als die höchste und einzig wahre Realität, absolute Nicht-Realität zuschreibt? Dann hat man auch nicht die mindeste Idee von einem konsequenten, vom Absoluten ausgehenden idealistischen und dynamischen System, das ja nur der ewigen Urthätigkeit, der absoluten Einheit, Realität zuschreiben kann, und alles andre, was erscheinend nicht diese, sondern ein besonderes Seyn, Form des Seyns, ist, als einen bloßen Reflex, als ein durch quantitative Differenz außer einander dargestelltes Abbild der absoluten Einheit, und als bloß für die Reflexion gültige relative Realität betrachten muß, welche sich gegen das Absolute, und κατ' ἐξοχήν Reale, als Nicht-Realität verhält. Nur das Ideale, nur der Geist, das absolute Ich, oder die absolute

Vernunft, oder genauer die absolute Identität, die Eins und Alles ist, ist diesem Systeme absolut real; alles, was jenem entgegengesetzt wird, alles Endliche, was erscheinend aus jenem hervorgeht und in ihm ist, und was im gemeinen Leben und auf einer niedern Stufe des Denkens wirklich und real genannt wird, ist diesem System bloße Form des Seyns — das, was es sogar auch dem Kriticismus ist — nur Erscheinung. Dem Geiste des Kriticismus gemäß sollte das eben Gesagte demselben immer nur Erscheinung bleiben; aber mit seinem Gegebenen (ohne angeben zu können, wie und woher es gegeben ist), das aller Wahrnehmung zum Grunde liegen soll, und von dem man, nach den Grundsätzen dieser Philosophie selbst, doch nicht weiß, wie es, als ein Ding an sich, uns afficiren kann, widerspricht er sich selbst, trennt Subjekt und Objekt, und deren Zusammenhang ewig unvereinbar von einander, reißt die Grundpfeiler seines auf Ideen gestützten Gebäudes ein, bleibt bloße Verstandeslehre, innerhalb welcher die Vernunft (nämlich die theoretische) nur noch in so fern Thätigkeit behält, als von Bedingung auf Bedingtes, und umgekehrt geschlossen wird, und erklärt im Grunde den Dogmatismus, der nicht vom Absoluten ausgeht, sondern am Endlichen hinauffsteigend es zu finden hofft, seinem eigenen Geist entgegen, für die einzige wahre Art zu philosophiren, — wenn es irgend eine giebt; so sehr er diesem auch übrigens alle Hoffnung des Erfolgs abschneidet, und mithin, da er auch die gleichwohl unwiderlegbare intellektuelle Anschauung des Absoluten weglegt, in Wahrheit alle Philosophie aufhebt, und schon damit selbst Unphilosophie lehrt; ohne noch des Unzusammenhängenden in seinem, mit grobem Materialismus (in dem der

Wahrnehmung zum Grunde liegenden unerforschlichen Gegebenen) und Empirie verbundenen Idealismus zu erwähnen, in welchem dem Unbefangenen, sobald er nur das Ganze durchschaut, und über den Zusammenhang, und ob es wahres System seyn könne, ernsthaft nachgedacht hat, das gerade Gegentheil eines Systems in die Augen springt. Kostete es nicht, bey der neugeschaffenen Terminologie, die auch für die Ansicht der Dinge von einer ganz neuen Seite nothwendig war, und bey der öftern Unrichtigkeit im Ausdruck, so viel Zeit und Mühe, die sogenannte Kritik der Vernunft (die, wenigstens in ihrem theoretischen Theile, eigentlich bloße Kritik des Verstandes ist), zu verstehen, welchen Aufwand nur die allerwenigsten gern ganz umsonst gemacht haben wollen: sie würde, ungeachtet dessen, daß sie das Werk eines sehr scharfsinnigen und eminenten Kopfs ist, und sehr glücklich anfang, die ganze vorige Ansicht der Dinge zu verändern, wodurch man endlich auf den wahren Ideal-Realismus kommen mußte, doch für sich selbst im Ganzen, und als seyn sollendes System weit weniger Anhänger gefunden haben, als es wirklich geschehen ist.

Appricken.

R. G. Elverfeld.

(Der Beschluß folgt.)

### Berichtigung.

Im Novemberstücke des Nordischen Archivs, S. 153, lese ich einen Aufsatz eines ungenannten Rigischen Bürgers, welcher dem Herrn D. Behmer in Dorpat einen Vorwurf macht, der eigentlich mich trifft, und für den ich also aufkommen muß.

Nicht in der Abhandlung des Herrn B. über das  
 Wachsen &c., sondern in der Anzeige derselben  
 in den B. U. (Bd. 4. S. 177) steht die im N.  
 U. angezogene Stelle; nicht also der Verfasser,  
 sondern der Recensent, muß sich vertheidigen.  
 Der ungenannte R. B. findet die Ehre seiner gu-  
 ten Stadt durch den allgemein ausgedrückten Vor-  
 wurf gekränkt, daß in unsern Tagen der Gemein-  
 geist gesunken sey, und daß deshalb die Regierun-  
 gen sich des Schulwesens annehmen müssen. —  
 Wenn Fichte in seinen Grundzügen des Zeitalters  
 von dem jetzigen Geschlecht sagt, daß es unter  
 den Ruinen des Christenthums, wie ein Gespenst  
 der Vorzeit umherwandelt, zu gewizigt für den  
 Aberglauben, zu herzlos für den Glauben, leer  
 an Bewunderung, Ehre und Liebe; überhaupt  
 leer an Größe, Kraft und Geist, träumend und  
 schwärmend in neuerfundenen Philosophemen, gleich  
 willfährig den Schickungen des Himmels und der  
 Hölle &c.; so wird wohl kein Unbefangener for-  
 dern, daß, vorausgesetzt, jene Züge seyen durch  
 Induktion richtig aufgefaßt, und es gelte von ihnen  
 der in allen allgemein ausgedrückten Erfahrungs-  
 sätzen stillschweigend vorausgesetzte Kanon: a po-  
 tiori fit denominatio, alle diejenigen als Aus-  
 nahmen genannt werden sollen, welche wirklich  
 von diesem traurigen Gemälde ehrenvolle Ausnah-  
 men sind. — So ist auch die Klage über den ge-  
 sunkenen Gemeingeist zu allgemein, als daß sie  
 ungegründet seyn sollte, und so wahr es auch ist,  
 daß Riga eine höchsterfreuliche Ausnahme von die-  
 sem herrschenden Fehler des Zeitalters macht, (wie  
 ich denn selbst mehrere Jahre dort lebte und man-  
 che schöne Frucht des Gemeingeistes sahe), so war  
 doch jene Recension nicht der Ort, um diese Ausnah-  
 me aufzuführen, weil mit fast gleichem Rechte

Hamburg und Nürnberg, Frankfurt und unser bescheidenes Libau \*), und noch manche andre Stadt hätten genannt werden müssen.

Auch hat mir nicht die gesunkene Schulverfassung einer mir bekannten Stadt zu jener Äußerung Veranlassung gegeben; sondern die Erfahrung, daß Stiftungen für gemeinnützige Anstalten von Privatpersonen in unsern Zeiten (im Allgemeinen genommen) zu den Antiquitäten gehören; die Überzeugung, daß man jetzt leichter 10 Schauspielhäuser durch Subskription fundiren würde, als eine Lehranstalt. —

Es ist mir bey alledem angenehm, daß meine hingeworfene Äußerung eben erst in Riga einige Aufmerksamkeit erregt hat. Gerade ein Ort, wo der Gemeingeist noch Blüthen und Früchte trägt, ist dazu geeignet, Fragen zur Untersuchung zu ziehen, wie folgende: Was erzeugt und nährt den Gemeingeist? Was schwächt und tödtet ihn? Und wodurch kann er neu belebt werden, wenn er entkräftet oder gar erloschen ist? — An einem andern Orte würde eine Untersuchung der Art Unwillen erregen. Ein Rigischer Patriot dagegen würde sich das Verdienst erwerben, daß er auf die Gefahren aufmerksam machte, welche auch in seiner Vaterstadt der heiligen Flamme drohen, und er würde dazu beitragen, daß die gute Stadt nicht einst, wie so viele ihrer Schwestern, ihres schönsten Schmuckes beraubt werde.

Eruse.

---

\*) Man denke nur an die dasige wirklich vortreffliche Armenanstalt. — Der Red.

---

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

---

No. 51. Mitau, den 17. Dezember 1806.

---

## L i t e r a t u r.

Oekonomisch=technische Flora etc., von W.  
C. Friebe.

(Beschluß der in No. 50 abgebrochenen Recension.)

S. 359. XX. stellt der Herr Verf. die Sandbeere, die ihres trocknen, widerlichen Geschmacks wegen von Niemanden gegessen wird, unter die esbaren Beeren auf und erwähnt einer der wohl-schmeckendsten Beeren unseres Klimas, der Platzbeere, hier gar nicht; als eine Abart, die sich bey uns finde, hängt er sie an die Erdbeere. Willdenow stellt sie, mit vielem Rechte, als eine eigne Species, unter den Namen *Fragaria collina* auf, und unter diesem Namen ist sie in Deutschland allgemein bekannt. — Diese Beere wird von vielen, ihres feinen Parfüms wegen, der gemeinen Erdbeere vorgezogen, und verdient es wohl, in

den Garten gebracht zu werden. Sie übertrifft die gemeine Erdbeere an Größe, verlangt nicht so guten Boden als diese, und läßt sich so leicht nicht vom Unkraut verdrängen.

S. 363. XXVII. Die Gewächse, die der Herr Verf. hier als den Heuschlägen nachtheilig anführt, sind dieß bey weiten nicht so sehr, als viele, die er ganz übergeht: z. E. *Carex arenaria*, *Carduus acaulis*, *Alopecurus geniculatus*. Alle etwas trockne Wiesen, die Sand oder Meererde haben, werden von dem erst genannten Gewächse verdorben. Es erreicht nur eine Höhe von 4 Zoll, ist sehr hart und dauerhaft, und reift so frühe, daß der Same gewöhnlich auf den Heuschlägen bleibt. Nur durch das Umpflügen und Säen anderer Grasarten kann es ausgerottet werden. Der *Carduus acaulis* ruiniert die schönsten Heuschläge, weil er nur im guten Boden wächst, alle Jahre reifen Samen setzt und sich sehr ausbreitet. Beym Heusammeln ist er äußerst lästig, indem die vertrockneten Stacheln der abgehauenen Blätter, den Sammlern in der Haut an Händen und Füßen stecken bleiben. — Viele von den Gewächsen, die der Herr Verf. anführt, 77. 89. 133. 195. 307, wachsen in solchen nassen Heuschlägen, wo kein andres gutes Gras wächst, geben aber doch Streu und verschwinden, sobald die Heuschläge durchgraben werden. — Der Pferdeschwanz, wie der Herr

Berf. ihn nennt \*), thut unsern Aekern und Heuschlägen keinen Schaden. Der Sumpffschachtelhalm wächst nur da, wo kein anderes Gras gedeiht, und gewährt den Pferden ein gutes Futter, der Feldschachtelhalm aber giebt im ersten Frühlinge, wo das Gras kaum zu sprossen anfängt, unsern Kühen, und vorzüglich den Schafen, gute Nahrung, wird vom Winterkorn unterdrückt und bey dem Sommerkorn durch den Pflug und die Egge so in seinem Wachsthum zurückgesetzt, daß dieses ihn überwindet. Hoch wächst er überdies nicht und in sehr magerem sandigem Boden.

S. 364 vermissen wir ein schon im Herbst 1804, also früher als dieses Buch gedruckt wurde, bekanntes und erprobtes Kaffesurrogat, das alle übrige übertrifft, den Spargel, *Asparagus officinalis*.

Irrig hat man bisher geglaubt, was auch der Herr Berf. thut, daß der Spargel nur im sehr fetten Boden wachse; man hat ihn daher in fast reinem Mist gesetzt und jährlich gedüngt. Lüders, in seinen Briefen über den Küchengartenbau, bemerkt aber schon, daß er im Mittelboden gut gerathe. Bey Schleck in Kurland wächst der Spar-

---

\*) Besser ist wohl der sehr bekannte Name *Schachtelhalm*, der sich sehr gut zum Genusnamen schickt; Feld-, Sumpff-, Wasser-, Wald-, Winterschachtelhalm. Der gemeine Mann macht schon den Unterschied zwischen eigentlichem und Sumpffschachtelhalm.

gel im Fluglande, und nur im Fluglande, und läßt sich, was auch der alten Meynung entgegen ist, zum Erstaunen mißhandeln: zehnmal wird er im Sommer vom Pfluge und der Egge niedegerissen und abgestoßen; aber immer kommt er mit neuer Kraft hervor und ist nicht auszurotten. Läßt er sich nun gleich nicht zur Befestigung großer Fluglandflächen anwenden, so kann man doch kleine wüste Sandplätze, besonders wenn man wenig Dünger daran wenden will, durch den Anbau dieser Pflanze auf eine schöne Art nützen, sollte er sich aber gar als das vorzüglichste Kaffesurrogat bestätigen, so könnte man vielleicht große Sandplätze durch ihn kultiviren.

S. 364. XXIX. 3. werden die Viehfutter-surrogate aufgezählt, aber zwey der allerbekanntesten und wichtigsten ausgelassen. 1) Die Espe, mit deren Rinde die Bauern beym Futtermangel gewöhnlich ihr Vieh erhalten. Aber diese Rinde ernährt nicht bloß das Vieh, sondern ist dabey auch so stärkend, daß das Vieh, welches damit erhalten wird, im Frühlinge bey weitem nicht so vielen Krankheiten unterworfen ist, als anderes, welches bey schlechtem Heu und Stroh gestanden hat. Wichtig ist dieses Surrogat, weil es leicht und fast überall wächst, was bey der Rüste, dem Apfel, der Kastanie und Esche nicht der Fall ist, letztere auch kein so gutes Futter geben und außerdem nützlicher verwandt werden können; fer-

ner kann man es in allen Jahreszeiten, selbst beym tiefsten Schnee, sammeln; ein Umstand, der nicht übersehen werden darf, da unsere Bauern, dann zu sorgen anfangen, wenn der Mangel schon eingetreten ist, und sie hier zu einer Zeit sammeln können, wo sie mit Geschäften nicht so überhäuft sind als im Sommer und Herbst. 2) Die Bruchweide, die dem Rindvieh und den Schafen eine sehr gesunde und angenehme Speise gewährt. Sie vereinigt als Viehfutterfurrogat alle jene Vorzüge, die bey der Espe angeführt sind, in sich, kann mit leichter Mühe aus Stecklingen gezogen werden, überwallt in sehr kurzer Zeit, wenn ihr nur ein schmaler Streifen Rinde gelassen wird, ja, ein Ast, dem Rec. die Rinde bis auf 7 Fuß hoch ganz wegnehmen ließ, hat binnen 8 Wochen wenig unterbrochene Rinde über die ganze nackte Oberfläche erzeugt. Die feinen Äste könnte man daher, ohne großen Nachtheil, öfter schälen, ehe man den Baum zu Brennholz kappen läßt.

S. 12 heißt es: „die Ackerbirke, die auf trockenem Boden wächst, hat weicherer Holz als die Morastbirke.“ Das ist wohl ein Druckfehler; denn gerade der umgekehrte Fall findet statt. Die Ackerbirke hat zäheres Holz als die Sumpfbirke, wie unter denselben Umständen fast alle Bäume; nur die Tanne soll eine Ausnahme machen, und zäheres und härteres Holz bekommen, wenn man ihr den Zutritt der Luft und Sonne schafft.

Obgleich Rec. noch manches Wichtige vermißt, so glaubt er doch schon zu viel für eine Zeitschrift, wie die gegenwärtige, gesagt zu haben. Nur noch einige Worte über die lettischen Benennungen. Einige sind unrichtig, und bey einigen Pflanzen, für welche doch in manchen Gegenden lettische Namen vorhanden sind, fehlen sie ganz. So wird z. B. *Salix caprea* (S. 31) lettisch *Pupuli* genannt. Nicht der Baum, sondern die Blüthenkästchen aller Weidenarten heißen so, der Baum selbst heißt *Bukku kahrklis*, weil die Ziegen gerne die Rinde fressen (*S. caprea*). Bey folgenden und mehreren andern sind die lettischen Namen gar nicht angegeben: bey *Erica vulgaris*, — worüber sich wohl jeder Kurländer wundern wird — *Sils*; bey *Rhamnus frangula* — *Krubklis*; bey *Empetrum nigrum* — *Wistenes*; bey *Taxus baccata* — *Jhwe* &c.

— r —

---

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
von Ulrich Freyh. von Schlippenbach.

(Fortsetzung des in No. 49 abgebrochenen Aufsazes.)

Mitau, das, die Vorstädte mitgerechnet, etwa 700 Häuser, von denen aber nur ungefähr 40 steinern sind, 6 Kirchen und gegen 12000 Einwohner zählt, liegt in einer weiten Ebene auf Triebsand und Morast, an einem Sumpfbache, die Drixe

genannt, welche ganz nahe bey der Stadt ihren Ursprung hat, und einige Werst weiter nordwärts in die Na, mit der sie, in geringer Entfernung, immer parallel läuft, hinein fällt. Die Stadt ist von wenigen Überresten eines Walles umgeben, der, als Schutzwehr der Einwohner, verfallen und umgewühlt, nur noch die an ihm lehenden, und Freuden mancherley Art geweihten, Häuser verdeckt. Unter den öffentlichen Gebäuden verdient besonders das ehemalige Residenzschloß der Herzoge bemerkt zu werden. Es liegt an der Ostseite der Stadt, zwischen der Na und der Drixe, von Wall und Graben umringt. Den Bau des ersten hiesigen Schlosses fing im Jahr 1271 der Herrmeister Konrad von Medem an, mehrere Jahre später wurde er aber erst durch Eberhard von Monheim vollendet. Nachdem diese Burg 1345 von den Lithauern, auf einem Streifzuge, verwüstet war, wurde sie in der Folge wieder hergestellt, und im Jahr 1705, als sie die Schweden in Besitz hatten, von russischen Truppen, unter Peter dem Großen, der damals selbst in der Stadt gegenwärtig war, (d. 4. Sept.) erobert. Das jetzige Schloß ist vom Herzoge Ernst Johann im Jahr 1736, nach einem Risse des Grafen Kastrelli, der auch das Winterpalais in St. Petersburg gebauet hat, angefangen und späterhin weiter ausgeführt worden. Es besteht aus einem Corps de Logis und zwey Flügeln, hat ein Souterrain und zwey

Stoß, und soll, bey seiner vorigen Einrichtung, 300 (?) Zimmer enthalten haben. Unter diesen zeichnete sich der Tanzsaal im linken Flügel, durch seine beträchtliche Größe, vorzüglich aus. Auch war die Haupttreppe im Corps de Logis im großen Style angelegt. Kurz, man konnte das Schloß mit Recht eine fürstliche Wohnung nennen. Aber 1788 (d. 22. Decemb.) brannte ein ansehnlicher Theil desselben ab, und ohne Dach blieben nun die Mauern bis zum Jahre 1796 stehen, wo dann das Schadhafte wieder hergestellt und zu Kasernen eingerichtet wurde.

Von Merkwürdigkeiten aus den frühern Zeiten, als Kurlands Fürsten dieses Schloß bewohnten, ist hier nichts mehr zu finden; die Reste jener Beherrscher selbst ausgenommen, die in einem Gewölbe unter dem linken Ende des Corps de Logis aufbewahrt werden. Hier sind die kurländischen Fürsten alle, mit Ausnahme des letztverstorbenen Herzogs Peter, in ihren engen Wohnungen des Todes versammelt. Eine ehrwürdige Gesellschaft, der man sich gewiß nicht ohne Rührung naht. Hier endlich verschloß auf ewig der schwere Sargdeckel die Entwürfe, die Plane, mit denen diese schlummernden Herrscher nach Größe rangen. Der Kurländer, der das Glück empfindet, ein Unterthan Alexanders zu seyn, darf, selbst im Gefühl einer beglückenden Gegenwart, der Vergangenheit mit Rührung gedenken, die ihn an die Zei-

ten seiner Väter erinnert; an jene Zeiten, wo Charaktergröße und männliche Stärke, die weniger feine Ausbildung in reichlichem Maße ersetzte. Dreyßig größtentheils schimmernde Metallfärge, stehen hier wie Trophäen der Siege des Todes über Gewalt und Stärke im Leben, und jene Züge, die ehemals auf Gold- und Silbermünzen prangten, hat nunmehr die Verwesung, nach ihre Weise, weniger schmeichelnd in Särge aus Zinn und Kupfer umgeprägt und in diesem ihrem Schatzgewölbe aufbewahrt. Von dem ersten Herzoge *Gotthard Kettler*, der das herrmeisterliche Kreuz, was sehr wahrscheinlich ist, nicht um eine Krone, sondern mehr um ein geliebtes Weib, vertauschte, sind, wie von seiner Gemalin *Anna*, nur etwas Staub und Knochen übrig. Herzog *Gotthard* war in jeder Hinsicht ein merkwürdiger Fürst, von seltener Kraft und Heldengröße, der, von allen Seiten gedrängt und bedroht, im Kampfe gegen überlegene Feinde in sich selbst allemal Mittel fand, um sich mit Ehren zu erhalten. Eben so auch Herzog *Jakob*, der durch weise Maßregeln seinem Fürstenthum unter den Staaten damaliger Zeit ein beträchtliches Ansehen zu verschaffen wußte. An dem Herzoge *Friedrich Kasimir*, von einer ungeheuren Perücke und einem roth sammtenen Fürstenmantel umhüllt, sind noch einige Gesichtszüge zu erkennen. Herzog *Ernst Johann* aber, der, so wie seine Gemahlin, in einem großen, mit ver-

goldeter Bronze verzierten, Kupfernen Sarge liegt, ist, obgleich er nicht eigentlich balsamirt worden, doch noch völlig kenntlich. Man hat ihn in einem schwarzen Sammtrock und schneeweißer Perücke beygesetzt, mit dem Sterne des Andreasordens auf der todten Brust.

Es geht die Sage, daß unter diesen fürstlichen Leichen auch die eines kurischen Bauern liege, der sich für einen der Herzoge — einige nennen Wilhelm, andre Ferdinand — in den Tod gab, und sich, in der Kleidung des Fürsten, als dieser auf einer Reise hinterlistig ermordet werden sollte, freywillig erschießen ließ. Man hat aber neuerlich sprechende Gründe zum Beweise angeführt, daß die Leiche, welche man für jenen edlen Bauern ausgiebt, keine andere, als die des Prinzen Alexander, eines Sohnes des Herzogs Jakob, ist, der ohne den rechten Arm zur Welt kam, und bey der Belagerung von Ofen im Jahr 1658 blieb \*). Ich glaube indessen, daß eine so allgemeine Sage doch nicht ganz ohne Grund seyn kann und die Geschichte selbst wenigstens wahr ist \*\*).

---

\*) S. Nordisches Archiv 1803. Junius S. 189.

\*\*\*) Schwerlich. Hätten sonst nicht Herzog Wilhelm oder Ferdinand, bey den mancherley harten Anschuldigungen, die ihnen von ihren Gegnern gemacht wurden, den wichtigen Umstand, daß ihnen meuchelmörderisch nach dem Leben getrachtet sey, in ihren Vertheidigungsschriften öffentlich zur Sprache gebracht? Aber nirgend findet sich eine Spur davon. — Anm. d. Red.

Züge des höchsten Edelmuths werden oft nur der Tradition vertraut, merkwürdigen Frevel aber bewahrt die Geschichte genauer in ihren Denkmalen. Auch scheint es im Grunde zweckmäßiger, die Tugenden in der Tradition fortleben zu lassen: sie gehen dann mehr von Mund zu Mund und von Herzen zu Herzen. —

Das Gebäude des bisherigen akademischen Gymnasiums, welches der Herzog Peter im Jahr 1774 stiftete, das aber seit kurzem, als solches, aufgehört hat, und in ein Gymnasium illustre umgewandelt ist, wurde an der Stelle, wo ehemals das sogenannte Palais stand, in der Palaisstraße, von dem noch lebenden sehr geschickten Architekten Severin Jensen, einem gebornen Dänen, der lange in Italien und namentlich an dem Schlosse zu Caserta gearbeitet hat, erbaut. Unstreitig ist dieß Gebäude eins der schönsten in Curland und eine wahre Zierde der Stadt. Die prächtige 170 Fuß lange Facade schmückt ein von sechs römischen Säulen getragenes Fronton, auf welchem die Colossalstatuen des Apoll und der Minerva stehen. In der Mitte des unter dem Fronton laufenden Frießes liest man auf einer schwarzen Platte mit goldenen Buchstaben die Inschrift: Sapientiae et musis sacrum Petrus Curlandiae et Semgaliae Dux pos. MDCCLXXV. Über dem Fronton erhebt sich ein viereckiger, auf jeder Seite mit vier corinthischen Säulen und einem schönen Ge-

bälke geschmückter, Thurm, auf dessen Plattefor-  
 me eine achteckige, mit Glasthüren, aus denen  
 man heraustritt, versehene, Laterne steht, die von  
 einer Kuppel, welche eine zweyte kleinere Laterne  
 trägt, geschlossen wird. Eine bequeme, erst neuer-  
 lich angelegte, Windeltreppe führt inwendig bis  
 zur äußersten Spitze, von wo aus man nach allen  
 Seiten hin, weit über die Stadt weg, die herr-  
 lichste Aussicht genießt. Das obere Geschöß des  
 Gebäudes enthält das Auditorium maximum  
 zu den Feyerlichkeiten, zwey kleine Hörsäle zu den  
 Vorlesungen und die Bibliothek. Unten ist der  
 Tanz- und Fechtboden, die Concilienstube, einige  
 Zimmer, worinnen die mancherley Sammlun-  
 gen aufbewahrt werden, die Wohnung des Pe-  
 dells und das Karcer. Das Observatorium ist auf  
 der Südseite unter dem Dache angebracht, und  
 wohl etwas unbequem, hat aber viele treffliche  
 Instrumente und einen noch trefflichern Observa-  
 tor, Herrn Hofrath und Professor Weitler, des-  
 sen tiefe Gelehrsamkeit die Welt anerkennt und ihn  
 zu den vorzüglichsten jetzt lebenden Mathematikern  
 zählt, dessen Charakter aber im engern Kreise sei-  
 ner Freunde und Bekannten eben so verehrungs-  
 werth ist, als es seine weit umfassenden Kenntnisse  
 sind. Zu den vorzüglichern mathematischen In-  
 strumenten, welche sich hier befinden, gehört ein  
 Regulator von Shelton, ein andrer von Bul-  
 liamy, ein astronomischer Quadrant von Sisson

3 Fuß im Radio, ein kleinerer von 1 Fuß, ein Teleskop von Nairne, ein Dollondischer achromatischer Tubus von 3 Fuß Fokaldistanz mit einem Mikrometer, eine parallaktische Maschine und ein Mittagsfernrohr, beyde von Dollond. Die Bibliothek zählt ungefähr 25,000 Bände, unter denen sich vorzüglich im Kunstfache, so wie im Fache der Klassischen Literatur und Geschichte die kostbarsten und seltensten Werke befinden. Am stärksten ist das juristische Fach besetzt. Der erste Grund zu dieser Sammlung wurde durch Ankaufe aus den berühmten Badenhauptschen und Germershausischen Bibliotheken in Berlin gemacht. Späterhin schenkte auch der Herzog noch manches Einzelne, und endlich kam im Jahr 1796 die etwa 10,000 Bände starke ehemalige mitausche Freymaurerbibliothek hinzu, welche die hochselige Kaiserin Katharina, nachdem die bis dahin hier bestandene Freymaurergesellschaft, mit allerhöchster Einwilligung, ihr Haus und ihre Büchersammlung dem Kollegio der allgemeinen Fürsorge geschenkt hatte, der akademischen Bibliothek einzuverleiben befahl. Im Bibliothekensaal sind zwey Büsten, beyde von larrarischem Marmor, aufgestellt. Sulzers Büste, von Meyer gearbeitet, schenkte Herzog Peter hieher, um das Andenken des Mannes, der den Plan zu dem Gymnasio entworfen hatte, zu ehren, und im Jahr 1801 wurde die Büste des Dr. Lieb, ihm, wegen seiner me-

dicinischen Verdienste um Kurland, von der kurländischen Ritterschaft gewidmet, und von Friedemann in St. Petersburg gearbeitet, gleichfalls hieher gestellt. An dem runden Piedestal, auf welchem die Büste steht, liest man, mit Buchstaben von Bronze, folgende Inschrift: Aesculapio et Linneo Nostro, Joann. Wilh. Fried. Lieb, Salutifero, Rusticorum Pauperumque Amico, Grata Curlandiae et Semigalliae Nobilitas. MDCCCL.

Bemerkt zu werden verdient auch die Sammlung kurländischer ausgestopfter Vögel des ehemaligen Professors der Jurisprudenz Bessecke. Diese Sammlung sowohl als ein sehr instruktives Mineralienkabinet hat die kurländische Ritterschaft angekauft und der Akademie geschenkt. Unter den angestellten Lehrern gab es von jeher Männer von ausgebreiteten Kenntnissen und gründlicher Gelehrsamkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine junge Amerikanerin vertheidigt selbst ihre Sache vor Gericht.

Eine junge Amerikanerin in Newyork wurde vor kurzem, unter dem Versprechen der Ehe, von einem jungen Mann verführt, der nachher Mitglied eines Tribunals ward. Dem ersten Fehltritt folgten mehrere und sie kam nach und nach fünfmal von ihm nieder. Nach den dortigen Landesgesetzen wer-

den alle Vergehungen dieser Art mit Geld- oder Peiße-strafen gebüßt. Als sie zum fünftenmal vor das Tribunal gebracht wurde, dessen Mitglied jetzt ihr Verföhrer war, bat sie, ihre Vertheidigung selbst führen zu dürfen. Die Richter gestatteten dieß.

„Es ist das fünftemal, meine Herren,“ sprach die schöne Niednerin „daß ich vor ihr Tribunal gefordert werde, und zwar immer des nämlichen Vergehens wegen. Ich habe nunmehr fünf Kindern das Leben gegeben, mit Gefahr meines eignen; ich erziehe diese, so gut als ich kann, und würde sie noch besser erziehen, wenn ihre Urtheilssprüche, m. H., mir nicht so viel Geldstrafen zuerkannt hätten. Das Gesetz selbst, wornach dieses geschehen ist, erkenne ich zwar für durchaus gerecht, aber sollte es nicht vielleicht nach den Umständen zu streng seyn? — Ich habe keinen Mann zur Verletzung der ehelichen Treue verleitet, und noch weniger unbärtige Jünglinge verführt. Sie selbst werden mir Niemand nennen können, der sich über mich zu beklagen, gegründete Ursache hätte. Der Pfarrer kann sich nicht beschweren; denn wenn ihm auch die Traugebühren entzogen wurden, so ist er durch die Taufen, die ihm meine Fruchtbarkeit verschafte, entschädigt worden. Aber es liegt vielleicht an mir selbst, daß ich mich nicht in dem so ehrenvollen Stande der Ehe befinde? Ich muß Ihnen gestehen, m. H., daß ich von jeher den stärksten

Beruf zu dieser ehrwürdigen Verblindung in mir gefühlt habe und in jedem Augenblick mit Freuden in dieselbe eintreten würde. Auch würde mein fünftiger Gatte gewiß mit mir zufrieden seyn; denn ich bin nicht nur arbeitsam und fleißig, sondern auch in Führung des Hauswesens vorzüglich erfahren, und von meiner Fruchtbarkeit als Mutter habe ich lebendige Beweise aufzustellen. Ich nahm mit Freuden den ersten Mann an, der mir seine Hand bot; aber, ich Unglückliche! das Zutrauen, welches ich in seine Redlichkeit setzte, machte mich meiner Ehre verlustig; ich handelte nur unbesonnen, er hingegen meineidig. Sie, meine Herren, Sie kennen diesen Mann, denn er sitzt in ihrer Mitte. So ist er, der Urheber und Mitgenosse meiner Vergehungen, zu Ansehn und Ehre gelangt, während ich Armste der Verachtung und Schande preis gegeben bin.“

Diese einfache und dabei doch so nachdrückliche Anrede machte den tiefsten Eindruck auf die Richter sowohl als auf den Verführer der schönen Sündlerin, und die Folge davon war, daß die erstern sie von aller Strafe frey sprachen und der letztere ihr seine Hand reichte.

### Die Nase.

(Nach dem Griechischen.)

Proklus kann mit der Hand niemals die Nase sich  
schneuzen,

Ihren gewaltigen Bau fasset die kleinere nicht.  
Niemals spricht er: Hilf Gott! \*) wenn sie vom Niesen  
erebet;

Denn das Ohr vernimmt ob der Entfernung es nicht.

L i e b a u.

\*) Hilf Zeus! sagte der Grieche auch beym eignen Niesen.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

---

No. 52. Mitau, den 24. Dezember 1806.

---

Über die Benennung einer Nichtsphilosophie, mit welcher das neueste System der Philosophie von einigen belegt wird.

(Beschluß des in No. 50 abgebrochenen Aufsatzes.)

Wenn man aber ferner die großen Resultate erwägt, zu denen uns das neueste System der Philosophie führt; wie es uns nicht nur über die schwierigsten Probleme der Vernunft Aufschluß giebt, sondern auch den bloßen Empirismus, der ohne Grundsätze a priori nur unsicher und wie im Finstern umhertappt, in der Natur- und andern Wissenschaften aufhebt, Experimente und Beobachtungen leitet und erleichtert, und dasjenige, an dessen wissenschaftlicher Form schon für immer verzweifelt wurde, zum Rang wahrer und sicherer Wissenschaft allmählig zu erheben verspricht, und uns die Möglichkeit davon schon deutlich genug gezeigt hat; wie es ferner die schöne Kunst insbesondere auf den ihr gebührenden hohen Posten stellt,

und dadurch Geschmacks- und sittliche Bildung bey ganzen Nationen erleichtert und das Leben verschönert; wie es endlich den Menschen das Göttliche in sich erkennen und ehren, und ihn immer nach dem Höhern streben lehrt, nach ächter Humanität, nach dem Leben im Geiste der sittlichen und physischen Weltordnung — dem wahren Leben in Gott; wie es auch der Religion, welche großentheils mit durch die bisherigen bloßen Verstandeslehren, die man Philosophie nannte, schon mächtig in Verfall gerathen war, wieder aufhilft, und sie in den ihr gebührenden hohen Rang, als Erhebung der Seele, als köstlichstes Kleinod der Menschheit, wieder einsetzt: so wird sicher ein jeder sogleich einsehen, daß dieses System keinesweges zum Nichts hinführe, und daß mithin jene Benennung von Nichtsphilosophie diesem System mit desto größerem Unrecht beygelegt werde.

Daß nun auch selbst in meinem Vaterlande Männer, die ich hochschätze, und die auch unser ganzes Publikum als denkende Köpfe und große und würdige Gelehrte, zum Theil auch als Meister in der schönen Kunst, und überhaupt als herrliche, vortreffliche Menschen kennt und ehrt, dem neuesten System der Philosophie jenen Namen geben; dieses wird mir nur daraus erklärbar, daß diese würdigen Männer bloß aus gewissen literarisch-kritischen Journalen, die nun einmal über das neueste System das Anathema gesprochen haben,

und aus Gegenschriften von Männern, die, Gott weiß, welche Gründe zu ihrer Bestreitung hatten, das System quaest. kennen lernten. Ich muß es selbst gestehen, daß, so lange ich das erwähnte System nur insofern kannte, als es besonders in einem gewissen sonst stärker gelesenen und auch lesenswerthen kritischen Journal dargestellt wird, ich gegen ersteres auf's äußerste eingenommen war, und mich sehr darüber wunderte, wie es möglich sey, daß Leute von Kopf und Herz ein solches absurde, der gesunden Vernunft und sogar unsern heiligsten Überzeugungen und Gefühlen Hohn sprechende Unsystem ersinnen und in die Welt hinein schreiben konnten. So weit ging meine vorgefaßte Meynung dagegen, daß ich mich zum eignen Studium desselben nur sehr schwer entschließen konnte. Allein der mich beherrschende mächtige Trieb, unparteyisch und gerecht in meinem Urtheile auch über ein von vielen als verwerflich geschildertes System zu seyn; die von allen bisherigen sogenannten philosophischen Systemen unbefriedigt gelassene Sehnsucht, nach der Auflösung gewisser jedem denkenden Kopfe äußerst wichtigen Probleme, und das vortheilhafte Urtheil verständiger Männer, die das neueste System durch eigenes Studium desselben kannten, brachten mich dahin, es doch einmal auch durch eigenes Studium kennen zu lernen. Ich leugne auch nicht, daß mir schon der Anfang und so manche Stellen in den Schriften, die das neueste

System theils vorbereiten, theils wirklich darlegen, sehr auffielen. Ich ließ mich aber nicht abschrecken, sondern hielt aus, las und las wieder, verglich und durchdachte, studirte so weiter und weiter, bis ich denn endlich mich dem Punkt näherte, wo es mir nun deucht, daß mir der Geist dieses Systems nicht mehr fremd sey, und wo ich in diesem Geiste auch vollkommene Befriedigung über die Stellen fand, in denen Schelling selbst sich entweder nicht ganz verständlich ausgedrückt, oder auch nur seine Privatmeinungen mit eingewebt hat, welche keinesweges durch das System selbst motivirt werden.

Insbefondere aber war mir das System ebenfalls früher verdächtig gemacht worden, daß es zur Schwärmerey führe, auch den Grund der Religion untergrave. Das fand ich nun aber in demselben gar nicht, vielmehr belebt es den Funken des Göttlichen in uns, erhebt zur hohen Achtung unserer Natur, erhebt zu hohen, heiligen Gefühlen, die bisweilen von kalten Seelen für Schwärmerey gehalten werden, im Grunde aber vor wahrer Schwärmerey am besten verwahren, und setzt den Menschen in solche Verhältnisse zur Gottheit, daß wie die Sonnen, so das einzelne Blatt uns an dieselbe erinnert; ganz im Geiste unsers großen Erlösers, der uns ebenfalls durch alles in der Natur auf das Andenken an den leiten wollte, in dem wir alle, nach dem Ausdruck eines seiner Apo-

stel, leben, weben und sind, aus dessen Fülle unendliches Seyn und Leben fließt, und uns insbesondre ewige Fortdauer verbürgt, und von dem eben derselbe große Apostel den Ausdruck eines alten Philosophen und Dichters mit Beyfall erwähnt: „Wir sind seines Geschlechts.“ Bloße Buchstabenkritik mit Übersetzung des Geistes findet freylich manches Anstößige in einzelnen Stellen; und Mißbrauch dieses Systems kann auch Schwärmerey zur Folge haben. Allein selbst in unsern ehrwürdigsten Schriften sollen wir ja nicht am bloßen Buchstaben haften, sondern uns ihren Geist zu eigen machen. Auch zwingt uns kein neues System zum unbedingten Unterschreiben alles dessen, was nicht nothwendig zu demselben gehört, was vielleicht nur der Schöpfer desselben, bisweilen gar im ernstestn Tone der Selbstüberzeugung giebt, wovon aber doch manches bloße Privatmeynung ist, die keinesweges dem System selbst gehört. Soll aber der mögliche Mißbrauch gegen irgend eine Lehre entscheiden, welche Lehre würde dann nicht verwerflich seyn? Die göttlichste aller Religionen, das Christenthum, welchem schrecklichen Mißbrauch ist es nicht unterworfen gewesen! Aber ganz ohne seine Schuld; und bis in die spätesten Zeiten der Welt wird es die nie versiegende Quelle der Aufmunterung und Stärkung im Guten, des Trostes und der Hoffnung für das Menschengeschlecht bleiben.

Laßt uns doch erklärten Gegnern eines Systems, selbst wenn sie Stellen aus den bestrittenen Schriften der Urheber desselben anführen, welche, aus dem Zusammenhange gerissen, oft etwas ganz andres sagen, als sie sagen sollen und im Zusammenhange wirklich sagen, oder wenn sie nach ihrer Art Auszüge machen, nicht sogleich auf ihr Wort glauben; sondern, wenn wir schon urtheilen wollen, vielmehr selbst unparteyisch lesen und prüfen. Und wenn wir dann, auch bey der ernstesten und redlichsten Prüfung, uns von der Wahrheit nicht überzeugen können; so mögen wir immerhin auch dieses laut sagen. Nur laßt uns den uns unverständlich gebliebenen, oder nicht behagenden Systemen ja nicht beschimpfende Namen beylegen, wodurch wir eher die Meynung erregen könnten, daß wir nur aller ferneren Prüfung vorbeugen und uns selbst, im Besitz unsers einmal einstudirten Systems, und diejenigen, die auch nur diesem huldigen, für die einzigen Depositäre der Wahrheit, nach welcher wir ja nur forschen, und zu deren Erforschung ja alle gleiches Recht haben, angesehen wissen wollen. Am allerweitesten aber laßt uns von der Konsequenzmacherey entfernt seyn, daß wir nämlich gegen die unserer philosophischen Parthey nicht behagenden Systeme sogleich den Verdacht zu erregen suchten, als wollten diese uns das, was uns das Theuerste und Heiligste ist, rauben — den Glauben an Gott und eine ewige,

leben= und vernunftvolle Fortdauer. Daß sieht immer so aus, als wollten wir jede gute Seele auch schon von der bloßen Untersuchung der Wahrheit abschrecken, und somit auf die leichteste Weise uns selbst von einem schwierigen Studium befreien, das sonst doch wohl irgend jemand von dem, der sich mit Philosophie beschäftigt, fordern dürfte. „Prüfet alles, und das Gute behaltet.“ Diesen herrlichen Spruch wollen wir nicht nur selbst befolgen, sondern dessen Befolgung gern auch andern ungehindert frey stellen.

Wozu bedarf es auch jenes Verfahrens, um sich etwa für losgesprochen von einem tieferen Studium des Gegenstandes zu halten? Hat man eigenen Trieb zu philosophischen Untersuchungen, und auch Muße genug dazu: so hilft das alles nichts zur eigenen Befriedigung, und um uns von tiefern und mühsamern Nachforschungen zu befreien. Man wird endlich doch selbst dahin getrieben, an diese Untersuchungen zu gehen. Hat man jenen Trieb nicht, oder ist einem die nöthige Muße zur Befriedigung desselben versagt: so sind unsere Zeitgenossen billig genug, dergleichen keinesweges zu fordern. Sie wissen gar wohl, daß nicht ein Einzelner alles leisten kann, auch daß es gerade gut ist, daß gelehrte und verständige Männer sich in die mannichfaltigen Fächer des menschlichen Wissens theilen. Man kann ein sehr gelehrter und ehrwürdiger Mann, man kann ein geschickter Theolog

oder Jurist, oder sonst ein achtenswerther Gelehrter und Geschäftsmann seyn, ohne eben sich mit spekulativen Systemen der Philosophie zu befassen. Oder man kann durch sein Genie in der That ein großer Mann seyn in der schönen Kunst, ohne gerade die tiefsten Grundsätze derselben, aus denen ihr Ursprung abgeleitet, und ihr Göttliches entfaltet, auch der Welt dargethan wird, welchen hohen Rang sie unter den Produktionen des menschlichen Geistes behauptet, philosophisch darlegen zu dürfen. Auch hat unstreitig das ächte Genie des Künstlers, als anerkannte schöpferische Kraft, den Rang vor dem bloß mühsamen Erspäher der Fundamente der Kunst in der Wissenschaft, dem weiter nichts ward, als dieses tief nachspürende Vermögen, ohne die der Gottheit näher verwandte produktive Kraft des Geistes, die sich in herrlichen Kunstwerken, z. B. der Poesie, oft bis zur innigsten Begeisterung jedes fühlenden Gemüths offenbart.

Appricken.

R. G. Elverfeld.

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
von Ulrich Frenh. von Schlippenbach.

(Fortsetzung des in No. 51 abgebrochenen Aufsatzes.)

Von den sechs Kirchen in Mitau, der lutherisch-deutschen und lettischen, der griechischen, katholischen, reformirten und Hospitalkirche, ist wenig merkwürdiges zu sagen. Die deutsche wurde

im Anfange des 17ten Jahrhunderts zwar sehr massiv, aber in einem verdorbenen, nicht ächt gothischen, Geschmack erbaut. Das gefälligste Außere hat die griechische Kirche, die erst vor ungefähr dreyßig Jahren errichtet ist. Der Dichter Bornemann, in seinem schon oben erwähnten Gedicht Mitau, beschreibt die deutsch=lutherische Kirche zwar als ein ächtes Meisterwerk, das die Fürstin Anna erbauen lassen:

„Wo die schönsten Glaubensspuren, wo des Künstlers  
Kunst und Hand,  
An dem Schnitzwerk und Figuren, Fleiß und Sinnen  
angewandt.“

Doch dürften jetzt jene Figuren nur von des Künstlers Hand, nicht aber von seiner Kunst zeugen.

Mitau besitzt zwey wohlthätige Stifte: das adeliche Katharinenstift, von der verstorbenen Generalin Katharina von Bismark, gebornen von Treyden, im Jahr 1775 gegründet. Es werden in demselben 6 adeliche Fräulein oder Wittwen, unter der Aufsicht einer Abtiffin, in einem bequemen, gemauerten, zwey Stock hohen Hause, standesmäßig unterhalten. Sie tragen, zufolge der Bestätigung des ehemaligen Königs von Polen Stanislaus Augustus, an einem blauen Ordensbande ein emallirtes ovales Medaillon, mit dem Namenszuge des Königs. Der Fonds dieses Stifts beträgt 32000 Rubel. — Ferner: Das Klocksche Wittwenstift, in

einem geräumigen hölzernen Hause in der großen Straße. Dieses wurde im Jahr 1791 von dem ehemaligen hiesigen Bürgermeister Klock für 6 Kaufmanns- oder Schullehrerwittwen gestiftet, hat einen Fond von 44800 Rubeln, und steht unter der Aufsicht des Magistrats. Die hiesige Armenanstalt, unter Direktion Sr. Excellenz des Herrn Civilgouverneurs, dessen Humanität sich für diese Anstalt mit der größten Sorgfalt interessirt, ist in 3 Häusern vertheilt, wo gegen 250 Kranke und Nothleidende gepflegt werden. Sie besitzt ein Kapital von  $17237\frac{1}{3}$  Rubel, zu dem noch jährlich freiwillige ansehnliche Beyträge kommen, so wie auch die Hälfte desjenigen, was von solchen zu dieser Anstalt gehörigen Personen erworben wird, die noch zu arbeiten im Stande sind. In dem ältesten Stadtarmenhause, neben der Armen- oder Hospitalkirche, wo an jedem Montage Gottesdienst gehalten wird, werden, theils von den Zinsen eines Kapitals von 12800 Rubel, theils durch Kollekten, über 30 Arme unterhalten. Die Stadt hat eine große und 4 kleine Schulen, nebst der katholischen und reformirten Kirchenschule. Auf diese Weise fehlt es den Bewohnern Mitau's nicht an Mitteln für den Unterricht ihrer Kinder zu sorgen. Die neue vortreffliche Einrichtung der Schulen in Rußland ist bekannt, und dem Plan derselben gemäß sind auch hier die Schulen jetzt eingerichtet, und mit geschickten und thätigen Lehrern besetzt worden.

Mit Vergnügen bemerkte ich neuerlich die Fortschritte, die der Sohn meines Wirthes — eines alten biedern Sattlermeisters — in mehreren Wissenschaften, in der russischen und französischen Sprache und im Zeichnen, gemacht hatte. Da, wo es selbst dem Handwerker möglich wird, seinen Kindern mit sehr geringen Kosten einen beträchtlichen Grad der Ausbildung zu verschaffen, da kann sich der Staat von seinen Bürgern, was Industrie und Moralität anlangt, gewiß viel versprechen. Rußland reißt auf diese Weise schnell der Stufe einer Kultur entgegen, die man in andern Staaten selten so auf alle Stände verbreitet finden wird. Und wahrlich in diesen Zeiten der Stürme ist Geistesausbildung allein die schuldlose Taube, die, wie in jener Sündfluth, die die Bibel beschreibt, den Ölzweig zurückbringt, der auf Frieden und bessere Tage hoffen läßt.

Unter den Privatgebäuden zeichnen sich durch Schönheit und Pracht das Haus des ältern Herren Grafen von Medem, das Bernersche, das Wächtersche und das gräflich Lievensche vorzüglich aus.

Gemäldeausstellungen, die von Privatpersonen besessen werden, kenne ich zwey. Sie enthalten manches Merkwürdige. Die erste besitzt Herr Kollegienassessor von Berner, in dessen Hause überhaupt alle Musen eine freundliche Aufnahme finden, und dessen fein gebildeter Geschmack für alles

Schöne und Gute selbst unter den wichtigsten Geschäften nicht verloren ging, indem er von jeher Künste und Wissenschaften in dem angenehmen Kreise seines Umgangs versammelte.

Die zweyte gehört dem Herrn wirklichen Statthalt von Dffenberg, von dessen Garten ich schon früher Gelegenheit zu sprechen fand.

Aus der Bernerschen Gemäldesammlung nenne ich, als vorzüglich, folgende Stücke:

Eine Landschaft von *Isaac Moucheron*. Der Baumschlag ist vortrefflich und das Ganze schön geordnet, über der Landschaft schwebt ein so richtig vertheiltes Licht, daß man die Gegenstände von wirklichem Sonnenschein beleuchtet glauben sollte. Das Bild ist eins der ausgeführtesten dieses Meisters.

Ein alter Kopf von *Gerbrand van den Eckhout*. Ganz in der Manier seines großen Lehrers *Rembrand*, und vom höchsten Effekt.

Das Portrait des Malers *Franz Rusca*, von ihm selbst gemalt, und voll Leben und Haltung. Zwey Chor = Knabeköpfe; aus *Correggios* Schule. Ein Bild voll hoher Schönheit und eine wahre Zierde der Sammlung. Vermuthlich ist es aus einem größern Gemälde ausgeschnitten.

Zwey kleine Portraits; ein Niederländer und seine Frau, von einem unbekanntem, aber gewiß sehr braven Künstler.

- Eine überhödete Landschaft vom wärmsten Kolorit, von einem unbekanntem italienischen Meister.
- Eine äußerst fleißig gearbeitete Landschaft mit Figuren und Vieh von Ludwig Zieling; und als Pendant
- Eine zweyte von einem unbekanntem italienischen Meister.
- Zwey Landschaften von Ludwig Weitsch.
- Ein Seehafen von Thomas Wyck; die Farben sind stark angelegt, und das Kolorit vortrefflich.
- Ein Scharmützel von Heinrich Vershuuring. Was für eine genievolle Komposition! welch ein Feuer! welche Abwechselung! alles ist voller Bewegung und Leben.
- Ein treffliches Seestück von Dubbels.
- Vier kleine historische Kabinetsstücke, auf Kupfer gemalt, von Sebastian Frank. Zwey enthalten Vorstellungen aus der Mythologie; zwey aus der heiligen Geschichte, und allen gebührt das Lob einer herrlichen Gruppierung und lebhafter Farben.
- Zwey Pendants: Ein Knabe und ein Mädchen, von van der Werf.
- Eine niederländische Familie, welche zusieht, wie die Tochter des Hauses im Tanzen Unterricht erhält; von Peter Godde.
- Ein Frauenzimmer am Klavier, daneben der Vater, der zuhört; von Franz Mieris. Ein allerliebsteß kleines Stück.
- Zwey vortreffliche Landschaften mit Figuren und Vieh; von Clomp.
- Eine sehr brave überhödete Landschaft; von einem unbekanntem Meister aus der niederländischen Schule.
- Zwey Landschaften, mit Pferden und Reitern im

- Vorbergrunde; von Peter van Blömen.  
Die Pferde sind besonders schön gemalt.  
Eine Bauerschente; von Tenniers, und als  
Pendant  
Eine Faschingscene; von demselben.  
Bauern, die in einer Schente Karten spielen; von  
Peter van Elst. Voller Ausdruck, obgleich  
sehr gemeine Naturen.  
Ein alter Mann, und als Pendant  
Eine alte Frau; beyde von Ant on Vesne. Hal-  
be Figur; mit sprechender Wahrheit gemalt.  
Ein Alchymist in seinem Laboratorio; von St a d e.  
Ein Stilleben (Mancherley Silbergeschirre und  
zwey Teller mit Mustern); von einem unbe-  
kannten alten Meister, aber vortrefflich gemalt.

Unter den vielen herrlichen Kupfern, mit de-  
nen mehrere Zimmer geschmückt sind, nenne ich  
nur das berühmte Abendmahl von Morghen  
nach Leonardo da Vinci, \*) von dem hier ein vor-  
züglich schöner Abdruck hängt. Auch darf ich eine  
selten schöne Handzeichnung, das Portrait des be-  
rühmten Violoncellisten Lamare, von einem Künst-  
ler in St. Petersburg, Namens B a u d i o t, nicht  
unerwähnt lassen.

Unter den verschiedenen Kunstschätzen im Hause  
des Herrn wirklichen Eratsrath von Offenbergh be-  
merke ich als vorzüglich zwey antike Marmorbüsten,  
nämlich ein junger Nero und der Kopf des Mar-  
cellus. Ferner der Kopf der Ariadne in Kolossal-  
größe, und die berühmte tragische Muse im Mu-

---

\*) Diese vortreffliche Platte kann als eine Rettung des un-  
sterblichen Werkes jenes großen Malers angesehen werden,  
das, auf Kalk gemalt, in dem bey der Kirche Santa Ma-  
donna della Grazia liegenden Kloster zu Mailand, durch  
unverzeihliche Verwahrlosung, seiner Vernichtung ganz nahe  
ist. — Num. d. Ned.

seo Clementino, beyde aus farrarischem Marmor von einem neuern römischen Künstler vortrefflich gearbeitet. Auch die Marmorbüste des Vaters des Herrn Besitzers, von Shadow, verdient Erwähnung, und ist schön ausgeführt. Von Gemälden sind folgende die merkwürdigsten und schönsten.

Die priesterliche Zusammengehung Josephs und Mariens, von Lukas Cranach 1460 gemalt. Ein höchst seltenes Stück; die Farben sind so frisch und lebendig, als wäre das Gemälde eben erst vollendet.

Eine Madonna mit dem Kinde; Lebensgröße, von Morillio. Die richtigste Zeichnung, ein markiger Pinsel und die herrlichste Vertheilung von Schatten und Licht zeichnen dieß Gemälde besonders aus.

Zwey vortreffliche Landschaften von Robertson.  
Eine kleine Landschaft von Franz Kobel.

Ein römischer Soldat, halbe Figur; von einem unbekanntem aber sehr braven Künstler aus der italienischen Schule.

Ein Johannes in der Wüsten; gleichfalls aus der italienischen Schule.

Portrait der Herzogin Dorothea von Kurland, von Angelika Kaufmann, vortrefflich gemalt, aber wenig getroffen.

Zwey sehr schöne Bataillenstücke, von einem unbekanntem italienischen Maler und sehr alt.

Drey Fruchtstücke, von einem unbekanntem Künstler, aber von der höchsten Schönheit. Die Trauben zumal können nicht täuschender seyn.

Das Portrait eines Niederländers, aus Wandyls Schule.

Die bekannte Magdalena von Battoni; von Gottlob kopirt.

Eine schlafende Venus. Lebensgröße, aus der niederländischen Schule.

Eine kleine Landschaft mit Ruinen; enkaustisch gemalt von Philipp Hackert. Gewiß etwas sehr seltenes in hiesigen Gegenden.

Außer diesen und andern Gemälden besitzt der Herr Etatsrath mehrere vortreffliche Zeichnungen; z. B. acht große mit Sepia gearbeitete Landschaften von Philipp Hackert; zwölf farbige Landschaften von Birmann und vier von Kueipp; so wie noch andre Handzeichnungen von Angelika Kaufmann, Kobel und vorzüglich eine höchst merkwürdige von West, nämlich die Skizze seines berühmten Gemäldes: der Tod des General Wolff. Ein seltenes Mosaik von mehr als 7 Zoll im Durchmesser, den Tempel der Minerva Medica vorstellend, und eine beträchtliche Sammlung nach Antiken geformter Glaspasten von Tassie, dürfen nicht übersehen werden.

(Der Beschluß folgt.)

### A l t e r n f r e u d e .

(Nach einer Antike.)

Eros las an einer Rolle. —

„Endlich hat er sich bekehrt!“  
Rief, voll väterlicher Freude,  
Ares, und war halb bethört.

„Sagt' ich's nicht, rief froh Rytthere,  
Daß er uns noch Freude bringt?  
Sieh', o sieh' den kleinen Weissen,  
Wie er jedes Wort verschlingt!“

Und sie wähten Platos Lehren!  
Aber als sie darauf sahn,  
Da enthielt die böse Rolle —  
Ihren eigenen Roman.

Prose.

# Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

---

No. 53. Mitau, den 31. Dezember 1806.

---

Bruchstück aus einem Reisejournal.

Nach nach Libau, dem freundlichsten der Städtchen am Ostseestrande, führte uns die Laune, mit der wir in jeder Richtung, die uns einfiel, vom Wege abwichen. Es war, wenn ich nicht irre, an dem dunkeln, regnichten Abend des 6. Decembers a. St. d. J., da wir mehr als eine halbe Meile weit durch hoch ausgetretenes Wasser, und dann — lachend in die Stadt hineinfuhren. Lachend, denn ein langbärtiger Israelit, den wir nach der Stadt Lübeck (einem neu etablirten Wirthshause) fragten, versicherte ehrbarlich: „Die Herren müßten irre gefahren seyn; hier sey Libau, nicht Lübeck“, — und bat eben so ehrbar um Verzeihung, da wir uns erklärten. „Gebe der Himmel, antwortete ich ihm, daß du nie einem Christen einen üblern Dienst geleistet haben magst, als uns. Ich nehme das Vorzeichen an! Trügt es nicht, so werden wir hier sehr frohe Stunden

verleben.“ Es trog so wenig, daß aus den Stunden Tage wurden.

Wir fanden endlich die Stadt Lübeck, und jeden Reisenden, der hier durchgeht, rathe ich wohlmeynend, sie auch zu suchen, wenn er anders gerne angenehm wohnt. Er wird in eleganten, bequemen Zimmern gut gespeis't und gebettet, und schnell bedient werden; eine angenehme, immer freundliche Wirthin und ihre artige 16jährige Tochter werden ihm, so oft er es wünscht, die neuesten Neuigkeiten aus Libau erzählen, auch wohl aus Grobin und Hasenpoth, und der gefällige Wirth — o feltner Mann! — wird ihm nicht nur selbstmäßige Rechnungen schreiben, sondern sich auch seiner lebhaft annehmen, wenn etwa ein Handwerker, dessen er bedarf, das Heimathsbrecht — das nur in der Form vom Strandrecht verschieden ist — gegen ihn geltend machen will.

Diese Notiz aus der Gegenwart ist so wichtig, daß ich von meinen Lesern dafür fordern darf, mir alle andre historische und statistische Notizen aus der Vorzeit Libaus zu erlassen. Auch von den gegenwärtigen Merkwürdigkeiten der Stadt weiß ich wenig, und werde hier noch weniger davon sagen: ausgenommen, daß sie einen schönen sichern Haven hat, auf dessen Kaye man weit in die See hinaus zu spazieren pflegt, und eine Menge gut gebauter Häuser, in denen sehr frohe und, wie mir es schien, glückliche Menschen leben.

Die Libauer sind ein wohlhabendes und dabey auf eine gebildete Weise liberales Völkchen, das im Sommer emsig arbeitet und im Winter eben so emsig genießt, und sich eine Freude daraus macht, wenn Fremde mitgenießen wollen. Mein Begleiter — der, beyläufig gesagt, ein zu starker Naturhistoriker ist — erklärte: Hier wohnten die liebenswürdigsten Hamster, von denen er jemals gehört; aber das Gleichniß hinkt. Die Hamster sind sehr irritable Wesen, die Libauer dagegen gewiß unter einander eben so freundlich und friedlich, als gegen Fremde.

Das Billet eines Freundes führte uns bey dem Bürgermeister L. . ein, der sein Amt nicht nur einsichtsvoll und patriotisch verwalten soll, sondern seine Würde auch dadurch geltend macht, daß er jeden anständigen Fremden in seinem Hause gütig aufnimmt. Wir fanden in ihm einen Mann von origineller Bildung und Laune, der viel Metall im Charakter hat. Am andern Tage wurden wir in einem andern Hause geschmackvoll bewirthet, und von nun an brachten wir fast jeden Mittag und Abend in einem Zirkel von interessanten Männern und liebenswürdigen, großentheils schönen Damen zu. Ich muß mir Gewalt thun, hier nicht eine ganze Reihe von Namen zu nennen, die ich nicht vergessen werde, die aber hier aufzuführen, vielleicht unbescheiden wäre. Hier zuerst begegnete ich der angenehmen Sitte wieder, daß der Froh-

sinn am Ende der Tafel durch Gesang erhöht wurde. Ehemals herrschte sie fast in ganz Europa; jetzt hat sie sich, wie so viel Gutes, in den Norden zurückgezogen. Hier wurde sie vorzüglich durch die ausnehmend schöne Stimme eines Herrn H. . . anziehend, eines jungen gefälligen Mannes, den wir in dem Hause seines Bruders, eines der ersten und achtungswürdigsten Kaufleute, kennen lernten und nachher fast an jeder Tafel wieder fanden.

In einem Zirkel unterhielt uns eine Virtuosin, wie ich wenigstens noch keine gehört habe. Eine junge Dame akkompagnirte ihre am Klavier spielende Freundin — pfeifend, und zwar in dem richtigsten Takte, und sogar mit Ausdruck. Wir hatten schon früher von ihr gehört und, die Wahrheit zu sagen, der Gedanke, ein Frauenzimmer pfeifen zu sehen, hatte für mich etwas Auffallendes. Doch als die liebenswürdige Virtuosin nur mit holdem Erröthen anstimmte, gestand ich schnell, daß ein Paar Rosenlippen das reizendste musikalische Instrument sind, das sich erfinden läßt, und ich wünsche dem Manne Glück, der einst nach der Pfeife der holden Dem. V. durchs Leben tanzen wird.

Dagegen mißfiel mir eine andre weibliche Merkwürdigkeit, die ich sah, weil — die ganze Gesellschaft, in der ich mich befand, hinging, sie zu sehn. Man führte uns in ein ziemlich enges Zimmer, wo ein Frauenzimmer ohne Arme auf einen Tisch stieg, unter einem weiten seidenen

Kleide ein Paar große, nackte Füße hervorstreckte und damit schrieb, strickte, klöppelte u. s. w. Ich konnte mich nicht enthalten, wenigstens halbblaut einen Vorschlag zu thun, den ich schon an einem andern Orte gemacht habe. Sollte es nicht besser seyn, Mißgeburten auf öffentliche Kosten so zu unterhalten, daß sie dem Publikum nicht zu Gesichte kommen, als daß man ihnen erlaubt, die Welt zu durchziehen, und sich dafür bezahlen zu lassen, daß sie Ekel erwecken?

Das treffliche Witte- und Hueck'sche Waiseninstitut ist eine so ausgezeichnete Anstalt, daß sie verdient, ausführlich beschrieben zu werden, daher hier nichts davon.

Libau hat auch ein Schauspielhaus, und zwar ein recht artiges, das aber bis jetzt keine bleibende Wohnung der Kunst ist, sondern nur ein Karavan-ferai. Für sieben Thaler steht es jedem offen, der versuchen will, das Libauer Publikum zu amüsiren. An einem Abende hörten wir einen Herrn S. aus Magdeburg mit seiner Frau einige Gassenhauer absingen, die für Arien, Duetts u. s. w. ausgegeben wurden; an einem andern sahen wir den braven Bassänger und Schauspieler Hunnius einige kleine Stücke aufführen, die durch seine Darstellung gefielen.

Die stehenden Winterbelustigungen der Libauer sind Bälle, die monatlich zweymal in den weiten, gut eingerichteten Sälen des Börsenhauses gege-

ben werden. Wir blieben ein Paar Tage länger hier, um der Fete beizuwohnen, durch welche am 12. Dec. das Geburtsfest Alexanders begangen wurde. Gleich bey unserm Eintritt sahen wir durch die offenen Thüren im Hintergrunde des dritten Gemaches das sehr getroffene Gemälde des allgeliebten, allverehrten Monarchen, von Rosen und Lorbeerguirlanden eingefast, glänzen. Vor ihm brannte auf einem transparenten, sinnreich verzierten Altare eine blaue Opferflamme hoch empor. Ein ganzer reicher Fenz von blühenden Schönheiten fand sich allmählich ein, dem Schutzgott Rußlands zu huldigen. Wie schön ist Er! rief jede; — Wie gut und wie gerecht! erwiederten wir Männer. — Bis zwey Uhr am Morgen wirbelte laute, doch immer sittliche Freude durch die Säle, — und Libau ist reich an graciösen Tänzerinnen. Zum Beschluß versammelte man sich noch einmal vor dem Altar des Vaterlandes, und rief knieend mit vollen Gläsern, was aus dem Herzen jedes guten Staatsbürgers Rußlands täglich ertönt: Es lebe der Kaiser, der milde Vater seiner Nationen!

G. Merkel.

---

Horazens acht und dreyßigste Ode des ersten Buches.

E i n l e i t u n g.

Eine höchst liebliche, zarte Blüthe des Horazischen Genius! Einfach und schön wie der Myr-

tenkranz, welcher den Sänger und seinen Diener bey dem einfachen Mahle in der Nebenlaube schmücken soll. — Vielleicht entstand das Lied in der Nebenlaube selbst, indes der sorgliche Diener Spatrosen zum Kranze für seinen Herrn suchte. Der Dichter scheint sich in der ihm natürlichen Einfachheit und Prunklosigkeit zu gefallen. Vor seinem Diener zeigt man sich wohl in der wahren Gestalt. Die Ode erinnert an die ein und dreyzigste dieses Buchs, und beweiset, daß das Gebet an Apollo, am Schlusse derselben, dem Dichter nicht leere Worte waren.

#### An den Diener.

Knab', ich hae die Pracht der Perser und ein  
Kranz, gewunden mit Lindenbast, mißfällt mir;  
Angstlich forsche du nicht, an welchem Orte  
Spatrosen weilen.

Daß zur einfachen Myrte nichts du kunstest,  
Will ich; unziemend steht nicht dir, dem Diener,  
Mir die Myrte nicht, wenn in dichter Neben-  
laube ich trinke.

Liebau.

---

Fragmente aus einer Reise durch Kurland;  
von Ulrich Freyh. von Schlippenbach.

(Beschluß des in No. 52 abgebrochenen Aufsatzes.)

Musik wird in Kurland mehr als jede andere  
Kunst geliebt und erlernt. Sie hat auch in Mitau  
ihre vorzüglichen Lieblinge. Mehrere geschickte

Tonkünstler, unter denen ich die Herren Rose, Brettschneider und Roth als die vorzüglichsten nenne, haben alle Stunden des Tages besetzt, und es giebt hier Dilettanten, die ihr Talent zur hohen Vollkommenheit ausgebildet haben; so daß sie manchen reisenden Virtuosen, der sich übertroffen fühlt, beschämen. Fräulein Mariane von Berner, die unter andern auch von dem berühmten Kode-Unterricht erhalten hat\*), macht ihrem Lehrer wahrhaft Ehre. Mit einer Fertigkeit, mit einer Zartheit und doch mit seltener Kraft und Fülle trägt sie die schwersten Sachen auf der Violine vor. Man erstaunt, und kann nur die liebenswürdige Bescheidenheit, mit der sie als fast vollendete Künstlerin erscheint, noch mehr als ihr vortreffliches Spiel selbst bewundern. Die beyden Herren von Arsenieff, Söhne Seiner Excellenz des Herrn Civilgouverneurs, haben es ebenfalls auf mehreren Instrumenten zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht, besonders der zweyte auf dem Pianoforte. Außerdem wird fast in jedem Hause der höheren, gebildeten Stände, ja selbst bey mehre-

---

\*) Dieser Unterricht dauerte aber nur wenige Wochen, und fiel überdem in eine Periode, wo Fräulein v. B. noch erst völlige Anfängerin auf dem Instrumente war; so daß man die wirklich bewundernswürdigen Fortschritte, welche sie seitdem gemacht hat, einzig und allein ihrem seltenen Kunstgenie und einem fast unglaublichen Fleiße zuschreiben muß. — Anm. d. Red.

ren wohlhabenden Handwerkern Musik, mit mehr oder weniger glücklichem Erfolg, erlernt, und man geht selten eine Straße durch, ohne hin und wieder Harmonien der Tonkunst erschallen zu hören.

Die beständigen Einwohner Mitaus bestehen aus den daselbst angestellten Mitgliedern der höhern und niederen Behörden, mehreren andern Beamten, dem Landadel, der sich jedoch nur in sehr geringer Anzahl für immer in Mitau aufhält, und wenigstens den Sommer hindurch fast allgemein auf seinen Gütern lebt. Ferner aus dem Militair, den Gelehrten und Künstlern, der Kaufmannschaft, den Handwerkern und den Juden, welche letztere, da nur sehr wenige von ihnen Kaufleute oder Handwerker sind, sie vielmehr ihren Erwerb auf eine Weise treiben, den nur ihre eigene Sprache mit dem Worte Schacher ausdeuten kann, allerdings auch als eine besondere Klasse der Einwohner bezeichnet werden müssen. Man will in Mitau bemerken, daß die verschiedenen Stände zu sehr von einander getrennt leben, ja selbst unter gleichen Ständen sich mehrere von einander absondern, und daher der gesellschaftliche Umgang für jedes Individuum nur einen sehr engen Kreis bilde. Im Ganzen mag diese Bemerkung ihre Richtigkeit haben, doch scheinen ihr mehrere angesehene und vornehme Häuser, wo man fast täglich gemischte, und eben daher sehr angenehme Gesellschaften findet, zu widersprechen.

Indessen macht freylich ein großer Theil der Beamten und anderen Einwohner Mitau's, was vielleicht auch nur durch die Theuerung des Ortes bewirkt wird, gar kein Haus und läßt sich aus den Gasthöfen speisen.

Da Mitau keine Seestadt ist und das belebte Riga voll Thätigkeit und Industrie so nahe liegt, so ist der Handel hier auch nicht sehr wichtig. Eben daher giebt es unter den hiesigen Kaufleuten auch nur sehr wenige, die man reich nennen kann; viele sind nicht einmal wohlhabend. Ehemals war die Stadt, als Residenz der Herzoge, die, bey nur wenigen Ausgaben für den Staat, sehr beträchtliche Revenüen hatten, und ihrer Hofhaltung daher einen nicht geringen Glanz gaben, viel belebter; die Einwohner selbst, besonders aber die geringeren Klassen, waren wohlhabender.

Als Herzog Ferdinand hier lebte — meldet der Baron von Blomberg in seiner „Description de la Livonie pag. 230.“ — hatte er einen Stall von 30 Gespann Kutschpferden und 300 Reitpferden aus allen Ländern; unter diesen auch eins, das mit dem einen Auge des Tages, mit dem andern aber des Nachts sah. Das für die Nacht bestimmte war ein Glasauge. Ob dieser seltene Gaul nur die Dunkel der Nacht, nicht aber auch die der Zukunft habe durchblicken können, davon schweigt die Geschichte.

Von eigentlichen Fabriken ist mir in Mitau

nichts bekannt geworden.' Indessen könnte man die ansehnliche Niederlage an fertigen Sätteln und Riemenwerk aller Art, die Herr Alberti zu Kauf stellt, beynah dahin rechnen. Auch wird von einem andern geschickten Künstler sehr guter Saffian hier verfertigt \*).

Einer ausgezeichnet = ehrenvollen Erwähnung verdient noch die Buchdruckerey der Herren Steffenhagen und Sohn. Sie ist vielleicht die beste Officin im Norden, hat einen sehr beträchtlichen Vorrath der schönsten Typen aller Art, druckt in den mehrsten Sprachen und beschäftigt vier Pressen ununterbrochen. Erst ganz neuerlich ist sie auch mit einer Notendruckerey vermehrt worden \*\*).

An Gasthöfen fehlt es Mitau nicht, und ich glaube gewiß, daß, die Johanniszeit ausgenommen, selten in Mitau so viel Fremde sind, als Gasthöfe. Sie scheinen auf die Weise gleichsam in Vorrath für eine künftig größere Bevölkerung angelegt zu seyn, für die, beyläufig gesagt, auch

---

\*) Nicht weniger verdienen die vortrefflichen Tischlerarbeiten in Mahagony, welche die Herren Pappendieck, Carlwiz und Schmidt liefern, und wovon sie gewöhnlich große Quantitäten zum Verkauf in Bereitschaft haben, bemerkt zu werden; so wie auch Herrn Klasons Arbeiten in Bronze, seine Lüstres, Girandolen ic., den geschmackvollsten ausländischen Artikeln dieser Art an die Seite gestellt werden können. — U n m. d. R e d.

\*\*\*) Die Kuronia für 1807 enthält bereits schöne Proben aus derselben.

übrigens in Mitau nicht übel gesorgt werden mag. Den vorzüglichsten Ruf haben das Hotel de Petersbourg, die Stadt Moskau und die Sonne. Im letzteren Gasthose zeichnet sich zwar nicht eben das Logis, wohl aber die Tafel vor allen andern aus, ohne doch theurer zu seyn als in den übrigen.

Der Leser mag mit diesem flüchtigen Gemälde von Mitau zufrieden seyn; er mag, wenn er es flüchtig gezeichnet fand, bemerken, daß, so wie ich auf der einen Seite es mir zur Pflicht machte, eine treue und wahre Darstellung zu liefern, ich dennoch auf der andern die Schonung mancher Verhältnisse zu bewahren hatte, um nicht mit dem mehr belobten Dichter Bornmann ausrufen zu müssen:

Willst du mich, mein Mitau, hassen?

Warumb wehest du den Zahn,

Mich ins dicke Fleisch zu fassen?

Hab ich Uebles dir gethan?

En, so sage, was es ist,

Und warumb du zornig bist.

Eben daher scheid ich von der Hauptstadt meines Vaterlandes, an der ich keinen auffällenden Mangel kenne, welcher nicht eben so gut das Erbtheil anderer Städte des zweyten oder dritten Ranges wäre, gern in Frieden. Doch ehe ich Mitau ganz verlasse, will ich noch ein Paar Worte von den nächsten Umgebungen sprechen, welche den Städtern zu Spaziergängen oder zum Sommeraufenthalte dienen.

Sehr häufig wird die von Flößen zusammen-  
gesetzte Brücke über die Na, besonders an heitern  
Sommerabenden, von Spaziergängern besucht.  
Die Aussicht auf die schönen Häuser an der Drixe,  
auf das Schloß und den mit ansehnlichen Lastböden  
besetzten Strohm ist reizend, und das Hin- und  
Herausfahren der Extraposten und mancherley Equi-  
pagen, die von Riga kommen oder dahin wollen,  
geben der Brücke eine Lebhaftigkeit, wie sie keine  
Gasse in der Stadt selbst hat. —

Ein zweyter angenehmer Spaziergang ist der  
am Kanal vor dem Doblenschen Thore, obgleich  
der Weg außerhalb der Stadt bis dahin, beson-  
ders für Fußgänger, und vollends wenn es gereg-  
net hat — wie der Weg zur Tugend — ziemlich  
schlüpfrig ist. Ist man aber einmal an Ort und  
Stelle, so wandelt man im Schatten hoher Wei-  
den und Erlen neben dem Kanal fort, der im  
heißen Sommer doch immer noch Wasser genug  
aufbewahrt um dem Spaziergänger an seinen  
Ufern sanfte Kühlung zu gewähren. Mehrere nied-  
liche Landhäuser, oder, wie sie hier heißen, Hof-  
chen, von Gärten und den schönsten Wiesen um-  
ringt, geben einen angenehmen Aublick. Dieser  
Spaziergang endigt sich bey dem sogenannten  
Dammwächter, einem Wirthshause, das aber  
größtentheils nur von der niedern Klasse der Ein-  
wohner Mitaus besucht wird.

Die Grabmäler zweyer Freunde, Tetsch und

Schwander — beyde durch Redlichkeit, Kenntnisse und Talent in ihrem Vaterlande gekannt und so geliebt, daß ihr Andenken, nachdem sie selbst schon lange nicht mehr sind, sich auch ohne Marmormonumente ehrenvoll erhalten hat — liegen zwey Werst von der Stadt, hart an der Straße nach Doblen. Schwanders Denkmal, — ihm von einer Freundin gesetzt und von dem Bildhauer Werbell gearbeitet — ein Obelisk aus grauem Marmor, an dessen obern Theil sich das Bildniß des Verstorbenen und am Fuße eine passende Inschrift befindet, ist durch eine etliche hundert Schritte lange Birkenallee mit dem Monumente seines Freundes Tetsch verbunden, das in einer großen Urne von farrarischem Marmor besteht, welche auf einer mit der einfachen \*) Inschrift: „gratus in patria“ versehenen Basaltplatte ruhend, einen grünen, von eisernem Gitterwerk umgebenen, Nasenhügel ziert. Tetsch verordnete durch ein Vermächtniß, daß der jährliche Ertrag einer Wiese, die an diese Grabmäler grenzt, immer dem ersten Paare das während dem Laufe des Jahres aus dem Mitauschen Gewerkstande getraut würde, zu Theil werden sollte, mit der Bedingung, dafür die Birkenallee zu unterhalten und an Stelle der ausgegangenen Bäume, neue zu pflanzen. Sey es nun aber, daß der Ehesegen auf die

---

\*) Aber, die Wahrheit zu gestehen, auch nicht ganz verständlichen. — U n m. d. N e d.

Erblasser — die beyde unverheirathet starben — auch selbst in den gepflanzten jungen Stämmen nicht haften will, oder daß die zitternde Hand junger Liebenden, die zarten Sproßlinge nicht fest genug in die Erde zu setzen vermag, oder daß das Verhängniß, darüber erzürnt, das zwey Diener der streitenden Themis — beide die Lieblinge des Vaterlandes — einander ohne Neid und Haß theuer und lieb waren und blieben, den Kranz von frischen Zweigen und Blättern zerstört, der auch nach ihrem Tode sie mit einander verbindet, — kurz, mit jedem Jahre scheint die Birkenallee größer Lücken zu erhalten, und einige neu angepflanzte Bäumchen stehen, wie freudenlose Ehen, ohne Blätter, mit verdorrten Zweigen da. Auch der Muthwille hängt sich hier mit seinem Schmutz an die Denkmäler des Verdienstes, wie allenthalben an das Verdienst selbst. Mit Unfläthereyen wird der reine Marmor überschrieben; die bronzenen Buchstaben, ja selbst die Stäbe aus dem Gitterzaun werden entwandt, und so steht diesen Denkmälern edler Männer in kurzem ein Schicksal bevor, welches das Gute und Edle, der Nachwelt übertragen, fast immer hat: daß es entstellt, unkenntlich, endlich in den Staub getreten und — vergessen wird.

Nahe vor der Stadt liegen auch einige öffentliche Gärten, die aber wenig besucht werden. Der Hopp'sche Garten scheint größtentheils nur dem

Hopsa der Seiltänzer und Luftspringer bestimmt zu seyn, die hier gewöhnlich ihre Kunststücke zeigen. Während der Sommermonate werden vorzüglich auch folgende drey Orter zu Spazierfahrten benutzt. Straute Krifch, der Bauerhof eines lettischen Buschwächters, in seinem zum Krongute Würzau gehörigen Fichtenwalde, wo man von der lettischen Wirthin, nicht allein gute Milch und die Speisen des Landmanns, sondern — so hat sich der Lette hier schon überfeinert — auch Punsch, Kaffee &c. erhalten kann. An schönen Sommertagen sieht man hier viele Equipagen und Spaziergänger, besonders am Sonntage. — Wadsche Kaln, etwa zwey Werst weiter, und noch weiter Ledekne oder die sogenannten hohen Berge, durch die Aussicht von einem ansehnlich mit Wald bewachsenen Hügel, wo man die Na mit ihren vielen Krümmungen und einige an den Ufern derselben liegende Höfe überblickt, interessant. Links um diese liebliche Gegend, wo sich die Würzau zwischen Feldern von üppiger Fruchtbarkeit schlingelt, zieht sich ein junger Eichenwald, wie eine Bürgerkrone, die hier in den sandigen Flächen das Streben nach freyer Höhe belohnen zu wollen scheint.

Noch giebt es einige andere Plätze, wohin Promenaden zu Fuß und in Equipagen unternommen werden: z. B. Brüningshöfchen, Halt an! &c.; sie sind aber weniger stark besucht, als die erstgenannten. Einen sehr interessanten Spaziergang im Frühjahr bey dem Eisgange bieten die Wälle des Schlosses dar. Wie von einem Altan herab betrachtet man das fürchterlich schöne Schauspiel, das die Natur hier giebt.

## Beilage

zu No. 53 der Wöchentlichen Unterhaltungen.

### Abfertigung.

Vor einiger Zeit ist in Riga ein gedruckter Bogen erschienen, unter dem Titel:

„Kurze Berichtigung der in den Mit-  
tauschen wöchentlichen Unterhaltun-  
gen enthaltenen, sogenannten Rela-  
tionen; (,) theatralische Vorstellun-  
gen und andere Kunstgegenstände be-  
treffend.“

Ich finde zuvörderst nöthig, dem kurzen, zu-  
gleich aber auch schiefen und krüppelhaften Berich-  
tiger (der sich am Schlusse L. D. unterzeichnet)  
den wohlmeinenden Rath zu geben, sich in Zukunft  
mit dergleichen Sachen nie mehr zu befassen, oder  
vorher erst orthographisch und korrekt schreiben,  
und, um letzteres zu können, logisch denken zu ler-  
nen; denn seine Chartake beweist, daß er dieses  
noch nicht kann. Auch lerne er, die Sachen, die  
er berichtigen will, erst lesen und verstehen, und  
hüte sich dann, sie so verfälscht darzustellen, als  
er in seinem Blatte gethan hat.

Ferner muß ich diesem delirirenden Hrn. L. D.,  
der sich selbst „einen billigen und mehr unterrich-  
teten Kunstfreund“ nennt, aus der Träumerey  
wecken, als rührten die Relationen quaestionis  
alle von einem und demselben Verfasser her.  
Schreiber dieses bekennt sich nur zu denen, die  
während der Johanniszeit über musikalische  
Darstellungen in No. 25, 26 und 27 der W. U.  
erschienen sind; die übrigen aus Riga gehen ihn  
nichts an.\*) Wenn also Hr. D hmann (in wel-  
chen der kurze Berichtiger kindisch verliebt zu seyn  
scheint) in den früheren Blättern gelobt, in den

\*) Daß dieß der Wahrheit vollkommen gemäß sey, kann ich  
bezeugen. — Der Red.

spätern aber Hrn. Ellmenreich weit nachgesetzt wird; so steht der frühere Referent (nicht, wie Hr. L. D. schreibt, Referrent) keinesweges mit sich selbst in Widerspruch, und läßt es dahin gestellt seyn, in wiefern der spätere Recht habe oder nicht.

Ob nun gleich der kurze Berichtiger eigentlich durch die spätern Blätter (denen die Eigenschaft der Unwissenheit, Anmaßung und Geschmacklosigkeit vorzüglich zugeschrieben wird) wie ein dürrer Strohwiß, in Brand gesteckt seyn mag; so glaube ich dennoch mit ihm wegen der Angriffe auf die von mir herrührenden Relationen ein Wörtchen sprechen und das oben über ihn gefällte Urtheil motiviren zu müssen.

Gleich der erste Satz (S. 3) hat mit dem kurzen Berichtiger alle Eigenschaften, nur nicht die der Kürze, gemein. Es kommen darin „genannte Eigenschaften“ vor, die wenigstens von Hrn. L. D. nirgends genannt sind. Dann sollen „diese Eigenschaften durch ihre gänzliche Zwecklosigkeit auffordern u.“, welcher Unsinn! Das „nur“ am Ende des Satzes steht ganz zwecklos, und S. 8 ganz sinnlos. „Es (das Melodrama) darf sich aber auch nicht so genau mit der Musik vereinigen; sonst bliebe es nur — kein Melodrama mehr.“ Außerdem steht das Es ganz unlogisch; denn es ist nicht von Vereinigung der Musik und des Melodrama, sondern von der Verbindung der ersteren mit der Poesie die Rede.

Auf der dritten Seite fährt der kurze Berichtiger so fort: „Die Mittel dazu (wozu?) giebt der Verfasser, der sich zwar nur Referrent nennt, in- deß die Grenzen der (einer) Relation bey weitem überschreitet, gleich in der Einleitung seinem Widerleger an die Hand, indem er in dem Augenblick, wo er zu beurtheilen anfängt, (das geschieht in der Einleitung nirgends) über sich selbst den

Stab brich'." Gewöhnliche orthographische Schnitzer, wie z. B. S. 6 denn statt dann, lasse ich ungerügt. Ueberhaupt fühle ich keinen Verus, Hrn. L. D's. Geschreibsel ganz durchzukorrigiren. Ich wollte ihm nur zeigen, daß in dieser Hinsicht ein wohlunterrichteter Schulknabe ihm den Rang abgewinnen möchte. So viel also von seiner Grammatik und Logik; jetzt noch etwas von seiner Art zu berichtigen.

Herr L. D. führt die Sätze, welche ihm in jenen Relationen die auffallendsten schienen, nach der Ordnung an. Die himmelschreiendsten, Hrn. Ohmanns Zurücksetzung und Hrn. Ellmenreichs Lob betreffenden, verspart er, des größeren Effektes wegen, bis ans Ende. Man muß gestehen, diese Disposition ist gut. Hrn. Ellmenreichs Talent findet unser kurzer Berichtiger auf ganz neue Art geschildert. Von Schmelz der Töne, Volubilität im Singen hat er noch nichts gehört. Eine Stimme, die mit Orgelton und Glockenklang zu vergleichen wäre, d. h. eine solche, die reine volle Brusttöne hervorbringt, ist ihm gleichfalls etwas fremdes. Damit Hr. Ohmann sich mit Haydn trösten könne, giebt Hr. L. D. vor, auch diesen habe der übermüthige Referent „ad absurdum“ führen wollen. Der Satz: „Haydn hätte einige altschottische Lieder lieber nicht mit harmonischer Begleitung versehen sollen &c.“, heißt nach Hrn. L. D's. Berichtigung so viel, als: Haydn hätte alle seine Symphonien in Unifono schreiben müssen. Welche grobe Verdrehung! Dann fügt Hr. L. D. ein Enkomium jenes Komponisten hinzu, wodurch er seine eigne Stumpfheit auf die evidenteste Weise an den Tag legt.

Ich will dem kurzen Berichtiger bey dieser Gelegenheit zeigen, wie eigentlich berichtet werden muß, und nehme daher zwey seiner Paragraphen vor, die auf der einen Seite einen Schwall von

Kunstaussdrücken enthalten, auf der andern ein anerkannt großes Verdienst würdigen sollen, und daher um so leichter den Nichtkenner verführen könnten, wenigstens etwas Heelles hinter diesem Wortkram zu vermuthen.

„Die ganze musikalische Welt (heißt es S. 5.) hat durch das ganze Europa (ist das musikalische Europa nicht in der ganzen musikalischen Welt begriffen?) nur eine Stimme, die Haydn, und gerade Haydn (wozu diese Wiederholung?) als den größten und originellsten Komponisten in Symphonien verehrt.“ (Ich habe wenigstens in drey der größten Städte Deutschlands drey musikalische Freunde, die mit mir der Meinung sind, daß Mozart auch in Symphonien größer, als Haydn sey. Unangenehme, künstliche Kompositionen sind darum noch nicht Kompositionen im großen Styl. Zwischen den Mozartschen und Haydn'schen Symphonien ist ungefähr derselbe Abstand, wie zwischen Mozarts Requiem und Haydn's Schöpfung, oder Jahreszeiten. Dieß darf ich behaupten, ohne Haydn's unsterblichem Ruhme im Mindesten zu nahe zu treten. Ich habe nicht nur selbst Versuche in dieser Kompositionsart gemacht, sondern mit meinen Freunden wechselsweise bald diese, bald jene Symphonie von Mozart und Haydn in Partitur gesetzt und sorgfältig genug studirt, um in dieser Hinsicht ein Urtheil fällen zu dürfen). „Selbst Mozart (fährt Herr L. D. fort) hat ihn darin, nach dem Urtheile der größten Kenner und seinem eigenen, nicht erreicht.“ (Wer sind die größten Kenner? Und was Mozarts eigenes Urtheil betrifft, so war Mozart feinführend und Weltmann genug, um sich über einen Haydn nicht übermüthig selbst zu erheben. Haydn selbst gestand, daß er seinen Musiken nicht das Schneidende, nicht den kräftigen Charakter der

Mozartschen geben könne, und erkennt, in einem gedruckt zu lesenden freundschaftlichen Briefe, Mozarts allbesiegenderes Genie an, mit der Bescheidenheit, die den wahren Künstler immer charakterisirt. Man höre weiter.) „Die wenigeren Sinfonien (schreibe Sinfonien, oder Symphonien), welche letzterer (Mozart) geschrieben, besitzen nicht jene einfache Größe, welche die Haydn'schen, auch bey der größten Fülle der Harmonie sowohl, als der Führung oft mehrerer Melodien stets bezeichnet; welche auß künstlichste verwebt, (wo bliebe dann die einfache Größe?) bey der reichsten Instrumentalbegleitung (hat nicht gerade darin Haydn sich nach Mozart gebildet, wie eine Vergleichung der frühern und spätern Symphonien jenes Meisters beweiset?) neben einander fort schreiten, ohne weder gegen einander abzustechen (wie ist das möglich?) noch einander zu verdunkeln (das wäre sehr übel, denn gerade in den mannichfaltigen Schattirungen, in dem abwechselnden Hervor- oder Zurücktreten der Melodien und Stimmen liegt das Leben der Symphonie); im Gegentheil (wovon?) jenen zauberischen Effekt hervorbringen, welchen, wie bekannt, nur Haydn's einzig großer Geist seinen Sinfonien verleihen konnte (quod erat demonstrandum; und wie fade!), der aber freylich vom Lhr dieses Recensenten nicht gefühlt worden seyn mag. (Was berechtigt Hrn. L. D. zu dieser Annahme?)

„Die Art, wie Haydn oft das kleinste Thema durch das künstlichste Gewebe (ancora!) von Instrumentalbegleitung durchführt, es (jenes) nie aus dem Gesichte verliert, die ganze Fülle der Begleitung (ancora!) in Kontrapunktirten, sogar (!) fugirten Saiten (eheu!) ihm nicht allein anzuschmiegen, sondern sogar unterzuordnen weiß; (risum teneatis! Die Fülle der Begleitung dem

Thema anschniegen, ja sogar unterordnen, das einem großen Komponisten nachzusagen! ihm zum Verdienst anzurechnen!) so, daß das dominirende Thema stets durchschimmert, (Toavtologie und dreyfache Wiederholung! und nun?) ist gerade dasjenige, was die Welt in diesen Kunstwerken am meisten bewundert“ (nascitur ridiculus mus! Wenn's doch nur wahr wäre! Herr L. D. hat wohl in seinem Leben keine Fuge von Bach oder Händel gehört. Ich besitze Variationen von C. Bach über die Melodie: vom Himmel hoch da komm ich her; nur ein gedruckter Bogen, aber in Absicht auf Kunst im Kontrapunktiren und Fugiren bemerkenswerther, als alle Symphonien von Haydn. Denn dieser treibt mit fugirten Sätzen gleichsam nur Spiel, nur amnuthigen Scherz!). — „Würde er dagegen diese Themata nach Anweisung des Recensenten im Unifono u. vortragen.“ (Wo in aller Welt giebt Referent diese Anweisung? nirgends! Wozu also all jener Gallimathias! Herr L. D. wollte sich das Ansehen eines Kenners geben und zeigt sich als einen unwissenden Bramarbas!)

Der Satz; „Ost genug hat man ins Licht zu setzen gesucht, wie verderblich eine überhandnehmende Liebhaberey für die Kunst sey:“, bleibt nach Hrn. L. D's. Verfälschung nicht mehr eine historische Anführung von dem was Forkel und Andere gesagt haben; sondern er wird dem Referenten als seine eigne Behauptung zur Last gelegt. Dieß muß dieser sich als eine zwiefache Ungerechtigkeit verbitten: einmal, weil er jenen Satz nicht als eigne Überzeugung aufgestellt hat, und dann, weil er sich selbst nur unter die Klasse der Liebhaber zählt.

Der Satz: „Im Melodrama ist die Vereini- gung der Poesie und Musik nicht so innig als in der Oper u.“, lautet nach Hrn. L. D's. schiefer Be-

richtigung ungefähr also: „Das Melodrama kann ohne Musik leben.“ Nun giebt er einen eignen Senf über die Natur dieser Kunstgattung, den ich aber nicht zum zweytenmale zu lesen, geschweige denn zu beurtheilen, mich überwinden kann.

Den Satz: „Es fehlte, wie immer, an einer eigentlichen durchgreifenden Bassstimme; ein Bedürfniß, dem Hr. Ellmenreich dießmal vortrefflich abhalf 2c.“, nimmt Hr. L. D. gewaltig übel. Der Grund davon ist wohl einzig in desselben paradoxer Vorliebe für Hrn. Ohmann zu suchen, denn daß die Bassstimme, als das Fundament der Harmonie, vorherrschen und folglich verhältnißmäßig stärker besetzt seyn müsse, kann der kurze Berichtiger in jedem Handbuch für praktische Musik, z. B. in Quanzens Anleitung 2c., oder auch schon in Sulzers Theorie d. sch. K. (unter dem Artikel: Bass) nachlesen, wenn er einmal gelernt hat, mit Verstand zu lesen.

„Selbst gute Komponisten, sogar Mozart nicht ausgenommen, haben oft vernachlässiget, die Charaktere in der Musik getreu zu halten und durchzuführen.“ Dieser Satz, den Jeder unterschreiben wird, der sich die Mühe gegeben hat, Glucks Opern genau zu studiren, und andere, sogar einige mozartsche, nach diesem Maßstabe zu messen; dieser Satz lautet nach des kurzen Berichtigers Verfälschung etwa so: In keiner von Mozarts Opern ist irgend ein Charakter treu gehalten und durchgeführt.

„Hier darf Hrn. Ohmanns Name nur genannt werden, um anzudeuten, daß die Hauptrolle, der Wasserträger, vortrefflich gespielt wurde.“ Diesen Satz nennt Herr L. D. ein nichts sagendes, abgeschmacktes Lob. Wenn Tffland eine Rolle, oder Duffel ein Konzert 49mal gut gespielt hat, so darf man zum 50stenmal feck nur seinen Na-

men nennen, um anzudeuten, daß das Spiel vortrefflich war. Jedoch sans comparaison; denn Herr L. D. will dieses auf Herrn Dhmann nicht angewandt wissen.

Nachdem der kurze Berichtiger die angeführten Sätze aus meinen Relationen auf angezeigte Art gemißhandelt hat, wendet er sich zu den späteren in No. 46. d. W. U. Ich aber wende mich von ihm als einem unsauberen Geiste hinweg; denn wer mit Ausdrücken, wie „Bierhausmusik“ und „Wachtstubenchöre“ um sich wirft, ist ein ungeschliffener grober Gesellschafter, den die Natur in jeder Rücksicht mit einem Bierfaß ausgestattet zu haben scheint. Zum Schlusse nur noch die Bemerkung, daß Hrn. Dhmann sicher mehr damit gedient war, von Sachkundigen getadelt, als von einem aufgeblasenen Zeloten vertheidigt zu werden; und wollte der kurze Berichtiger sich einmal zu Hrn. Dhmanns Champion aufwerfen, so bot ihm ja eine Stelle in der allgemeinen musikalischen Zeitung früher und besser Gelegenheit zu diesem Ritterdienste dar. Denn dort lesen wir (No. 3., d. 15. Octob. 1800, S. 44.) nicht etwa nur, daß Hr. Dhmann einem notorisch seltenen Sänger untergeordnet wird, sondern sogar folgendes: „— Im Don Juan, wo Hr. Saal (bekanntlich ein braver Bassist) gar nicht dabey war, und der Leporello von dem armen Dman gespielt wurde, der mit alberner Aktion Stimme und Gesangkunst, die er nicht besitzt, ersetzen wollte, da wurde die Verunstaltung ein wenig zu arg.“

Der Verfasser der Relationen über musikalische Gegenstände in No. 25, 26 u. 27 der W. U. von diesem Jahre.